3 1761 06609771 8

Friedrich-Freksa

Phosphor

1 — 9 — 1 — 2

Georg Müller Verlag

p

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/phosphorromanmit00frek

05 1.-59

Bibliothek
Dr.ing.A.Soennecken
Bonn

Friedrich-Freksa

Phosphor

Roman

✳

Mit fünfundzwanzig Zeichnungen
von
Emil Preetorius

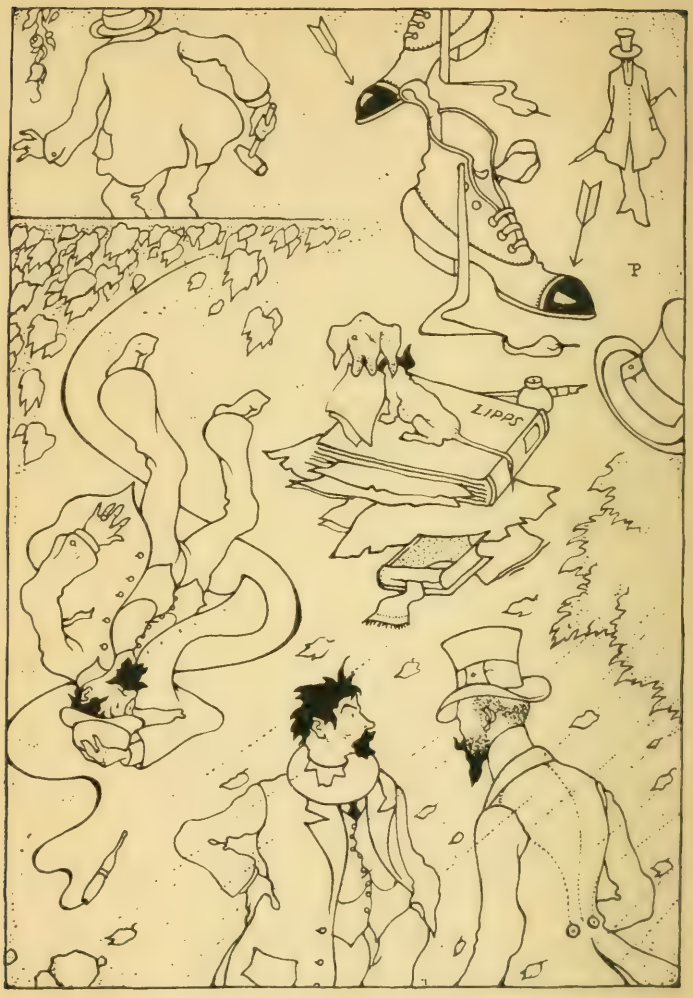
1·9·1·2
Georg Müller in München

PT
2611
R39P5

Fünfzig Exemplare wurden in der Presse numeriert von Dichter und Künstler signiert und in Ganzpergament gebunden.

Eveline und August Grieſebach,

den Geſchwiſtern


LIPPS

Erſtes Kapitel

Die Sehnsucht ſchilt den leeren Raum:
Ich weiss nicht, was ich ſelbſt begehre,
Des Menſchen Leben heisst ein Traum.

Johann Christian Günther.

Handelt davon, wie der Dr. Phosphor an einem Montag auf den Kopf fällt. Von der Sturzerfahrung. Was der Doktor für ein Menſch war. Von der Sterbeſtunde ſeines Vaters. — Warum die Väter überhaupt leben — eine Frage, die zu löſen nur die ſtaatlich angeſtellten Profeſſoren berechtigt ſind. — Von der Nichtswürdigkeit mancher Studenten, zu denen der Dr. Phosphor nie gehörte. — Von einem Begriffsdackel und den Begriffsdackeln überhaupt. Wie der Zuſtand des Doktors nach dem Sturze war.

Dreiunddreißig Jahre, drei Monate, drei Wochen und drei Tage war der Doktor Phosphor alt, als er kopfüber von seinem Balkontische herabstürzte und mit dem Schädel auf einen handtellergroßen Stein im Vorgarten seiner Villa aufschlug.

Wäre der Handelsamtsvorsitzende Liebenkiel, der gerade die Villenstraße langsam herabwandelte, nicht in handelsstatistischem Nachdenken versunken gewesen, so wäre ihm der Genuß zuteil geworden, zu beobachten, wie der Sturz sich entwickelte. Denn seltsam mußte den Untenstehenden der Vorgang anmuten. Zuerst wuchs die graue behäbige Figur des Dr. Phosphor hinter der mit grünen Spargelpflanzen verschönten Brüstung des Balkons hervor. Dann krümmte sich der Rücken des Doktors krampfhaft zusammen, kurz darauf schwebte die Fortsetzung dieses Rückens, die eine nicht geringe quadratische Ausdehnung besaß, über der Brüstung, bis sich schließlich der gespensterhafte, schauerliche Anblick bot, daß Edgar Phosphor, dessen Füße nicht zu sehen waren, auf einer festgewordenen, imaginären Luftschicht, etwa einen Meter über dem Fußboden des Balkons, dahinwandelte.

Zu diesem phantastischen Vorgange stand die Figur des Doktors so gar nicht im Verhältnis, denn er war ein starker Mann, der in dem nüchternsten Pfeffer- und Salzüberrock von der Welt steckte. Auf dem Kopfe trug er einen schwarzen, steifen Melonenhut, und das Gesicht, das ein kurzer brauner Bart umrahmte, war gewöhnlich, um im Polizeijargon zu reden.

Einen Augenblick stand diese Alltagsfigur ruhig da, so ruhig, daß niemand noch über den Vorgang nachgedacht hätte, — dann aber reckte sich der rechte Arm dieser Figur beschwörend zum Himmel. Plötzlich war es, als sänke ein fürchterlicher Fluch von droben herab, unter diesem Fluche wurde der Doktor nach unten gepreßt,

die Luftschicht, auf der er stand, gab nach, noch einmal griff er nach vorn in die Luft, dann drehte er sich und fuhr rücklings fallend in die Tiefe über die Balkonbrüstung hinaus. Senkrecht sauste er in das Verderben, voran der steife Hut, und die Hände blieben wie durch einen Bann an die Hosennaht gepreßt.

Dies alles hätte der Herr Handelsamtsvorsitzende sehen können. Aber da er zu den Leuten gehörte, die von den meisten Gegenden, durch die sie gehen und reisen, nur den Boden betrachten, und alles, was auf dieser Erde geschieht, für „kaum glaublich" halten, so entging ihm dies Wunder, das sich vier Meter über der Erde abspielte, denn so hoch lag der Balkon der Vorstadtvilla, die der Doktor Edgar Phosphor bewohnte.

Danach kann ein jeder, der sich durch Bergsteigen, Radfahren, Fußballspielen und Turnen Verständnis für Stürze erworben hat, selbst beurteilen, ob ein Sturz von vier Meter Höhe plus ein Meter Höhe des eisernen Balkontisches, zuzüglich der hundertundzweiundsiebenzig Zentimeter, die Herr Dr. Phosphor selbst maß, ungefährlich war oder nicht. Nur ein Urteil von Automobilfahrern lehnen wir ab. Diese starkknochigen Leute mit kühlen Nerven und einem Gewichte von mindestens hundertundneunzig Pfund, deren Glieder pneumatikartig von hartem Fett umgeben sind, bilden einen neuen heraufkommenden Typus des Menschengeschlechtes. Sie sind unempfindlich wie Robben, durch die Schnelligkeit ihrer Fortbewegung an andere mechanische Bedingungen gewöhnt, und scheinen von einem schweren Planeten auf diese Erde versetzt zu sein. Ein jeder Sturz, der nach dem simplen irdischen Galileischen Fallgesetz erfolgt, lockt ihnen nur ein mitleidiges Lächeln ab. Diese Gewaltigen hat uns schon die Apokalypse im neunten Kapitel also geschildert: „Und aus dem Rauch kamen

Heuschrecken auf die Erde. — Und in denselben Tagen werden die Menschen den Tod suchen und nicht finden; werden begehren zu sterben, und der Tod wird vor ihnen fliehen. Und die Heuschrecken sind gleich den Rossen, die zum Kriege bereit sind, und haben Panzer, wie eiserne Panzer, und das Rasseln ihrer Flügel ist wie das Rasseln an den Wagen vieler Rosse, die in den Krieg laufen. Und hatten Schwänze gleich den Skorpionen, und es waren Stacheln an ihren Schwänzen, und ihnen ward Macht gegeben, zu beleidigen die Menschen."

In unseren Tagen traten sie ins Leben. — All das, was den früheren Auslegern der Apokalypse an dieser Stelle dunkel und rätselhaft war, ist für unser erschauerndes Geschlecht durch den Automobilmenschen erfüllt. Wie richtig ist der Vergleich mit den Heuschrecken, die im Rauche kommen, und selbst die vielen Pferdekräfte wurden von dem großen Johannes vorausgeahnt. Freilich, manches paßt auch in unsere Auslegung nicht hinein. Das aber ist das gewöhnliche Los aller Auslegungen der mystischen Bücher, und da wir die unsere für die allein richtige halten, haben wir auch das Recht, mit einem gewissen mitleidigen Lächeln hochmütig auf all die anderen, die unsere einzig richtige Meinung nicht teilen, herabzusehen. So wurde es immer in allen Religionen, Wissenschaften und Weltanschauungen gehalten! Wer also wollte uns ein Gleiches wehren!

Jeder Mensch also, der nicht zu dem Geschlechte der Automobilisten, dessen neueste benzinerzeugte Spezies die Luftflieger sind, gehört, wird mit verständnisvollem Kopfschmerze dem Sturze des Dr. Edgar Phosphor von seinem Balkontisch herab gefolgt sein, und wird nun fragen, wie konnte der Doktor eine solche exzentrische Handlung begehen, denn als dreiunddreißigjähriger Mann

mußte er doch wissen, daß er da bei einem Ausgleiten vom Tische keinen guten Stützpunkt finden konnte, zumal zur Rechten das Zimmerfenster aufstand und der Balkon zur Linken viel zu schmal war.

Diese Frage ist unbedingt als berechtigt zuzulassen. Der Doktor Phosphor gehörte allerdings nicht zu den Menschen, die sich durch solche unüberlegte Handlungen auszeichneten. Im Gegenteil, sein Leben war wohl begründet und regelmäßig verlaufen. Mit achtzehn und einem halben Jahre hatte er sein Abiturium gemacht, und war während seiner ganzen Schulzeit ein Schüler gewesen, der in allen Fächern stets genügend, in der Religion, der Aufmerksamkeit und im Fleiße mit gut, im Betragen mit lobenswert zensuriert wurde, zu dem guten Durchschnitte hatte er stets gehört, und bekanntlich sind dem Pädagogen die Schüler dieser Gattung die liebsten. Unser ganzer, vom Staate verordneter Unterricht geht ja daraufhin, den guten Durchschnitt zu erzielen, weil Menschen dieser Gattung, die in allem genügen, in Fleiß, Religion und Aufmerksamkeit gut, im Betragen lobenswert sind, die besten Staatsbürger abgeben.

Und das Leben Phosphors rechtfertigte die staatliche Erziehung vollkommen. Pünktlich nach acht Semestern machte er seinen juristischen Doktor, diente dann sein Jahr ab, setzte die erste Felddienstübung hinterdrein, wurde Vizefeldwebel und bei der zweiten Übung programmäßig Reserveleutnant.

Inzwischen trat er in das Bankgeschäft seines Vaters ein, tat sich alsdann im Auslande etwas um, und konnte das Bankgeschäft mit dreißig Jahren, als sein heißgeliebter Vater starb, mit Erfahrung und Sachkenntnis übernehmen.

Auf dem Totenbette hatte er dem Vater versprechen müssen, das Geschäft so bald als möglich an eine Großbank abzugeben

„Denn," sagte der Vater Phosphor, „lieber Junge, ich habe gesehen, wie die Großbanken uns langsam das Wasser abgraben. Wie ich dich kenne, wirst du nie es wagen, dich in große und gefährliche Unternehmungen einzulassen. Darum mach zur rechten Stunde mit dem Geschäfte Schluß. Dann kannst du ein friedliches und sorgloses Leben führen, und danach, mein lieber Sohn, habe ich mein Leben lang gestrebt, darum habe ich gearbeitet, damit du, mein Einziger, einmal ein schönes und sorgenfreies Leben führen kannst."

Jeder ältere Mensch hat von seinem Vater, falls er ihn kennt, Worte der Art über den Grund der väterlichen Arbeit gehört, und richtet dann später genau dieselben Worte an seinen Sohn. Der Grund mag wohl darin liegen, daß ein Vater seinem Sohne seine Liebe nicht so bezeigen kann, wie die Mutter. Am Ende des Lebens, wenn alsdann den Menschen so dunkel das Gefühl der Fragwürdigkeit aller Lebensarbeit überkommt, überredet er sich selbst dazu, daß diese Arbeit nur der Kinder wegen geschah. Das ist natürlich nicht der Fall; der Mensch arbeitet aus demselben Grunde, wie er als Kind spielte: um die Zeit zu vergessen. Nur ist der Unterschied vorhanden: dem Kinde ist sein Spiel wichtig; der Erwachsene, den Lebensskepsis schon vergiftet hat, muß sich die Wichtigkeit seiner Arbeit immer wieder aufs neue einreden, und die sicherste Art sich selbst zu belügen, ist und bleibt, den Grund der Arbeit in den Kindern zu finden. So wird das ganze Dasein gerechtfertigt. Überlaß es ruhig den Kindern, den Grund zu finden, warum du selbst gelebt hast. Die Kinder können dann die Antwort wieder ihren Kindern überlassen, und so geht es weiter von Geschlecht zu Geschlecht. Menschen, die diese Fragen genauer nehmen, sich mit ihnen herumschlagen, ihr Leben ihnen opfern, werden

von den lieben Mitmenschen Träumer, Narren, Phantasten genannt. Dabei sind natürlich die staatlich angestellten Professoren auszunehmen, denn sie erhalten ja ihre Mühe bezahlt, haben einen Titel, und damit ist dem gewöhnlichen Bürger die Tätigkeit dieser Herren gerechtfertigt, sie ist nicht fruchtlos, und das besagt alles. Auch schlägt den Herren Professoren ihre Beschäftigung ganz gut an, sie sind nach statistischer Rechnung die Menschen mit der größten Lebensdauer. — Nur einige ruchlose junge Studenten pflegen über ihre Wissenschaft zu spotten, junge Studenten, die mit heißem Herzen auf die Universität gingen und in jugendlichem Leichtsinn vermeinten, man würde ihnen dort den Stein der Weisen geben, und dann das Gefühl hatten, sie müßten im Kleinkram, im Formelwesen ersticken, bis sie endlich einsahen, daß akademische Arbeit ein Spiel ist, wie jedes andere Lebensspiel, in dem man seine Partner gut in Spannung halten soll und nie gegen die Spielregeln verstoßen darf.

Dr. Phosphor hatte nie zu diesen nichtswürdigen jungen Studenten gehört. Schon auf der Hochschule hatte er gegen solche negierenden Lebensanschauungen den intensivsten Abscheu. Instinktiv ordnete er sich richtig in die Gesellschaft ein und lebte so ohne alle Schwierigkeiten. Wahrlich, glücklich zu preisen sind die Menschen, die nur nach dem Nutzen fragen. Jede Lebenslage ist für sie klar, und das Leben selbst besteht für sie aus einer Reihe von Formalitäten, die man nur zu erfüllen braucht, um wohlbehalten und gut ernährt endlich in den Sarg gelegt zu werden.

Als ihn sein Vater daher ermahnte, den Nutzen der väterlichen Arbeit nicht zu verschwenden und das Bankgeschäft im richtigen Moment zu verkaufen, richtete er seine ganze Energie auf diesen einen Punkt und verkaufte das Geschäft sehr günstig an eine Groß-

bank. Wurde er später gefragt, warum er sich so früh von allen Geschäften zurückgezogen hätte, so sagte er: „Sie können sich nicht vorstellen, wie schwierig die Lage eines kleineren Bankiers im letzten Jahrzehnt geworden ist. Freilich, ich hätte unsere alte Firma gern noch meinen Kindern erhalten, aber ich mußte es meinem Vater auf dem Totenbette versprechen, das Geschäft aufzugeben. Der entfernte Gedanke, daß seine Firma schweren Kampfeszeiten entgegengehen könnte, war ihm fürchterlich. So habe ich denn dem Toten zuliebe dieses Opfer gebracht."

Mit dem Willen eines Toten kann man vieles entschuldigen. So entschuldigte denn auch der Dr. Phosphor seine Beschäftigungslosigkeit damit. Er trat in verschiedene Klubs ein, nahm Interesse an dem Fortschritte der Menschheit, machte kleine Reisen, schrieb auch kleine Zeitungsartikel, da ein Schulfreund, der Redakteur geworden war, sie ihm nahm. Er ging damit um, die Tochter eines Bauunternehmers zu heiraten, die eine gute Mitgift mitbekam, ganz hübsch war und gute gebärtüchtige Hüften besaß, so daß die Hoffnung bestand, sie würde das Geschlecht der Phosphors nicht aussterben lassen. Und das war doch nötig, damit dermaleinst auch Phosphor seinem Sohne sagen konnte: „Lieber Sohn, meine ganze Lebensarbeit hatte nur den einen Grund, dir ein schönes und sorgenfreies Leben zu bereiten."

Wie kam solch ein Mensch wie Phosphor nun dazu, vom Balkontisch abzustürzen? —

Dies ist eine Frage, deren Grund schwer zu beantworten ist. Einem zunftmäßigen Psychologen akademischer Observanz würde ich sie nie vorlegen, denn der würde Bücher darüber schreiben, an denen man zugrunde gehen würde. Ich habe für die Gefährlichkeit dieser Bücher Beweise. Als ich in München Psychologie stu-

dierte, besaß ich einen Dackel, ein großes und schönes Tier, das Fellow hieß. Als ich einmal verreiste, ließ ich ein Buch meines Professors, den ersten Band seiner Ästhetik, liegen, und der Dackel holte sich diesen Band in seinen Korb. Als ich wiederkam, war das Tier verändert. Wenn ich aus dem Hause ging, lief es immer um die erste linke Ecke, auch wenn ich um die rechte Ecke bog. Hatte ich ein weißes Stück Papier in der Hand, so machte er ein Männchen und wollte es sich als Zucker erbetteln, ging ich abends aus, so lief er in ein bestimmtes Lokal, – in das ich mitunter gar nicht wollte. – – Denken Sie an, das Tier handelte nach Begriffen, es war ein Begriffsdackel geworden, und der Grund war, daß es auf der Ästhetik des Professors geschlafen hatte. Daraus entnahm ich, wie leicht man durch Beschäftigung mit professoralen Büchern zum Begriffsdackel werden kann. Also keine Ästheiten und Psychologen will ich befragen, sondern schlicht erzählen, was dem Sturz Dr. Phosphors vorausging, und was ihm folgte.

Der Tag, an dem der Sturz stattfand, war der zehnte Mai des Jahres, ein Tag, den die meteorologische Wissenschaft als einen wolkenlosen, sonnigen, warmen Tag angegeben hatte. Darauf hatte sich Phosphor, der stets Wettervorhersagen in der Abendzeitung las, verlassen und einige Freunde zur Maibowle gebeten, die er stets um diese Jahreszeit einmal auf dem Balkon seiner Villa mit diesen Freunden zu trinken pflegte.

Doch trau einer der Wissenschaft! Schon am Morgen hatten leichte Regengüsse eingesetzt, die den Dr. Phosphor so nervös machten, daß er einen Beschwerdebrief an seine Zeitung richtete und sein Recht als Abonnent geltend machte, richtige Wettervorhersagen zu erhalten. Er stellte sogar eine Berechnung auf, in

der er die Wäsche von einem Tischtuche und mehreren Servietten und einen durchgeweichten Kuchen unter den zu Schaden gekommenen Gegenständen aufführte.

Am Nachmittage war es zwar warm, aber ab und an setzte ein leichter Wind ein, durch den zum Ärger des Doktors sich eine Blumenranke löste, die sich stimmungsvoll über den Tisch zu Häupten der Gäste ranken sollte.

Da Phosphor die Gesellschaft in einer Stunde erwartete, stieg er auf den Tisch, nachdem er auf das Tischtuch zur Schonung eine Zeitung gelegt hatte.

Das Tischtuch kam ins Rutschen, und so stürzte Phosphor ab und war im eigentlichen Sinne nur das Opfer der Wissenschaft geworden, der er zu sehr vertraut hatte. Denn an einem sonnigen, windlosen Tage hätte sich die Ranke nie gelöst.

Der Sturz kam dem Doktor so unvermutet, daß er nicht einmal die Hände schützend vorstreckte. Er sauste senkrecht auf seinen Schädel, und hätte er nicht seinen steifen Melonenhut aufgehabt, so wäre der Sturz ihm sicher übel bekommen.

So aber schlug er sich nur den Hut entzwei, dessen Krempe ihm bis über die Nase herabgedrückt wurde. Sein Schädel erwies sich als stark genug, und als Phosphor wieder zur Besinnung kam, hatte er, äußerlich von einigen Beulen abgesehen, keinen Schaden genommen. Nur der Kopf brummte ihm, als säße ein Bienenschwarm darin, oder als liefe das Räderwerk einer Uhr schnell ab.

Ihm war zumute, als wäre er schwer verschlafen, auch schien ihm die ganze Welt viel dunkler als zuvor. Langsam richtete er sich auf. Da erst kam ihm ins Bewußtsein, daß er vom Balkon abgestürzt war.

Als er wieder aufrecht daſtand, begann es leiſe von den Bäumen zu regnen, dieweil ein Wind die feuchten Blätter bewegte. Es tat ſich die Gartentür auf, und als erſter Gaſt trat der Handelsamtsvorſitzende Liebenkiel ein. Höflich lüftete er den hohen Hut, als er den Hausherrn erblickte, und ſpannte alsdann den Schirm auf, den er bis dahin mit beiden Händen auf dem Rücken getragen hatte. „Guten Tag, Herr Doktor," ſagte er beſtimmt und ruhig, wie man eine ſolche Phraſe zu ſagen pflegt.

„Schlechten Tag!" antwortete ihm Dr. Phosphor.

Dieſe Antwort veranlaßte den würdigen Handelsamtsvorſitzenden ſeinen Wirt genauer ins Auge zu faſſen. Da erblickte er nun freilich ein wild und verſtört ausſchauendes Geſicht mit zwei mächtigen, Stierhörnern ähnlichen Beulen auf der Stirn. Am meiſten aber beleidigte den Ordnungsſinn des Handelsamtsvorſitzenden die fatale Hutkrempe, die unter dem Kinn den Hals des Dr. Phosphor in der Weiſe umſchloß, wie auf alten holländiſchen Bildern die Mühlſteinkragen die Hälſe unſerer Altvorderen.

„Was ſoll das bedeuten, Doktor," ſtieß Liebenkiel indigniert heraus, auf die Hutkrempe deutend, „was iſt Ihnen paſſiert, warum begrüßen Sie mich ſo barſch?"

„Darüber können wir im Hauſe reden. Es iſt nicht nötig, daß wir uns deswegen naßregnen laſſen!"

Nach dieſen Worten trat der Doktor zum Haustor, in das der Handelsamtsvorſitzende zögernd, mißtrauiſch eintrat, während ſich in ſeinem Kopfe nur der eine Gedanke regte: „Warum wünſcht er mir einen ſchlechten Tag?"

Dr.

Zweites Kapitel

Die Welt ist sehr sicher worden und verlässt sich auf die Bücher, die sie jetzt hat, und meinet, wenn die Leute es lesen, so können sie alles.

Luthers Tischreden.

Handelt zunächst von der heiligen Inquisition. – Der Herr Handelsamtsvorsitzende Liebenkiel wird beschrieben, und die kulturhistorische Wichtigkeit des Wirbels und der Zehe festgestellt. – Der Leser erfährt, wie Liebenkiel und Phosphor zu der Frage stehen, wenn der Mond sein Auge zukniffe. – Von der seltsamen Erscheinung der Hutkrempe. Was Phosphors Lachen für eine Bedeutung hatte. – Verteidigung Liebenkiels, – und Stellung einer Doktorfrage die der Verfasser dem Leser zu beantworten überläßt.

Tritt ein uns neuer Mensch in unseren Gesichtskreis, so haben wir ein Recht darauf, zu fragen: „Sagen Sie doch, wer ist eigentlich dieser Mensch? —“ Und in dieser Frage, bei der der Nachdruck auf dem harmlosen Wörtchen „eigentlich“ liegt, sind sämtliche Fragen beschlossen, die König Philipp an die heilige Inquisition hätte richten sollen, um sich über den Charakter jenes nichtswürdigen Marquis Posa, der ihn so schnöde hinterging, zu belehren.

Die Antwort auf die Frage, wer ist eigentlich dieser Mensch, ist gewöhnlich ebenso geheimnisvoll und ausführlich, wie die Antworten, die die frommen Hüter der Santa Casa den spanischen Königen über die Posa und andere Ketzer Christen erteilten.

Es ist Sitte, auf diese Frage alles, Wahres und Falsches zu berichten, was man über das betreffende Individuum weiß. Über das Falsche soll sich keiner graue Haare wachsen lassen, denn auch aus den Lügen, die über einen Menschen umlaufen, kann sich jedermann ein ganz gutes Bild machen, was seine Mitmenschen von dem Menschen halten und ihm zutrauen. Darum bin auch ich gezwungen, dem gewissenhaften Leser, der sich schon unruhig auf seinem Kanapee hin- und herwälzt, diese Frage genau zu beantworten, wer eigentlich der Handelsamtsvorsitzende Liebenkiel war, obwohl der sonderbare Gemütszustand, in den der Sturz meinen Freund, den Dr. Phosphor versetzte, mir viel mehr am Herzen liegt. — Aber der Leser hat sein soziales Recht, die neue Person kennen zu lernen, und ich bin gezwungen, mich seinen Wünschen zu fügen.

Wie es sich für einen Weltmann von Liebenkiels Art geziemt, will ich zunächst Hut und Stiefel des Herrn Handelsamtsvorsitzenden beschreiben, denn nächst dem Polizeibericht, der gesell-

schaftlichen Stellung und dem geöffneten Portemonnaie sind die Bekleidungen des Wirbels und der Zehe die instruktivsten Bestimmungspunkte, um bei einem Menschen einen ersten Schluß zu ziehen, ob man mit ihm verkehren kann oder nicht.

Leute, die einen vielfachen Verkehr pflegen, wie Diplomaten, Offiziere, Korpsstudenten und gewisse liebenswürdige Damen pflegen denn auch zuerst auf die Bekleidung des Wirbels und der Zehe zu achten. Alles, was dazwischen liegt, ergibt sich von selbst mit derselben Sicherheit, mit der der Mathematiker nach zwei festen Punkten eine gerade Linie bestimmt.

Der Hut des Herrn Handelsamtsvorsitzenden also war ein hoher Hut, ein sogenannter Halbzylinder, eine Kopfbedeckung, die aus der Kreuzung der Melone und des Zylinders hervorgegangen ist. Dieser Hut zeigte an, daß der Herr Handelsamtsvorsitzende zwar sehr viel auf Würde hielt, daß er es aber verschmähte, diese Würde durch den kalten Glanz eines funkelnden Zylinders öffentlich einem jeden zu dokumentieren.

Der Eindruck ward verstärkt, wenn man voller Verwirrung über die Erhabenheit des besagten Hutes die Stiefel des Herrn Handelsamtsvorsitzenden mit gesenkten Augen musterte. Es waren chevreauxlederne Stiefel mit lackierten Kappen. Diese Stiefel redeten eine laute und eindringliche Sprache: „Mein Herr gibt etwas darauf, daß wir festlich leuchten, aber er will nicht aufdringlich sein, er verschmäht den lauten Glanz, er begnügt sich mit der Andeutung von Freude und Festlichkeit, die unsere Spitzen allein ausstrahlen."

Was zwischen Wirbel und Zehe des Handelsamtsvorsitzenden lag, bestätigte das, was Hut und Stiefel predigten. — Der schwarze Leibrock zeigte Würde und zugleich Eleganz, die durch eine schwarze Atlasweste gesteigert wurden. Die gutgebügelten grau- und schwarz-

gestreiften Beinkleider waren mit Gediegenheit und gutem Sitz erfüllt. Das weiße Oberhemd mit den festen Manschetten und festem Kragen erzählte von selbstverständlicher Sauberkeit. Und so nahm es denn den Menschen, der den Handelsamtsvorsitzenden betrachtete, kein Wunder, daß als würdiger Abschluß dieser gesamten anständigen Kleidung ein ruhiges, korrektes Gesicht vorhanden war, welches ein langer grauer Vollbart umrahmte. Die etwas ungewöhnliche Länge dieses Bartes wurde korrigiert durch einen sorgfältig bis in den Nacken gezogenen Scheitel, der keinen Gedanken an einen außergewöhnlichen Kopf aufkommen ließ. Auch die Hände, die eine verborgene Sprache bei einem jeden Menschen reden und gar oft die verborgene Persönlichkeit offenbaren, verrieten nichts Außerordentliches, weder Kraft, noch Nervosität, noch Laster. Es waren gut gepflegte, gut genährte, nicht angestrengte Hände, die sich so unauffällig gebärdeten, daß sie gar nicht in die Erscheinung traten.

Wegen all dieser Eigenschaften nun, die schon die Kleiderhüllen verrieten, wurde der Herr Handelsamtsvorsitzende Liebenkiel für einen bedeutenden Mann gehalten, für einen tiefgründigen Politiker, für einen „kommenden Mann", wie es in der Kunstsprache der Journale heißt. Und in der Tat wurde in Regierungskreisen seine Berufung zum Handelsminister lebhaft erwogen.

Phosphor rechnete sich die Bekanntschaft dieses Herrn, fast hätte ich Freundschaft gesagt, zur höchsten Ehre an. Sein Selbstvertrauen richtete sich an diesem Manne empor, rankte sich an ihm hinauf, wie der Efeu an der starken Eiche. Wenn man von seinen Bekannten sprach, sagte Edgar Phosphor mit größtem Stolze zu sich selbst, bei mir verkehren Leute wie der Herr Handelsamtsvorsitzende Liebenkiel, — und die Bedeutung Liebenkiels verklärte auch ihn.

Liebenkiel hingegen brauchte seinerseits auch einen Kreis von gediegenen, anständigen Menschen; er wurde sich seiner Bedeutung überhaupt erst bewußt, wenn er bedachte, daß Männer von gesicherter Lebensstellung, wie Dr. Phosphor, mit Vertrauen ihre Augen auf ihm ruhen ließen. Er fühlte sich als Brennpunkt der Interessen, als Vertreter gesunder Bürgerlichkeit, kurz als liberaler Mann. Der Handelsamtsvorsitzende war das Haupt einer Gruppe geworden, und zwar, wie es meistens im Leben geht, er selbst wußte nicht warum, und die Leute, deren Haupt er war, wußten auch nicht warum. Aber die Frage „warum" ward auf beiden Seiten nicht ausgesprochen, der bestehende Zustand wurde für einen natürlichen, vom Schöpfer gewollten gehalten, wie es fast immer im Leben der Fall ist.

Nun erst kann der Leser ganz ermessen, wie die rauhe und abrupte Antwort Dr. Phosphors am Gartentor den Handelsamtsvorsitzenden erschüttern mußte. Diese Antwort brachte sein ganzes Weltsystem ins Wanken, denn für ihn war das sonderbare Betragen Phosphors genau dasselbe, wie für einen Astronomen etwa die Erscheinung, daß der Mond seine klare Scheibe plötzlich augenblinzelnd zusammenkniffe. Unseren Freund Phosphor hingegen hätte es gar nicht weiter verblüfft, wenn etwa jetzt um die vierte Nachmittagsstunde an einem Maientage der Mond am Himmel aufgegangen wäre, extra nur zu dem Zwecke, sein Auge zuzukneifen. Vielleicht hätte er nur kaltblütig zu dem Handelsamtsvorsitzenden gesagt: „Herr Liebenkiel, wir müssen dem kurzsichtigen Mond ein Monokel besorgen!"

Denn in dieser Verfassung war er nach seinem Sturze. Die tollsten Gedankenverbindungen rasten durch seinen sonst so ruhigen, im Gewohnheitsschema befangenen Kopf. Wenn er den Handels-

amtsvorsitzenden von der Seite ansah, erschien es ihm unglaublich, daß dieser eine so außerordentlich angemessene Ruhe bewahrte, und die Idee durchzuckte ihn, den Herrn Liebenkiel die Kugelknopfreihe seiner Weste entlang aufzuschneiden, um innen nachzusehen, ob der würdige Mann nicht doch vielleicht aus Papiermaché bestünde. Er griff auch schon, als beide auf dem Balkon standen, von dem Phosphor soeben abgestürzt war, nach dem großen Kuchenmesser, da aber riß ihn die ruhig und gelassen hingeworfene Bemerkung des anderen: „Ich danke, mein lieber Herr Doktor, ich will doch lieber warten, bis die anderen kommen", aus seinen jähen Gedankenverbindungen. Er legte das Messer wieder aus der Hand. Das Bild von dem aufgeschnittenen Papiermachébauche entwich aus seinem Gehirn, oder richtiger, es verblaßte, während ihn ein leichtes Zittern befiel. Nun begann ein unangenehmer Kitzel sich zwischen seinen Schultern fühlbar zu machen, es war ihm, als ob eine Spinne das Rückgrat langsam hinunterkröche. Er mußte sich wie unter einem Zwange umwenden und sah nun Liebenkiels Augen durchdringend auf sich ruhen.

Gerade, als er seinen Mund zur Frage öffnete, schlugen diese Worte des andern an sein Ohr: „Um des Himmels willen, Doktor, wie kommen Sie dazu, die Hutkrempe um den Hals zu tragen?"

Mechanisch griff Phosphor an seinen Hals, fühlte dort die Krempe und zog sie sich nicht ohne einige Anstrengung über die Ohren und den Kopf. Alsdann betrachtete er die fragwürdigen Überreste seiner Christymelone mit lächelnder Verwunderung.

„Seltsam ist es," sagte er leise, „wozu der Mensch in seinem Leben alles kommt!"

Wieder überfiel ihn das Zittern wie zuvor. Die Hutkrempe entglitt seinen Händen, und schwebte zum zweitenmal

vom Balkon herab zum Garten, als begehre sie, sich mit ihren anderen Teilen im Tode wiederzuvereinigen.

„Fühlen Sie sich etwa nicht ganz wohl," fragte Herr Liebenkiel.

Diese zweite Frage schien aus einer ganz weiten Ferne an die Ohren des guten Dr. Phosphor zu dringen. — Plötzlich lachte er hell und sarkastisch auf!

„Nein," rief er, „ich habe mich noch nie so wohl gefühlt, wie in diesem Augenblicke, nie so wohl gefühlt! Aber Sie scheinen mir zu meinem größten Leidwesen plötzlich an Gelbsucht erkrankt, Ihr Gesicht wenigstens ist ganz grün!"

Liebenkiel sank in den bequemen Korbstuhl, in dem er Platz genommen hatte, wie vom Schlage getroffen zurück. Er begriff den Dr. Phosphor nicht mehr. Dieses grelle, plötzliche Lachen, diese abrupten, verdrehten Antworten waren denn doch mehr, als er sich zumuten konnte. Das war gegen alles Gesetz, gegen alles Herkommen, gegen alle Sitte, gegen jede gute Manier.

Aber ehe er sich wieder zur gewohnten Positur in seinem Korbstuhle aufrichten konnte, war der Dr. Phosphor mit einem kleinen Taschenspiegel zur Hand.

Unwillkürlich verloren sich die Augen des Handelsamtsvorsitzenden in dem Spiegel, doch im ersten Augenblicke fuhr er zusammen. Sein Gesicht war wirklich grün, sein Mund grün, transparent-grün. Doch dann lachte er mit zusammengekniffenen Lippen verächtlich: diese grünliche Färbung hatte einen natürlichen Grund, einen Grund, der keinem Menschen stichhaltig vorgekommen wäre und etwa das unerhörte Benehmen Phosphors entschuldigt hätte: die Grünfärbung kam von einigen Reflexen Sonnenlichtes, das durch einige Blattranken gebrochen wurde, und das hat doch mit einer wirklichen Farbenveränderung oder

gar mit Gelbſucht durchaus nichts zu tun — über ſolche Erſcheinungen ſieht man doch gewöhnlich hinweg, oder beſſer noch, man iſt ſo gut erzogen, daß man ſie gar nicht bemerkt.

„Warum machen Sie ſolche Scherze, die gar nicht zu Ihrem Weſen paſſen? — Sagen Sie, haben Sie etwa ſchon von der Bowle probiert?“ fragte nun der Handelsamtsvorſitzende ſtreng und inquiſitoriſch den guten Dr. Phosphor.

Der aber lachte wieder grell auf.

Laut und reſpektlos war dies Lachen, das jede Schranke niederriß, die ſich doch einmal zwiſchen zwei verſchiedenen Menſchen von Würde und Lebensſtellung befindet. — — Und nun war der Handelsamtsvorſitzende völlig ratlos, denn wie alle ernſthaften Männer mißbilligte er dieſe würdeloſen Ausbrüche, die immer den Zweifel aufkommen laſſen, ob die Situation, der letzte Satz, oder der Fragende ſelbſt verlacht wird. — — Die ratloſen Blicke, die aus den großen, übermäßig erweiterten Augen Liebenkiels hervorquollen, verſetzten ſeinen Freund in eine immer größere Luſtigkeit. Kirſchrot wurde er im Geſicht und hielt ſich das ſchmerzende Zwerchfell, das wie eine übermäßig bearbeitete Trommel zu zerplatzen drohte, mit beiden Händen. Gelähmt, einer kunſtvoll angezogenen Holzpuppe nicht unähnlich, ſaß der Handelsamtsvorſitzende da, mit herabgeſunkenem Unterkiefer, wie ein lauernder Nußknacker, der da wartet, daß ihm eine Nuß zwiſchen die Zähne geſteckt werde. Er begriff nicht, er konnte nicht begreifen, und hätte es auch nicht vermocht, ſelbſt wenn er es gewollt hätte.

Denn urplötzlich waren alle Gedanken, alle Ideen, alle Begriffe des Dr. Phosphor, die bis zu dieſer nämlichen Stunde noch dem Weſen Liebenkiels verwandt waren, verändert! Der Doktor hörte und ſah ſelbſt anders als der Herr Handelsamtsvorſitzende.

Dessen Geist bewegte sich in geordneten Bahnen, sein seelisches Leben glich dem Werke einer gut geölten, sicher laufenden Uhr. Da saßen die alten, gut eingefügten Walzen, die die Meister der Erziehung eingefügt hatten, da waren die Achsen des Vorurteils und der Voreingenommenheit, da griff sauber ein Zahnrad in das andere, getrieben durch die Feder der Gewohnheit, und Zeiger waren da, die Mißachtung, Begeisterung und Zorn anzeigten, genau wie es sein sollte.

Und ihm gegenüber saß ein Mensch, der sonst in ein ganz gleiches seelisches Uhrwerk hineingehört war, wie der Herr Handelsamtsvorsitzende! Allein durch den großen und entscheidenden Moment des Sturzes war dies ganze Uhrwerk urplötzlich abgelaufen, die Achsen der Erziehung und die Zapfen der Vorurteile waren zersprungen, die Feder der Gewohnheit war abgeglitten, und mit befreiten Augen sah Phosphor in die Welt, und seine Ohren hörten Neues und Ungewohntes.

Wäre er wie früher gewesen, so hätte er nie vermocht, Liebenkiels Gesicht grün zu sehen. Sein guter logischer Kulturverstand hätte ihm seine Sinneswahrnehmung so deutlich wegdisputiert, daß er immer das Schema eines gewöhnlichen Europäergesichtes vor sich gesehen hätte, so ungefähr, wie man es in einem Wachsfigurenkabinette sieht.

Dr. Phosphor nach dem Sturze war ein anderer, wie der Dr. Phosphor vor dem Sturze, das haben wir schon gemerkt, weil wir ja den Sturz gesehen haben. Aber der Handelsamtsvorsitzende hatte den Sturz eben nicht gesehen, denn wenn er gewußt oder auch nur geahnt hätte, daß Phosphor auf den Kopf gefallen war, so wäre ihm dessen Wesen vollständig klar geworden, und alle Reden und Äußerungen hätte er so aufgefaßt, wie sie es verdienten.

Herr Liebenkiel gehörte nun einmal zu den Menſchen, die nur das ſehen, was ſie ſich ſchon vorher denken können, und ſich nur das denken können, was ſie ſehen. Alles Außerordentliche, was im Leben und in der Zeit geſchah, erſah er aus der Zeitung, und die hatte den Sturz des Dr. Phosphor weder vermeldet noch erklärt.

Darum muß man ihn durchaus entſchuldigen, daß er den Doktor immer noch ernſt nahm, trotz ſeines Lachens.

Für den Dr. Phosphor aber bedeutete dieſes Lachen die Löſung von ſeinem ganzen bisherigen Leben. Nach dreiunddreißig Jahren, drei Monaten, drei Wochen und drei Tagen wurde Phosphor ein neuer Menſch. Die Art und Weiſe, wie er ſein Damaskus fand, war freilich ſeltſam und ausgefallen, doch nicht jedem Menſchen kann die Gottheit in ſtrahlendem, blendendem Lichte erſcheinen. Darein müſſen wir uns ſchon ergeben.

Es bleibt nur noch die Frage zu beantworten übrig, die der wißbegierige Leſer ſtellt, weil er immer Urſache und Wirkung gern ſo recht ſichtbarlich verknüpft wahrnehmen möchte. Was war eigentlich die Urſache, daß ſich das ordentliche, vernünftige Weſen des Dr. Phosphor in Seltſamkeit und Originalität wandelte? —

Das iſt eine rechte Doktorfrage, die ſich nach dem Geſchmacke, oder, wie der Deutſche ſo gern ſagt, nach der Weltanſchauung eines jeden Einzelnen beantworten ließe.

Ein Irrenarzt würde die Erklärung in einer Gehirnerſchütterung finden, die er mit einigen griechiſch-lateiniſchen Ausdrücken verbrämte. Seiner Anſicht würde auch ein Menſch, der ſich der letzten modernen Sekte, dem Monismus, angeſchloſſen hätte, zuſtimmen. Ein myſtiſcher Seelenkenner würde vielleicht ſagen, daß dieſe zweite Natur ſchon längſt in der Seele Phosphors der Er-

lösung geharrt hätte, und würde das uralte Bild von dem verpuppten Schmetterling in einem Orakel anführen. Ein Anhänger der indischen Geheimlehren würde vielleicht sogar eine Yoghiseele in dem Stein verantwortlich machen, auf den der Doktor geprallt war, so daß man sich vorstellen müßte, daß in dem Leibe Phosphors ein ganz anderes Wesen sich aufhielte, als ordnungsmäßig hineingehörte, während Dr. Phosphors Wesen hingegen in den Stein gerutscht wäre und darinnen gebannt säße und ausharren müßte auf das, was da kommen sollte.

Ich überlasse die Auswahl der Erklärungen für die Folgen des Sturzes dem Leser, denn ich halte eine jede Erklärung, auch die plausibelste, für Dichtung, und vor jeder Dichtung habe ich einen unendlichen Respekt.

Elixir Tonique

Drittes Kapitel

Nay, then, 'tis time to stir him from his trance.
I pray, awake, sir; if you love the maid,
Bend thoughts and wits to achieve her.

Shakespeare: The taming of the shrew.
Erster Act. Erste Scene.

Fräulein Mathilde Vollhaas tritt mit einem Tranchiermeſſer und aufgekrempelten Ärmeln vor den lachenden Phosphor. Die Auffaſſungsſchwierigkeiten, die ein deutſcher Politiker und Parlamentarier hat. Eine Glocke, die da läutet. Wie Liebenkiel ſich als Pförtner fühlte, und wen die Glocke angemeldet hatte. Zwei neue Figuren treten auf, von denen die eine bis zu Phosphor gelangt und ihn in ſonderbarer Lage trifft, während die zweite zwei Geſchichten erzählen will, aber nicht dazu kommt und am Ende des Kapitels mit Liebenkiel auf der Schwelle des Balkons ſteht.

Phosphors würdeloſer Lachausbruch hatte noch immer kein Ende gefunden, und ſo geſchah es, daß, angelockt durch das ununterbrochene Geräuſch Fräulein Mathilde Vollhaas, des Doktors Haushälterin, aus dem Speiſezimmer, in dem ſie gerade eine rieſige kalte Platte für den erwarteten Beſuch anrichtete, herbeieilte.

Angetan mit einer großen, weißen, den Leib umſpannenden Wirtſchaftsſchürze, in ſchwarzem Rocke und feſtlich ſchwarzer Seidenbluſe, deren Ärmel ſorgfältig aufgekrempelt waren, ſtand das Fräulein vor der Schwelle des Balkons. In der Hand hielt ſie noch das große Tranchiermeſſer, mit dem ſie ſoeben noch das ſelbſtgebratene Roaſtbeef bearbeitet hatte. Ihr Geſicht war durch die gebückte Haltung während der Arbeit gerötet, erregt forſchten ihre großen grauen Augen nach dem Grunde des außergewöhnlichen Gelächters, und ſo gewährte ſie mit dem zurückgeworfenen Kopfe, den muskulöſen Armen und dem langen Meſſer, das ſie feſt in der Fauſt hielt, einen faſt kriegeriſchen Anblick.

Dieſe Haltung des Fräulein Vollhaas gab dem guten Doktor neuen Grund zum Gelächter. Die Tränen kamen ihm in die Augen. Ratlos und tiefer errötend ſtarrte ihn Fräulein Vollhaas darob an, während des Handelsamtsvorſitzenden Blicke zwiſchen den beiden hin und her wanderten und zu ſagen ſchienen: „Deute das, wer's kann, ich kann es nicht!“

Da brach Phosphors Lachen jäh ab. Mit großen Augen muſterte er Mathilden, ſo daß dieſe mehr erſchreckt denn zuvor, einen halben Schritt zurückwich. Gerade auf der Schwelle kam ſie zu ſtehen und wurde voll von den Strahlen der Maienſonne getroffen. Zum Leuchten kamen ihre ſchönen dunkelblonden Haare, von denen ſich einige widerſpenſtige der ordnenden

Zucht des Kammes entzogen hatten und nun den Scheitel mit einem feinen goldenen Schein umgaben. Seltsam geadelt erschien der etwas eigensinnige, herbe Kopf, der auf einem kräftigen milchweißen Halse saß.

Dem Doktor Phosphor war es, als erlebte er ein Wunder, denn also hatte er Mathilden noch nie gesehen, trotzdem sie bereits drei Jahre bei ihm war. Bis zu diesem Tage hatte er sie nie so recht eigentlich angeschaut. War sie doch eine bezahlte Person in seinen Diensten, und schied darum für ihn als menschliches Wesen aus dem Kreis der Lebenden aus. Sie war der Apparat, der für ihn die Wirtschaft führte, für dessen Benutzung man zahlte, der sehr subtil war und deshalb vorsichtig und höflich behandelt werden mußte. Daran zu denken, daß Fräulein Mathilde Vollhaas ein Mensch mit Wünschen, Begierden und Trieben wäre, daß sie als nicht häßliches, zur vollen Reife gelangtes Mädchen ein Schicksal haben könnte, war dem Doktor bis zu der Stunde, da er auf den Kopf fiel, nicht in den Sinn gekommen. Sein Verhalten gegen seine Wirtschafterin war stets kühl und korrekt gewesen. Als er einstmals von seinem zukünftigen Schwiegervater, dem Bauunternehmer Löffler in vorgerückter Stunde bei der vierten Flasche Rotspon mit dem sauberen Mädchen aufgezogen wurde und zu hören bekam, Löfflers Tochter würde dies Inventarstück gewiß nicht mit in die Wirtschaft übernehmen wollen, hatte Phosphor, der Ehrenmann, ohne den Spott ganz zu begreifen, naiv geantwortet: „Es ist doch selbstverständlich, daß ich keine Wirtschafterin mehr brauche, wenn ich eine Frau habe! Das ist doch einer der ökonomischen Effekte der Ehe, wie ich sie mir vorstelle."

So geschah es denn, daß Phosphor erst heute nach drei Jahren in seiner Wirtschafterin Mathilde Vollhaas das Weib erkannte,

— und einen so tiefen Eindruck machte diese Erkenntnis auf ihn, daß er flugs sein Lachen vergaß und ernst wurde.

Was hatte dieses Mädchen für einen schönen Mund, wenn er auch ein wenig groß geformt war. Eine schmale Oberlippe preßte sich auf eine üppige dunkelrote Unterlippe, deren Winkel fast schmerzlich heruntergezogen waren und dem Munde einen seltsamen Reiz verliehen.

Nun wanderten seine Augen über die weißen, von bläulichen Adern durchzogenen kräftigen Unterarme, und ein wohliger Schwindel überfiel ihn, der endlich einem heißen Schamgefühl über die Nacktheit dieser Arme wich.

So stark wurde er von diesem Gefühle übermannt, daß er seine Augen mit beiden Händen bedecken mußte.

„Dem Herrn Doktor ist gewiß nicht wohl," rief Mathilde erschreckt aus.

„Schon die ganze Zeit über komme ich aus dem Erstaunen über sein sonderbares Benehmen nicht heraus," erläuterte Liebenkiel mit leiser, zaghafter Stimme. „Als ich ihn unten im Garten traf, hatte er eine alte, schäbige Hutkrempe um den Hals, und er konnte sich bis jetzt nicht besinnen, wie er sie umbekommen hat."

Mathilde dachte zunächst über die Hutkrempe nicht weiter nach, sondern ging resolut auf den Doktor zu. Als sie neben ihm stand, sah sie die starken, hörnerartig zwischen den Haaren hervorlugenden, blauroten Beulen, die vom Sturze herrührten.

„Ach du leiwer Gott!" entfuhr es ihr. „Wie kommt der Herr Doktor nur dazu, wo haben Sie die Beulen her, Herr Doktor?"

„Mir war's, als wäre ich vom Balkon gefallen," stöhnte Phosphor jetzt auf, dem bei dem Worte Beulen die Schmerzen prompt in den Kopf schossen!

Liebenkiel schüttelte sein ehrwürdiges Haupt ungläubig. „Das ist doch nicht wohl möglich. Ich habe Sie ja selbst unten am Gartengitter getroffen! Sie würden mich doch nicht empfangen haben, wenn Sie von hier oben herunter auf den Kopf geschlagen wären!"

„Tüchtige Brüschen hat er!" stellte Mathilde, die den Kopf Phosphors einer genauen Untersuchung unterzog, fest. „Sehen Sie sich das bloß an!" Und sie versuchte mit dem flachen Tranchiermesser die Beulen in den Kopf zu drängen.

Die Nähe des weiblichen Körpers, das Gefühl von Mathildens Hand brachten Phosphor in solche Erregung, daß er in Schluchzen und Tränen ausbrach.

Fräulein Vollhaas, die diesen Ausbruch in ihrer Weise deutete, suchte ihn zu beruhigen: „Ja, ja, Herr Doktor, ein bißchen weh tut das zuerst, aber wenn ich die Beulen nicht drücke, werden sie zu groß. Nachher werde ich Ihnen den Kopf mit essigsaurer Tonerde verbinden!"

Jetzt ward auch Liebenkiel, der nur glaubte, was er mit eigenen Augen sah, die Beulen gewahr.

„Wirklich," bestätigte er, „zwei große Brüschen! Aber hier heruntergestürzt ist er unmöglich! So etwas ist ihm nicht zuzutrauen!"

Dieser Ausruf zeugte von dem vollen Vertrauen, das der Politiker in den Charakter seines Freundes und Parteigenossen setzte. — All das, was ihn in den letzten Minuten erstaunt und chokiert hatte, war vergessen und wollte von ihm vergessen sein, denn der würdige und erfahrene Mann rechnete nicht gern mit außergewöhnlichen Vorgängen und Anschauungen und Charakteren. Als Politiker des neuen Deutschlands glaubte er an Gewohnheitstrott, Gesetzmäßigkeit und Stabilität bei Völkern und Menschen, denn, wie

viele Parlamentarier, wandte er die Maſſenpſychologie auch auf den einzelnen Menſchen an.

Dieſes Vertrauen in den ſtabilen Charakter Phosphors teilte Mathilde Vollhaas im vollſten Maße, und ſie ſagte, während ſie mit der Flaſche voll eſſigſaurer Tonerde und einem Pack alter Leinenlappen zurückkam: „Ich kann mir auch nicht denken, wie der Herr Doktor vom Balkon geſtürzt ſein ſollte, die Brüſtung iſt doch hoch genug, und halsbrecheriſche Kunſtſtücke unternimmt der Doktor nicht! Der Herr Doktor iſt doch kein Kunſtturner, ſondern ein harmloſer Mann!"

Dieſe Worte, die an das Ohr des von heftigen Schmerzen geplagten Phosphor ſchlugen, hätten dem Phosphor vor dem Sturze ſehr ſchmeichelhaft geklungen, er hätte ſie als Ehrenzeugnis für ſich ausgelegt. Aber dem Phosphor nach dem Sturze, dem veränderten Phosphor klangen ſie gar nicht ſchön, beſonders nicht aus dem Munde Mathildens. Vielleicht fühlte er jetzt kraft ſeines feineren Senſoriums, daß Mathilde ihn nicht nur zufällig mit einem Kunſtturner verglich, daß vielleicht eine ganze Frauenſehnſucht nach einem harmoniſchen, nicht philiſtröſen Manneskörper durch dieſes Wort verraten wurde. Und ſo richtete er ſich in ſeinem Stuhle auf, trotzdem er den Kopf hätte zurückhalten müſſen, damit ihm die eſſigſaure Tonerde nicht in die Augen lief, und ſagte, während ihm die Leinenbinde in die Augen rutſchte, mit einem Lächeln, das leider nur zu ſehr mißglückte: „Oh, ich bin durchaus nicht ſo harmlos."

„Aber Sie wollen uns doch nicht einreden, daß Sie von dem Balkon wirklich abgeſtürzt ſind," hörte er nun den Handelsamtsvorſitzenden ausrufen, deſſen Worte den indiskreten Kulturtrieb verrieten, der Sache auf den Grund zu gehen.

„Beſinnen Sie ſich doch, Herr Doktor," erklang Mathildens Stimme, „wo haben Sie ſich geſtoßen? Vom Balkon ſind Sie doch im Ernſte nicht heruntergefallen, das wäre doch zu komiſch!"

Komiſch wollte nun Phosphor durchaus nicht erſcheinen, und beſonders Mathilden nicht. Doch gelang es ihm nicht, ſeine Vorſtellungen zu ſammeln, um eine Antwort zu geben. Auch wußte er in der Tat nicht, ob er vom Balkon geſtürzt wäre, oder davon geträumt hätte, — und ſo ſaß er denn da und ſagte gar nichts.

„Er muß ſich wirklich furchtbar geſtoßen haben, Herr Liebenkiel," hörte nun Phosphor Mathilden wieder ſagen, „die Beulen ſind ſchon ſo dick, und er iſt noch immer ganz verwirrt! der arme Herr!"

„Ja, ganz verwirrt iſt er! In der Tat!" beſtätigte Liebenkiel die Worte Mathildens, aber das überhörte Phosphor, denn in ſeiner Seele blieb nur das „der arme Herr" haften! Der Ton des Mitgefühls, der in dieſen drei Worten lag, tat ihm ſo wohl, als tropfe ein linder Balſam in ſeine Seele. Am liebſten hätte er Mathildens Hand ergriffen, da wurde er aufgeſchreckt durch den Klang der Hausglocke, den er ſich gar nicht zu erklären vermochte. Wieder wurde unten heftig geläutet, und das helle Klingeln raubte ihm alle Freiheit. Es war ihm zumute, als ſäße er als Klöppel in der Glocke des Hausflures. Krampfhaft dachte er nach, warum er nur ſo laut läuten müßte, als in ſein Geläut Mathildens Stimme erſcholl: „Herr Doktor, die Gäſte ſind da!" Phosphor ſpürte nun, ohne das Mädchen zu ſehen, daß ſie Miene machte, ihn mit ſeinem ſchmerzenden und läutenden Kopfe allein zu laſſen. Er faßte ſie in plötzlicher Bewegung am Rocke und flehte wie ein Kind: „Mathilde, Mathilde, bleiben Sie um Gottes willen. Lieber Liebenkiel, lieber Liebenkiel, bitte gehen Sie! Bitte öffnen Sie!"

Liebenkiel gehorchte mechaniſch, erſt auf der Treppe fiel ihm ein: „Es iſt doch unpaſſend und beinahe flegelhaft, dich zu ſchicken, wo die Wirtſchafterin da iſt! Soviel Selbſtbeherrſchung muß man doch haben!“

Mit ſolchen Gedanken und innerlichem Geſchimpfe tappte der würdige Mann die Treppe hinab und öffnete. Verwundert wurde er von den beiden Herren angeſtarrt, die hereintraten.

„Liebenkiel, ſind Sie jetzt etwa der Herr Dr. Phosphor?“ fragte der erſte, ein kleiner, dicker, jovialer Mann, dem der marineblaue Anzug etwas zu feſch auf ſeiner fetten Figur ſaß.

„Herr Baumeiſter, bitte ſprechen Sie leiſer,“ bedeutete ihm Liebenkiel würdevoll, „unſerem Freunde geht es im Augenblicke nicht allzu gut.“

„Hat er unſere Bowle allein getrunken?“ fragte der zweite der Herren ſchnell und faſt ängſtlich.

„Aber Herr Oberlehrer Pröbſtler,“ erwiderte Liebenkiel, „Sie haben doch ſicher bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, unſeren gemeinſamen Freund von dieſer Seite kennen zu lernen.“

„Nein, durchaus nicht,“ beeiferte ſich der Oberlehrer zu ſagen, „aber ich dachte die ganze Zeit ſo lebhaft an die Bowle, daß dieſe Ideenaſſoziation nahe lag. Auch habe ich einmal früher, als ich Hauslehrer beim Fürſten Rooſt war, eine Geſchichte erlebt, die ich immer bei ſolchen Gelegenheiten zu erzählen pflege — —.“

„Erzählen Sie uns die Geſchichte nachher,“ unterbrach ihn der Bauunternehmer. „Fürs erſte will ich mich nach dem Befinden meines zukünftigen Schwiegerſohnes umſchauen.“ Sprach's und ſegelte energiſch die Stiege hinauf, die gerade in das Zimmer führte, vor welchem der bewußte und ereignisreiche Balkon lag.

„Er hat doch große Angſt, daß ihm auch dieſer Schwieger-

ſohn abhanden kommen könnte," flüſterte der Oberlehrer Herrn Liebenkiel ins Ohr.

„Was ſoll das wieder heißen?" fragte der würdige Mann den Oberlehrer mit einer Entrüſtung, aus der dieſer dennoch die Neugierde heraushörte, Näheres zu vernehmen.

„Auf dem Nachhauſeweg will ich Ihnen dieſe Geſchichte erzählen, Herr Handelsamtsvorſitzender," flüſterte der Oberlehrer, der in dem kleinen Kreiſe der Herren, die mit Phosphor verkehrten, die Rolle des Intriganten, Klatſchmaules und Räſoneurs ſpielte, von allen darum gehaßt wurde und dennoch allen zur Entlaſtung der Galle unentbehrlich war.

Inzwiſchen hatte oben auf dem Balkon Phosphor die Seligkeit des Alleinſeins mit Mathilden genoſſen. Er hatte ſich den eſſigſauren Umſchlag noch einmal machen laſſen und es mit Wohlgefallen bemerkt, wie dabei ihr voller Buſen ſeine Schulter berührte. Mit Eindringlichkeit ruhten gerade ſeine Blicke auf dem Mädchen, das ſich der Vorgänge in Phosphors Seele ſelbſtverſtändlich nicht bewußt war, als ſein zukünftiger Schwiegervater die Schwelle des Balkons betrat.

Löffler, der Bauunternehmer, war nicht umſonſt ein großer Geſchäftsmann, er beſaß einen geübten Blick für die Tatſächlichkeit einer Situation, ohne ſich um die feinere oder gröbere Verknüpfung der betroffenen Perſonen zu ſcheren.

Alſo faßte er auch die jetzige Situation nach ihren zwei Seiten auf, er ſah die Komik, die Phosphors lappenumhüllter Kopf ausſtrahlte, aber auch die Blicke, die er Mathilden nachſandte, als dieſe zur Tür hinausging, und konzentrierte das beides in die unvergeßlichen Worte: „Alter Türke! So allein zu zweien! — Was würde meine Tochter dazu ſagen?"

Phosphors Seele, die ja durch den Fall sensitiv geworden war, berührten diese jovialen Worte unsagbar roh und gemein! Dieser kleine, dicke Bauunternehmer erschien ihm, wie dem vornehmen Hindu ein Fremder erscheint, der neugierig mit dem Baedeker in der schwitzenden Faust in seine heiligsten Tempelstätten eindringt.

Darum entgegnete er in einem seltsam trockenen, energischen Ton, der bei ihm gänzlich ungewohnt war: „Sehr verehrter Herr Löffler, bei aller Achtung muß ich Ihnen bemerken, ich kann Fräulein Bollhaas dererlei Bemerkungen nicht aussetzen!"

„Dunnerkiel, so war's ja auch nicht gemeint," fuhr es dem Bauunternehmer in seiner Bestürzung heraus. Leise aber dachte er: „Alter Junge, jetzt habe ich dich! Du hast die dralle Deern nicht umsonst bei dir gehabt. Na ich gönne sie dir, aber vielleicht kann ich dir altem Knaben dafür etwas von der Mitgift abzwakken! Wollen sehen, wollen sehen!"

Und während er sich mit einem mitleidigen Gesicht neben Phosphor niederließ, begann er auszukalkulieren, was er mit dem so plötzlich und sicher ersparten Gelde anfangen würde. Oh, er wußte es schon, er kannte einen stillen Platz in der Stadt, aus dem konnte man etwas ganz Ausgefallenes herausschlagen. Er kannte einen Großbrauer, der schon längst die Absicht hatte, ein ganz exorbitantes Lokal zu bauen, die Wände etwa aus lauter Elefantenzähnen, aus deren Spitzen unten das Bier herauslief, — so in dem Genre hatte er Löffler einmal das geschildert. Und Löffler sagte sich, „ich nehme das als Schicksalswink! Kann ich Phosphor etwas von der Mitgift abzwacken, dann mache ich mit dem so ersparten Gelde das Geschäft!" Denn es darf nicht verhehlt werden, der Bauunternehmer Löffler war abergläubisch,

wie alle großen Leute der Tat, wie Napoleon, Cäsar und Alexander. — Als nun die beiden anderen endlich auch den Balkon betraten, sahen sie ihn ganz vergnügt neben Phosphor sitzen, der beide Augen geschlossen hatte, da er sich an seine veränderten Vorstellungen gewöhnen mußte.

„Nun, was sagen Sie zu seinem Befinden?" fragte Liebenkiel.

„Ach," antwortete Löffler, dann machte er eine kleine Pause und dachte leise bei sich, „wie ich es mir besser gar nicht wünschen kann," laut aber fuhr er mit einem Seufzer fort: „Den Umständen angemessen!"

Viertes Kapitel

Buvons, chers amis buvons.
Le temps qui fuit nous y convie
Profitons de la vie
Autant que nous pouvons.

Molière, le Bourgeois gentilhomme
Act vier, Scene zwei.

Wie die vier Herren unter dem Nußbaum auf dem Balkon saßen, und was sich ein jeder dachte oder nicht dachte. — Die Zwickmühle, in die der Oberlehrer geraten war, aus der ihn endlich eine Lebensäußerung Phosphors befreite. — Löffler glaubt, daß Phosphor am Delirium leidet, und benutzt die Gelegenheit, Fräulein Bollhaas zu kareſſieren, die ihn aber zur Freude Phosphors auf den Balkon zurückſchickt. — Was Phosphor verſpricht, und was die Bowle für Wirkungen tut. — Alle Träume und Viſionen werden durch einen Leierkaſten aufgehoben.

Der alte Nußbaum, der seinen Wipfel über den Balkon der roten Ziegelvilla Phosphors emporreckte, schüttelte sich in heimlichem Lachen über die vier Herren, die schweigsam in ihren bequemen Sesseln saßen und einander beobachteten. Lustig tanzten die Blätterschatten auf dem weißen Tischtuche, kletterten über den Baumkuchen, huschten über die Schüsseln mit Gebäck, und scheuten sich nicht, in die mit Eis gefüllten Kupferkübel zu kriechen, in denen die Bowle das Schicksal ihrer Einverleibung in die Menschheit erharrte.

Phosphor ruhte mit verbundenem, zurückgelegtem Kopf und geschlossenen Augen in der Haltung eines verwundeten edlen Kriegers in seinem Sessel. Löffler, der zukünftige Schwiegervater, hatte beide Ellbogen auf die Knie gestemmt, den Kopf in beide Hände vergraben und dachte lebhaft seine Spekulation durch und rieb leise seinen blonden Schnurrbart und die wohlrasierten fetten Backen. Liebenkiel musterte Phosphor mit mißtrauischen, lauernden Blicken. Er ersehnte eine Gelegenheit, den Doktor schonend aber bestimmt auf die Ungehörigkeit aufmerksam zu machen, ihn, den Handelsamtsvorsitzenden, als Pförtner zu benutzen, denn dies war er sich und seinem politischen Prestige durchaus schuldig. Unsicher und unruhig war die Haltung des Oberlehrers Pröbstler. Sein Gruß beim Betreten des Balkons war von Phosphor, der die Augen ja geschlossen hatte, nicht beachtet worden. Dies kränkte den Oberlehrer tief, denn wie es bei pädagogischen Personen leicht der Fall sein kann, sah er darin eine Achtungsverletzung. Er hatte gegen den Doktor dasselbe Gefühl, wie etwa gegen einen Schüler, der ihn auf der Straße schnitt. Sein Gemütszustand komplizierte sich noch. Der Oberlehrer sprach gern, aber nicht an erster Stelle. Von seinem Unterrichte her war er es durchaus gewohnt, mit

einer Handbewegung seine Mitmenschen gewissermaßen aufzufordern: „Sagen Sie Ihre Lektion her!" War die Lektion hergesagt, so begann der Herr Oberlehrer sich über das Gesagte kritisch und souverän zu verbreiten. Dabei gelang es ihm stets, die Schwächen, die Fehler in der Rede des anderen deutlich ins strafende Tageslicht zu rücken. Hatte der andere aber zufällig einmal der eigenen pröbstlerischen Ansicht über die betreffende Lektion gemäß geantwortet, so pflegte der Oberlehrer mit stolzem Kopfnicken diese Leistung „gut" zu zensieren.

Nur wenn er Leute gegeneinander aufhetzen und Klatschgeschichten erzählen konnte, eine Fähigkeit, die er sich in den Zwischenpausen im Konferenzzimmer glänzend angeeignet hatte, wurde er ihm natürlich ja fast geistreich. Allein diese Fähigkeit erwachte bei ihm nur dann, wenn er zu zweit war.

So saß denn der arme Pröbstler auf dem Trockenen. Eine Klatschgeschichte konnte er nicht erzählen und hatte doch eine auf der Pfanne, die er dem Liebenkiel servieren wollte. Eine kritische Bemerkung vermochte er auch nicht zu machen, denn kraft seiner Lebensgewohnheit mußte er warten, bis ein anderer geredet hatte. Seine kleinen, grauen Mausäuglein schweiften im Kreise, seine spitzen Ohren zuckten und löffelten nach Worten, nach Futter für seine dünnen, lechzenden, mit schwachem Barte umflorten Lippen, seine weichen kleinen Hände preßten sich heftig ineinander, und der Korbstuhl, in den der nicht allzu magere Unterbau seines Rumpfes sich erwartungsvoll einpreßte, knarrte leise und gab seinem murrenden Zwerchfell Ausdruck.

Ein leichter Wind durchstrich die Äste des Nußbaumes, heftiger wiegten sich die Zweige, hastiger tanzten die Lichter und Schatten auf und nieder, das weiße Leinentuch, das über den Rand des

Gartentiſches herabhing, geriet in Schwellung. In der Maiſonne ſprühten und hüpften Tropfen von allen Blättern.

Eine Regung ging durch Phosphors Geſtalt. Die drei Gäſte ſtarrten ihn aufmerkſam und geſpannt an.

Phosphor ſchaute ſich mit mildem Lächeln um. Ein kindlicher Zug begann ſeine Lippen und Augen zu verſchönen. Er atmete die köſtliche Luft, die der feuchte Nußbaum hinter ihm aushauchte. Seine Schläfen wurden kühl vom Maiwind. Hinter den Straßenbäumen ſah er die weißen treibenden Wolken über den tiefblauen Himmel ſegeln, er fühlte ſich frei und froh und vergaß es faſt, daß noch andere Menſchen um ihn waren.

Seine Augen ſchauten den weißen gedeckten Tiſch mit den Kuchen und den Bowlenſchalen. Er gewahrte die auf und nieder tanzenden Lichter und Schatten und, ſeinem Augengefühle nachgebend, ſagte er erheitert von dieſer Entdeckung: „Seht doch, wie entzückend die kleinen Schattenmäuſe über den Tiſch huſchen und ſpielen!“

Dieſe Bemerkung ſchleuderte jeden der drei andern etwa zehn Zentimeter vom Stuhle empor. Als ſie ſo dem Geſetze der geiſtigen Überraſchung auf Sitzende gemäß reagiert hatten, ſanken ſie nunmehr dem mechaniſchen Geſetze der Schwere gehorchend auf die Baſis ihrer Sitzfläche mit Krachen zurück.

Nunmehr hatte Pröbſtler das Wort gefunden, das ihn aus ſeinem bisherigen qualvollen Zuſtande zu erlöſen vermochte. Mit kühler Ironie analyſierend ſagte er zu Phosphor:

„Verehrter Herr Doktor,“ – auch zu ſeinen Schülern wurde er liebenswürdig, wenn er ihnen ſeine unerhörte Überlegenheit beweiſen konnte – „ſehr verehrter Herr Doktor, ſprechen Sie von etwas Konkretem, oder ſollten Sie dem Häßlichkeitszuge unſerer Zeit frönend, eine Metapher und noch dazu eine verunglückte

Metapher gebrauchen? — Jedoch auch in ersterem Falle wäre es nicht angebracht, uns an die Existenz besagter unangenehmer Nagetiere zu erinnern!"

Mit strahlenden harmlosen Augen blickte Phosphor den Oberlehrer an, mit den Augen eines genialen Menschen, der irgend etwas begangen hat, was die korrekten, normalen Mitmenschen notwendig verdrießen muß, der aber, sobald er die Unzulänglichkeit der mit ihm Lebenden einsieht, diese Erfahrung sich verwundert merkt und den ungerechtfertigt erweckten Groll gern und gütig verzeiht, ja sogar entwaffnet.

„Habe ich Ihren Ohren weh getan?" fragte er.

Unwillkürlich fuhr sich der Oberlehrer an seine langen und spitzen Hörwerkzeuge. Dieser sonderbaren Sprache aus diesem Munde vermochte er fürs erste keinerlei kritische Bemerkungen mehr entgegenzusetzen. Er starrte Liebenkiel entgeistert und hilfesuchend an. Dieser hatte sich weit in seinen Stuhl zurückgelegt und machte ein Gesicht, als sollte er sein Urteil über die letzte Handelsbilanz des chinesischen Reiches abgeben.

Löffler, der zukünftige Schwiegervater, hatte nur das Wort Mäuse bewußt verarbeitet und daraus seine Schlüsse gezogen. Nach allen Seiten wanderten seine Blicke. — Ja, da in der Ecke gewahrte er eine halbgeleerte Kognakflasche, deren Inhalt mit zur Bowle verwendet war. Diese Kognakflasche bestätigte seine auftauchende Idee, er neigte sich zu Liebenkiel und flüsterte ihm zu: „Glauben Sie nicht, daß dies Spuren von Delirium sein könnten?"

„Delirium?" fragte Liebenkiel ebenso leise und mit blöden Augen.

„Allerdings. Wenn er Delirium hat, ist sein Benehmen ebenso klar wie seine Bemerkung von den Mäusen. — — Ich werde Fräulein Vollhaas einmal ausforschen!"

Schnell erhob sich Löffler und eilte hinaus, denn es lockte ihn, ein Weilchen mit dem appetitlichen Mädchen allein zu sein.

Die beiden Zurückbleibenden schauten einander lange an. Endlich stahlen sich ihre Blicke wieder zu Phosphor, der abermals seine Augen geschlossen hatte.

„Was hat er Ihnen gesagt?" flüsterte der Oberlehrer.

„Er vermutet, daß Phosphor Delirium hat!" gab Liebenkiel leise zurück.

„Und denken Sie, das könnte stimmen?" fragte Pröbstler voll brennendster Erregung.

„Wir Politiker pflegen nur nach bewiesenen Tatsachen zu urteilen!" sagte Liebenkiel ruhig, stolz und vornehm, indem er den alten Trick gebrauchte, die eigene Ungewißheit hinter eine Sentenz und etwas Würde zu verstecken.

„Mein Kopf ist merklich freier," sagte Phosphor jetzt plötzlich unvermittelt und richtete sich auf. Die Lähmung war vollständig von ihm gewichen, und äußerlich war er bis auf die beiden Beulen ganz der Mann, der er zuvor gewesen.

„Wir wollen lustig sein, und ich will den kleinen Unfall vergessen. Was ist so ein Sturz aus dem ersten Stockwerk schließlich."

„Er kommt von dieser Idee nicht los," flüsterte der Oberlehrer Liebenkiel zu.

„Aber sonst macht er einen vernünftigen Eindruck," erwiderte dieser ebenso leise.

„Nein, Herr Löffler," ertönte jetzt von drinnen die erregte, beleidigte Stimme von Fräulein Vollhaas, „wie können Sie sich nur so etwas denken! Glauben Sie, ich würde die Stelle bei einem Herrn behalten, der solcherlei Angewohnheiten hätte?"

„Was gibt es da drinnen, Fräulein Vollhaas?" fragte Phosphor ins Zimmer hinein.

„Ach, das kann ich Ihnen gar nicht sagen," erwiderte die Wirtschafterin, „der Herr Löffler treibt seinen Schabernack mit mir. Er will mir einreden, Sie litten am Delirium."

„Das war selbstverständlich nur ein Scherz," rief Löffler mit gemachter Lustigkeit zurück.

Durch Phosphors Hirn fuhren nach diesen Worten zuckende Blitze. Die erste Bemerkung, die Löffler beim Eintritt getan, kam ihm wieder in den Sinn. Ein Phantasiegebäude stieg in ihm auf. Er kombinierte mit rasender Schnelligkeit eine ganze Kette durch und kam zu dem Schlusse, daß sein zukünftiger Schwiegervater mit der Absicht umginge, ihm das Mädchen aus dem Hause zu graulen. Doch er, Phosphor, nahm sich vor, sich das nicht gefallen zu lassen. Ein stiller Trotz wuchs in ihm auf, wenn er dachte, daß er das Mädchen, das ihm plötzlich unersetzlich schien, bei seiner Heirat etwa entlassen sollte. Und er nahm sich vor, die Situation sofort gebührend zu klären.

Die ganze Kette dieser plötzlich emporkeimenden Gedanken prägte sich auf dem Gesichte nervös aus, da diesem Kopfe bis zu dieser Stunde eine Phantasietätigkeit in dieser Richtung gänzlich fremd gewesen war. Mit Erstaunen sahen der Oberlehrer und Liebenkiel dies Mienenspiel. Aber sie sagten kein Wort.

„Ich muß hinaus und etwas ordnen," rief Phosphor hastig und abrupt. Mit diesen Worten eilte er davon und ließ seine beiden Freunde kopfschüttelnd zurück.

Als Phosphor in das Eßzimmer trat, bot sich ihm das Bild, wie Fräulein Vollhaas Brötchen zurecht machte und diese Arbeit sorgsam und sauber vollbrachte. Dicht neben ihr saß Löffler, der

ſie gierig anſtarrte. Er redete auf das Mädchen ein und ſuchte mit ſeiner Hand ihre Schürze zu betaſten.

Phosphors Herz erzitterte vor Schmerz und Eiferſucht. Tiefen Abſcheu gegen ſeinen zukünftigen Schwiegervater begann er zu fühlen. Während er noch die Gruppe mit den Blicken in ſich aufnahm, hörte er die kräftige Stimme Mathildens ertönen: „Machen Sie mir doch meine Schürze nicht dreckig, Herr Löffler, gehen Sie lieber auf den Balkon, da iſt eine viel friſchere Luft wie hier!"

„Sei bedankt, Mädchen," ſagte der entzückte Phosphor zu ſich, „ſei bedankt für deine Treue, und daß du dieſem alten Intrigenfuchſe ſeine Pläne durchquerſt."

Alsdann ſchritt er mit haſtigem Entſchluſſe ins Zimmer und ſagte mit gemachter Kühle zu ſeinem zukünftigen Schwiegervater:

„Lieber Herr Löffler, es iſt gut, daß ich Sie hier gerade mit Mathilde zuſammen treffe."

Bei dieſen Worten bekam Löffler rote Ohren, denn er glaubte ſich ertappt. — Phosphor fuhr gewaltſam fort:

„Ich wollte Ihnen nur eins erklären, damit ſich ſpäter keinerlei Unſtimmigkeiten ergeben. Ich habe nicht die Abſicht, Fräulein Vollhaas nach meiner Hochzeit etwa zu entlaſſen, ich habe mich zu ſehr an ihre Perſon gewöhnt!"

„Natürlich," dachte Löffler ironiſch, „aber wie kommt der Menſch zu der Frechheit, mir das einzugeſtehen."

„Das wollte ich Ihnen nur ſagen!" bekräftigte Phosphor ſeine Rede.

„Ach, Herr Doktor," miſchte ſich nun Mathilde ihrerſeits in das Geſpräch, „eine junge Frau will doch allein das Regiment

im Hause haben. Ich habe darum schon ganz fest damit gerechnet, daß ich gehen werde."

„Nein, Mathilde," sagte Phosphor jetzt mit gesteigerter Stimme, „nein, Mathilde, Sie dürfen mich nie verlassen!"

Fräulein Bollhaas fuhr bei diesen Worten zurück. Was war nur in ihren Doktor gekommen, wie klang denn das? —

Nun machte der Bauunternehmer dem Gespräch ein Ende, indem er Phosphor unter den Arm faßte und begütigend sagte: „Erst wollen wir Hochzeit machen, alter Junge, das andere wird sich schon finden."

Innerlich aber war er kreuzfidel, denn er glaubte den Beweis für eine Intimität zwischen Phosphor und Mathilde gefunden zu haben, und hielt seine Spekulation für gesichert. Er pfiff einen Marsch und führte den Doktor wieder auf den Balkon, wo nach wie vor in schwere Gedanken versunken der Oberlehrer und Liebenkiel saßen.

„Wir müssen endlich der Bowle zu Leibe gehen," rief Löffler lustig, „sonst kriegen wir sie überhaupt nicht unter! Also en avant, meine Herren." Während er noch sprach, band er sich eine Serviette wie eine Kellermeisterschürze um das Bäuchlein.

Als der Bauunternehmer den Deckel der Bowlenschale lüpfte, senkten sich die Köpfe der vier Herren auf dem Balkon dichter über den Tisch, denn süßer Waldduft entquoll der Schale. Alle vier waren geeinigt durch die gleiche Empfindung. Mit glänzenden Augen schauten sie zu, wie der goldene Strahl aus dem Bowlenlöffel in die Gläser überfloß.

Nachdem sie die Gläser still gegeneinander geneigt hatten, tranken sie langsam und feierlich.

Phosphor erfüllte die Verklärung in den Gesichtern seiner Gäste

mit Freude. Alle ſeine anderen Empfindungen wurden durch das erſte Glas Bowle, das er trank, aus ſeiner Seele hinausfiltriert. Er war glücklich und verdämmerte in ſeeliſchem Wohlbehagen. Leiſe rauſchte der Wipfel des Nußbaumes. Des Doktors Augen ſchauten Welten in dem aufglühenden Lichte des Weinglaſes. Der friſche Geruch der Maikräuter lieh ihm die Erinnerung an ein ſtilles, ſchmales Waldtal, in dem er einmal als Kind am Rande eines Baches gelegen hatte, weich auf hohen, grünen Gräſern. Damals war ihm die Stimmung des Tälchens noch nicht zum Bewußtſein gekommen. Wie ein kleines, behagliches Tier hatte er da gelegen und dem Plätſchern des Waſſers und dem Summen der Waldbienen gelauſcht. Heute trat die Landſchaft klar vor ſeine Augen, er ſah die vielfarbigen Lichter, die auf Moos und Kräutern zitterten, und roch den ſüßen Geruch, den er damals kaum geſpürt oder als ſelbſtverſtändlich in ſich aufgenommen hatte. Die ſilbergraue Borke der alten Buchen glaubte er vor ſich zu ſehen, liebevoll glitt ſeine Hand über die Gräſer. Sein Gefühl ſtrömte über, er war glücklich! –

Die ſcharfe Stimme des Oberlehrers ſchnitt in ſeine Betrachtungen. „Ich muß geſtehen, wenn ich ſo ein Glas trinke, verſpüre ich immer weniger Neigung, dem Antialkoholverein beizutreten!“

Lautes Gelächter folgte dieſer Bemerkung, und Phosphor lachte mit; aber er lachte, weil er zum erſten Male deutlich die Kluft erkannte, die ihn von den anderen trennte, ohne daß ſie es ahnten.

Die drei Herren neben ihm erhitzten ſich über die Antialkoholfrage. Jeder kam bei dieſem Geſpräche auf ſeine Koſten. Der Bauunternehmer konnte jovial ſein und den Wein preiſen. Er tat das

auch mit echter altgermanischer Gemütlichkeit, spottete über nicht trunkfeste magenkranke Leute, schimpfte jeden, der nicht täglich seine Flasche Wein trank, einen Schlappschwanz, kurz er bewies, daß er ein echter deutscher Mann und Bürger war.

Der Oberlehrer hatte, während er ein Glas nach dem anderen hinabstürzte, Gelegenheit zu kritisieren. Er verdammte die Unmäßigkeit, zitierte Horaz, den Dichter der goldenen Mittelstraße.

Dieses Wort gab dem Handelsamtsvorsitzenden wiederum Gelegenheit, die ganze Sache politisch und handelsstatistisch zu wenden. Er bekannte sich zu der Politik der mittleren Linie, erklärte, daß es für das Volkswohl absolut notwendig wäre, den Alkoholkonsum momentan nicht einzuschränken, obwohl es auch nicht opportun sei, ihn etwa zu vermehren. Schließlich erhob er sich von seinem Stuhle und hielt über die Frage eine imaginäre Rede an den Reichstag.

Phosphor sagte nichts zu alledem. Das fiel den anderen nicht weiter auf, denn er war auch sonst ein schweigsamer Mann. Gute Zuhörer sind bekanntlich die besten Gesellschafter. Von ihnen geht immer die Illusion aus, daß sie alles verständen und alles verarbeiteten. Derweil hat der Redende die Freude an seiner eigenen Tätigkeit. Auch reizt das Schweigen zu Paradoxen und seltsamen Gedankensprüngen, so daß das Zuhören sich zu einer wahren und schönen Schadenfreude steigern kann, und welcher Mensch labte sich nicht gern einmal an dieser Art Mitgefühl am anderen. Schadenfreude wird immer die reinste Form des Altruismus bleiben.

Nur muß sich der Zuhörer hüten, zu intensiv zu schweigen, denn kommt der Redende zum Bewußtsein des Schweigens, so geht es ihm wie dem Mondsüchtigen, den man plötzlich anruft: Er erwacht, verliert die Balance und stürzt von seinem Wortgebäude ab.

Phosphor ſtörte in ſeinem Schweigen die drei anderen, die da redeten, durchaus nicht. Bis zu dieſer Stunde hatte er noch niemanden geſtört. Er überließ ſich den in ihm emporquellenden Gedanken und Viſionen, von denen er ſo überraſcht war, wie ein Wanderer, der an einem ihm bekannten wüſten, öden Ort plötzlich eine klare Quelle emporſprudeln ſieht, und ſo eine Labung genießt! Fremde Gefühle, die ihn ſeltſam beängſtigten, erwachten in ihm. Es war ihm zumute, wie einem friſch gefangenen Karpfen, der durch die kriſtallenen Wände ſeines Behälters in die umgebende Welt blickt, und immer, wenn er auf ſie losſchießen will, ſich den Kopf ſtößt.

Phosphor kam, ohne daß er es in Worte formulierte, zum Bewußtſein, daß er einſam im Gefängnis ſeiner Haut ſäße, daß alles außer ihm eine fremde, feindliche Welt ſei. Seine eigene Hand, ſein eigener Fuß erſchienen ihm, als gehörten ſie nicht mehr zu ſeiner Perſon.

Und dann ſah er ſeine Gefährten an, hörte auf ihre Reden. Wie Schemen erſchienen ſie ihm, die ſich ſkurril verzerrten. Ähnelte nicht der vom langen, grauen Barte umrahmte Kopf des Handelsamtsvorſitzenden in ſeiner oblongen Form dem erſten Blatte einer Zeitung? Waren nicht die Worte, die von ihm ausgingen, Leitartikel, die er aus ſich ſelbſt ablas? Sah Pröbſtler nicht aus wie eine ironiſche Vogelſcheuche behängt mit tauſend Lektionsbüchern, die luſtig im Winde auf und zu klappten. Sein zukünftiger Schwiegervater aber trieb den Scherz der Verwandlung am weiteſten. Er hatte ſeinen Kopf in die Schultern eingezogen und alsdann den Rumpf über den Schenkeln umgekehrt, ſo daß ſich die Schenkel mit den Achſeln berührten. Die Worte aber quollen aus der Gegend des Zwerchfells unter dem nunmehr nach oben gekehrten unteren Weſtenrande hervor.

„Ach richtig, ich wollte ja noch die Geschichte von dem Fürsten erzählen," erklang plötzlich die Stimme der Vogelscheuche, in die sich der Oberlehrer gewandelt hatte, — da gellten die Töne eines Leierkastens zum Balkon empor, — die Gestalten nahmen ihre alltägliche Form an, alle vier schauten hinab.

Fünftes Kapitel

Quand on veut vivre dans un pays, il n'en faut point heurter les préjugés.

Beaumarchais: La mère coupable.

Der Leierkaſtenmann tritt auf. Wie er dem Phosphor und wie er ſeinen Gäſten erſcheint. — Der Leierkaſtenmann beſiegt die drei Gäſte, die vor ihm die Flucht ergreifen. — Phosphor ſieht ſeine Mitmenſchen aus einem anderen Geſichtswinkel, aber die Mitmenſchen proteſtieren, wie billig, gegen ſolch Unterfangen. — Eine Klatſchgeſchichte verſüßt dem Oberlehrer und dem Handelsamtsvorſitzenden den Nachhauſeweg und tröſtet ſie über ihre Niederlage. — Nachdem ſich beide getrennt haben, merkt der Oberlehrer, daß er ſeine eigentliche Geſchichte nun doch nicht angebracht hat.

Der Leierkaſtenmann ſtand am Gartenzaun und dudelte. Den abgeriſſenen Hut hielt er in den Händen und mit ſtarrem, fataliſtiſchem Geſichte, das alten Landſtraßenfahrern eigen iſt, ſchaute er zu dem Balkon hinauf.

„Es iſt unerhört, was für Vagabonden die Polizei frei herumlaufen läßt," ſchrie der empörte Oberlehrer, der um ſeinen Effekt gekommen war und keine Beifallsbezeugungen einkaſſiert hatte.

„Bis hierher riecht man den Fuſel, den der Kerl geſoffen," brummte der Bauunternehmer, und der Handelsamtsvorſitzende beſchloß den Mißbilligungschor mit den Worten: „Der Tierſchutzverein ſollte den Lumpen einmal bei den Hammelbeinen packen. Es iſt unmenſchlich, das arme, kleine Affchen, das auf ſeinem Kaſten einherſpringt, mit einer ſo ſchweren Eiſenkette zu belaſten."

Auf Phosphor übte der untenſtehende Mann einen geheimnisvollen Reiz aus, dem er ſich nicht entziehen konnte. Er ſah das wettergebräunte Geſicht, das ein langer, wirrer, ſchmieriger, grauſchwarzer Bart umgab, zu ſich emporſtarren, und es dünkte ihn wie die Maske einer Kindermärchenfigur, die ihm ſein ganzes, bisher verlorenes Leben nachgelaufen war und nun zu ihm empor wollte. Eine ſeltſame Rührung überkam ihn bei der gebeugten, armſeligen Geſtalt des Mannes, deſſen Kleider in der Sonne das leuchtende Lehmbraun aufwieſen, wie man es manchmal in den Baſaren und auf den Straßen des Orientes gewahrt. Und die großen braunen Hundeaugen ließen ihn nicht mehr los, nachdem ſie einmal ſeine Blicke aufgefangen. Endlich konnte Phosphor nicht mehr anders, er beugte ſich über den Rand des Balkons und rief hinab: „Kommen Sie herauf!"

Entſetzt ſchauten die drei anderen ihren Wirt an.

„Herr Doktor," wollte der Handelsamtsvorſitzende eine be-

deutende Rede anſetzen, doch wurde er unterbrochen durch den Bauunternehmer, der gleichzeitig ausrief: „Das geht doch nicht an!“ und dem ſich ein mit dieſen Worten miſchender Ausruf des Oberlehrers anſchloß: „Das iſt doch unmöglich!“

„Wieſo?“ fragte Phosphor gütig und naiv.

Bei dieſer Frage erſtarrten die drei Herren vor Erſtaunen. Hilflos ſuchten ſie einander mit den Blicken, und ſo blöde ſahen ſie aus, als wären ſie ſelbſt alle drei zu gleicher Zeit von dem verhängnisvollen Balkon abgeſtürzt.

„Aber erlauben Sie einmal, Herr Doktor,“ begann endlich der Handelsamtsvorſitzende, „hier iſt doch gar nicht zu fragen ‚wieſo‘. Sie wollen uns doch nicht zumuten, mit dieſem Menſchen, der vielleicht ein ſehr lebhaftes Inventar in ſeiner Kleidung beſitzt, zuſammen zu ſein! Auch ſchätzen wir die Muſik eines Leierkaſtens auf eine ſo nahe Diſtanz durchaus nicht.“

„Sahen Sie ſeine Augen, die nach Freude hungerten? Können Sie ſich gegen dieſen ſtummen Jammer der Kreatur verſchließen?“ gab Phosphor in ſanftem Tone dem Handelsamtsvorſitzenden zurück.

„Dunnerkiel, wir ſind doch keine Sozialdemokraten!“ ſchrie nun der Bauunternehmer, den der Stolz des Bourgeois aufreckte, ſo daß er mit ſeinem roten Kopfe ausſah, wie ein kollernder Truthahn.

„Ich kann den Grund Ihres eigentümlichen Betragens durchaus nicht einſehen oder auch anerkennen,“ beſchloß der Oberlehrer die Reihe der Erwiderungen, indem er mit den kleinen Augen umherſpähte, ob ſich nicht ein Klaſſenbuch zum Eintragen des Tadelsvotums in der Nähe befände.

Phosphor ſah die drei wieder mit einem Geſichte an, mit dem

vielleicht Chriſtus die ſtandesſtolzen Phariſäer und Sadduzäer angeblickt hatte, wenn ſie verachtungsvoll von Zöllnern und Sündern ſprachen. Er ſchüttelte ſeinen Kopf und ſprach die Worte: „Ich verſtehe euch nicht! Er iſt ein Menſch, wie wir.“

Nach dieſen Worten verſtummten die drei anderen und ſaßen betroffen auf ihren Stühlen. Denn weder ließ ſich eine ernſte Erwiderung darauf geben, noch wagte einer der drei Phosphor mit Spott zu dienen.

Es iſt ein ſeltſam und wunderbar Ding um das Wort. Meiſt tragen wir es im Munde, wie der afrikaniſche Araber die Scheidemünze, und geben es weiter, ſchmutzig und mit abgegriffener Prägung.

Vermag aber einer dem Worte ſeinen Glauben zu leihen, ſo leuchtet es auf, neu und golden, wie am Tage, da es gemünzt ward, und wir beugen uns vor dem Worte, als vor etwas Köſtlichem, da ein Teilchen vom edelſten Menſchengeiſte in ihm ſchwingt.

Alſo beugten ſich auch die drei Gäſte vor den Worten Phosphors. Aber lange dauerte es nicht, da ſahen ſie ſich verſtohlen an, und taten, was alle Menſchen tun, die ſich eines ehrfürchtigen Gefühles ſchämen, deſſen ſie ungewohnt ſind: Sie lachten leiſe, und ein jeder ſuchte dem anderen durch ein leichtes Mienenſpiel anzudeuten, daß er ſich über das Vorhergegangene ſehr erhaben fühle.

Fräulein Bollhaas ſtreckte ihren Kopf zur Balkontür herein und fragte: „Herr Doktor, vor der Tür ſteht der Leiermann und behauptet, Sie hätten ihn heraufgewinkt. Was ſoll ich ihm geben?“

Das leiſe Lachen der Gäſte Phosphors ging in Kichern über, Liebenkiel erfaßte ſein Portemonnaie, ſuchte nach einem Fünfzigpfennigſtück, reichte es Mathilden und ſagte: „Geben Sie ihm dies!“

Phosphor wehrte ihm und erklärte: „Das ist nicht nötig, Mathilde, führen Sie ihn hier herein, er soll ein Glas Wein haben und ein Stück Kuchen erhalten; wir wollen mit ihm plaudern. Er soll sich als Mensch fühlen, und nicht als Bettler!"

Mathildes Blick verriet zuerst Verblüffung und Erstaunen. Doch als sie sich zurückzog, beherrschte ihre Züge die Erwartung, die das Zeichen für jenes eigentümliche weibliche Interesse ist, das fälschlich in vielen Fällen mit Neugier verwechselt wird und auf dem tiefsten weiblichen Bedürfnis beruht, den wirklichen menschlichen Wert eines Mannes kennen zu lernen.

„Sie wollen also wirklich uns dieses Subjekt aufnötigen?" fragte Liebenkiel noch einmal eindringlich.

„Wie Sie sehen, ja," antwortete der Gefragte.

Der Leierkastenmann erschien im Türrahmen und blieb dort mit vorgestrecktem Halse und mißtrauischen Blicken stehen. Der Geruch, der von ihm ausging, war nicht gerade der feinste und so durchdringend, daß die drei vornehmen Gäste Phosphors die Nasen krausten.

„Treten Sie nur näher," ermunterte der Doktor den Vagabunden, „setzen Sie sich dort auf den Stuhl, ich werde Sie gleich versorgen!"

Vorsichtig schob der also Aufgeforderte seine lange, dürre Figur, die in der allzu weiten Kleidung wie ein vertrockneter Haselnußkern in der Schale hin und her schlenkerte, auf den Balkon. Das Äffchen hockte auf dem Kasten, den er auf dem Rücken trug, und schaute aus seinen kleinen Äuglein ebenso mißtrauisch auf die Anwesenden wie sein Herr. Den dunklen Augen und den gespannten Lippen des Mannes war es anzusehen, daß er eine Feindseligkeit, eine Verulkung erwartete, und er krümmte den Rücken und

verſchanzte ſich in ſeinem Landſtraßentrotz in dem Gefühle: „Einbringen wird es dir ſchon etwas, jetzt mußt du ſtille halten.“

Vorſichtig lud er ſeinen Leierkaſten ab, ſetzte ihn vor ſich nieder, wie zum Schutze, und umfaßte alsdann mit zärtlichem Griffe ſein Affchen, als ſuche er Verbindung mit dem einzigen befreundeten Weſen, das in ſeiner Nähe war. Dabei tarierten ſeine lebenserfahrenen Blicke genau alle die Anweſenden, und bald erſchien auf den ſchmalen Lippen und in den zuſammengekniffenen Augenwinkeln ein Zug der Überlegenheit, der da verſtohlen ausdrückte: „Euch ſtecke ich alleſamt noch in die Taſche!“

Phosphor reichte dem Manne ein volles Glas Bowle und ein Stück Kuchen, dabei ließ er ſeine Blicke über das Geſicht des Mannes gleiten und erkannte darin Verſchiedenes, was ihm früher ſicher entgangen wäre. Er gewahrte, daß die gekrümmte Naſe, wenn ſie auch durch häufigen Fuſelgenuß gerötet war, eine ſehr edle Bildung aufwies. An den langen, ſchmalen, nervöſen Händen erſah er den Mann, der nicht aus der handarbeitenden Volksklaſſe ſtammte, und eine eigentümliche Rührung überkam ihn, als er bemerkte, daß der Landfahrer das erſte Stück von dem Baumkuchen, das er ſich nahm, nicht ſelbſt verzehrte, ſondern dem kleinen Affchen reichte.

Plötzlich wurden ſeine Betrachtungen durch die heiſere Stimme des Leierkaſtenmannes unterbrochen. „Wozu bin ich hier heraufgerufen worden von den Herrſchaften?“ fragte er.

„Das möchte ich wirklich auch wiſſen,“ konnte ſich Liebenkiel nicht enthalten zu brummen.

Phosphor blickte den Mann gütig an und erwiderte ihm: „Stärken Sie ſich zuerſt einmal, und nachher ſpielen Sie uns vielleicht ein Lied auf Ihrem Leierkaſten vor.“

Des Mannes prüfende Augen überflogen Phosphors ganze Figur. Da er nichts Hinterhältiges an ihm wahrnahm, wurde sein Blick ein wenig verächtlich, – „offenbar ein Depp," schien er zu denken.

Eine Pause trat ein, in der der Vagabund und sein Äffchen aßen und tranken. Der Bauunternehmer und der Handelsamtsvorsitzende blickten starr in die Luft. Nur der Oberlehrer schaute den Menschen von der Seite an. Der Leiermann konnte merken, wie unangenehm ihnen sein Besuch auf dem Balkon war, aber ebenso augenscheinlich war es auch, daß sie aus ihrer unangenehmen Lage keinen Ausweg wußten. Mit verschmitztem Lächeln suchten seine Augen Phosphor, als wollte er ihm zuzwinkern und ihm seinen Beifall ausdrücken, denn er deutete sich die Szene, in der er mitwirken sollte, so, daß sein Wirt ein Spaßvogel wäre, der einen ihm unerwünschten Besuch auf originelle Weise fortgraulen wollte. Nachdem er sich gestärkt und von der Bowle getrunken hatte, redete er ganz ungeniert Liebenkiel also an:

„Herr Professor! Sie haben gewiß nicht gedacht, als Sie mich gestern von Ihrem Portier aus Ihrem Hofe weisen ließen, daß Sie heute mit mir Maibowle trinken würden."

Liebenkiel errötete flüchtig, aber der Angriff war ihm so plötzlich gekommen, daß er keine Antwort wußte, und nur seinen Stuhl von dem Leierkastenmann um einen Schritt abrückte und dabei die Nase rümpfte.

Der Bauunternehmer folgte diesem Beispiele sofort, um seinem Einverständnisse mit Liebenkiel Ausdruck zu verleihen.

Das Gesicht des Vagabunden verzog sich bei dieser Bewegung zu einem höhnischen Grinsen: „Nur keine Angst, meine Herren," rief er mit lauter Stimme aus, „ich war einmal auch ein gebildeter Mann in guten Verhältnissen wie Sie."

„Wenn Sie das wirklich waren, so könnten Sie das auch durch Ihr Benehmen beweisen," ließ sich der Oberlehrer mit seiner spitzen Stimme vernehmen.

„Was wissen Sie denn jetzt schon von meinem Benehmen?" replizierte der Vagabund seinerseits. „Ich bin ein ganz harmloser Mensch, der niemandem etwas tut. Wenn ich abends im Gasthofe getrunken habe, so würde ich doch niemals einem Zimmermädchen, das zufällig auf der Treppe steht, in die Waden kneifen und eine Ohrfeige kriegte ich dafür auch nicht!"

Der Oberlehrer stand auf und würgte die letzten Sätze des Fremden hinunter, wie einen zu dicken Knödel. Sein Gesicht verzerrte sich. „Meinen Sie etwa mich?" schrie er in höchster Wut.

„Wie sollte ich Sie meinen," erwiderte der Vagabund ruhig. „Ich nächtigte gestern durch Vermittlung des Hausknechtes unter der Treppe im Hausflur des Eisernen Kreuzes und um zwölf Uhr passierte einem Herrn dort etwas Ähnliches."

„Nein, das ist denn doch unerhört," rief der Oberlehrer, „unerhört, Herr Dr. Phosphor, ich erwarte, daß Sie den Menschen hinauswerfen!"

Liebenkiel, dem alles unerwartet kam, vermochte nur beifällig zu nicken, aber der temperamentvolle Bauunternehmer schrie: „Hinaus, Mensch, reizen Sie uns nicht länger! Hinaus!"

Phosphor sah diese ganze Szene sich bildhaft entwickeln. Er erlebte sie, wie in einem Theaterstücke. Die ihm so wohlbekannten drei Menschen erschienen ihm jäh verändert, und diese Veränderung nahm er auf als ein sehr seltsames Erlebnis. Bei dem letzten Ausbruche seines künftigen Schwiegervaters aber wollte er denn doch eingreifen, allein der Vagabund kam ihm zuvor.

Schon war er hinter seinem Leierkasten hervorgetreten und hatte beide Hände gegen Löffler ausgestreckt: „Gottlieb," rief er, „Gottlieb, müssen wir uns so wiederfinden? Wer hätte das je geglaubt! Komm alter Junge, stoß mit mir an!"

Wie ein Ochs, der den Schuß des Metzgers ins Hirn erhält, brach der Bauunternehmer zusammen und sank mit blutrotem Gesichte und verdrehten Augen in seinen Stuhl. Das war zuviel. Kannte er diesen Menschen wirklich? Und woher denn nur? Diese Unsicherheit lähmte ihn. Denn der Bauunternehmer gehörte zu den Leuten, die von ihrer Vergangenheit nichts mehr wissen wollen, die sie abgestreift haben, wie die Schlange die alte Haut, und denen nichts Fürchterlicheres geschehen kann, als wenn die Vergangenheit ihnen in einem alten Bekannten plötzlich wieder vor die Augen tritt. Wie eine Lüge erscheint ihnen alsdann ihr ganzes augenblickliches Leben, und der glückliche Glanz der stolzen Gegenwart ist plötzlich verblichen. Der Bauunternehmer hatte Zeiten hinter sich liegen, von denen er wirklich nicht gern reden mochte, wenn auch niemals etwas vorgefallen war, das das Licht der Sonne zu scheuen hatte. So ist nun einmal der Mensch, er schämt sich selten einer schlechten Handlung, aber leicht schämt er sich, wenn ihn ein anderer früher einmal in einer niedrigen Stellung oder in einem schmutzigen Rocke gesehen hat.

Dies alles waren Gefühle, die dem alten Landstraßenwanderer und Menschenkenner gar wohl bekannt waren, und im vertraulichsten Tone fuhr er fort: „Weißt du noch, Gottlieb, wie wir zusammen das Eisbein ausgeknobelt haben? Gottlieb, und dann die große Lage von vierzehn Kümmeln in der Maurerbutike! Ach Gottlieb, wie schön waren die Zeiten damals — Gottlieb, willst du denn deinen Karle gar nicht mehr kennen?"

Auf den Bauunternehmer praſſelte das herab, wie eine kalte Duſche, die ſich unvermutet über einem öffnet, der aus einem warmen Bade ſteigen will. Er ſtarrte den Leiermann an, wie das Kaninchen die Schlange, die es verſchlingen will. Plötzlich ſprang er auf, ergriff ſeinen Hut, der noch auf der Brüſtung des Balkons lag, rief „Adieu, Adieu," und eilte die Treppe hinab.

Nun erhob ſich auch der würdige Handelsamtsvorſitzende: „Phosphor," hub er an, „wie können Sie derartiges dulden? Ich muß geſtehen — —"

Aber er kam auch diesmal nicht mit ſeiner Rede, die er ſich vorgenommen hatte, zu Ende, denn Phosphor unterbrach ihn mit ruhiger Stimme und ſagte unbefangen mit einer Handbewegung auf den Vagabunden deutend: „Aber Sie müſſen mir doch zugeben, der Mann hat recht, hat abſolut recht! Er verteidigt ſich, da er angegriffen wird, und wenn er einen alten Freund trifft, warum ſoll er ihn nicht begrüßen, da iſt doch wirklich nichts weiter dabei!"

„So, der Anſicht ſind Sie alſo wirklich, Phosphor?"

„Der Anſicht bin ich!"

„Dann werde ich mir erlauben, mit dem Herrn Oberlehrer, der auch gröblich beleidigt wurde, Sie zu verlaſſen, bis Sie ſich eines Beſſeren beſonnen haben! Gott befohlen," und mit dieſen Worten brachen der Handelsamtsvorſitzende und Pröbſtler auf.

Erregt ſchritten ſie beide die Treppen hinab auf die Straße, und ohne ſich umzuwenden gingen ſie nebeneinander ſtill dahin.

Nach zwei Querſtraßen ſagte Liebenkiel, der alles langſam zu ordnen begann: „Weglaufen hätte Löffler nicht ſollen! Es machte keinen guten Eindruck!"

„Oh," antwortete ihm der Oberlehrer, „es war das Klügſte,

was er machen konnte, er fürchtete, daß er sich viel verderben könnte!"

„Was meinen Sie damit?"

„Ich deutete Ihnen schon vorher auf der Treppe an, daß der Bauunternehmer Butter am Kopfe hat! Seine Tochter, die er Phosphor andrehen will, war doch schon zweimal verlobt. Und das erstemal, als der Leutnant sie heiraten sollte, soll es nicht so ganz glimpflich abgegangen sein!

Das Mädel war doch in den Leutnant so verliebt, daß sie ihm auf Schritt und Tritt nachlief. Sie soll ihn sogar besucht haben! Und das kam im Regiment auf, und da war es natürlich aus! Das war doch unmoralisch!"

„Allerdings wenn solche Sittenverrohung erst einzureißen beginnt, dann können wir Deutschen uns begraben lassen!" pflichtete der Handelsamtsvorsitzende in strengem Tone bei.

Ein jeder Mensch kann daraus ersehen, daß Herr Liebenkiel ein geborener Hüter der Zucht und Sitte war, die um sich selbst zu genügen, gern Existenzen opfert und stets ehrliche Leidenschaft zugunsten einer äußerlichen Etikette unterdrückt, die Unehrlichkeit und Lüge aber als einzige Arkana für des Menschen Bedrängnis züchtet.

Mit einer gewissen gesunden moralischen Wärme schritten der Handelsamtsvorsitzende und der Oberlehrer eine Strecke weiter. Der Duft des Skandales, der ihnen beiden soeben in die Nasen geschlagen war, entschädigte sie für vieles.

„Immerhin, Phosphor kann sich in seiner jetzigen Verfassung nur freuen, wenn er die Tochter Löfflers zur Frau erhält!" beschloß der Handelsamtsvorsitzende eine lange Denkreihe. — „Und nun Gott befohlen, lieber Oberlehrer, schlafen Sie gut auf diesen sonderbaren Abend!"

„Gott befohlen, Herr Handelsamtsvorsitzender!“ antwortete der Oberlehrer und dann trennten sich die beiden.

An der nächsten Straßenecke fiel dem Oberlehrer zu seinem Ärger ein, daß er die Geschichte von dem Fürsten Roost nun doch nicht erzählt hatte, und auf dem Wege wäre doch eine so schöne, passende, unausgefüllte Zeit gewesen!

Sechſtes Kapitel

Μηδὲν ἀγάν.

Phosphor will es nicht begreifen, daß ſich ihm die Welt verkehrt hat, muß es aber erleben, daß auch der Leiermann, auf den er eine Lebenshoffnung geſetzt hat, ihn ſchnöde enttäuſcht. Allerlei Rätſelfragen beginnen ihn zu quälen, woraus der Leſer entnehmen kann, daß es nicht angenehm iſt, auf den Kopf zu fallen. Endlich wird der bedauernswerte Doktor Phosphor von Mathilde Vollhaas ins Bett geſchickt, und er beſchließt den erſten Tag nach ſeinem Fall auf den Kopf unter Zittern und Beben. Ende des erſten Tages.

Melancholiſch war Phosphor ſitzengeblieben. Feſt umſpannte er ſein Kinn mit beiden Händen, als fürchte er, daß ihm vor Schmerz und Erſtaunen der Kopf vom Rumpfe fallen könnte.

Er ſann dem ihm ſo unbegreiflichen Weſen ſeiner Gäſte nach, dieſer Menſchen, die ſich ſeinem Gemüte bisher als gute, liebe und ehrenhafte Männer eingeprägt hatten. Heute war er an ihnen irre geworden. Heute hatten ſie das Gegenteil der Menſchlichkeit bewieſen, die ſeinem erwachten Geiſte als ſchön erſchien. Heute hatten ſie ihn enttäuſcht. Wie es oft geſchieht, ſo geſchah auch ihm: er erkannte nicht, und konnte es auch nicht erkennen, daß er ſich gewandelt hatte, während dieſe Menſchen da ſtehengeblieben waren, wo er ſelbſt noch vor zwei Stunden ſtand. Seine Enttäuſchung ging allmählich in Murren über, in Murren über die vermeintliche momentane Trübung und Verſchleierung ſeiner Augen. Dennoch wollte er an die Kleinlichkeit und Schwäche ſeiner liebſten Bekannten nicht glauben.

Seine Blicke fielen auf den zuſammengekauert ſitzenden Vagabunden, dieſen Hefepilz, der die ganze verworrene Maſſe ſeiner Gefühle zum Gären gebracht hatte.

Luſtig mit zuſammengekniffenem linken Auge ſah der Mann ihn an. Mehr denn zuvor erſtaunte Phosphor. Mitleid hatte er mit dieſem Menſchen gefühlt, dem von den drei Andern ſo verächtlich begegnet war, und nun ſah er ihn lachen.

Sein Erſtaunen wuchs, als der Leierkaſtenmann alſo zu ſprechen anhub:

„Der Witz wäre gelungen, nicht wahr Herr Doktor? — Sie müſſen mit mir zufrieden ſein! Ich habe meine Sache doch gut beſorgt. Ein Anderer hätte Ihnen die drei ſteifleinenen Burſchen nicht ſo ſchnell hinausbefördert!“

Phosphor lehnte sich in seinen Sessel zurück und sah den Landstraßenfahrer groß von der Seite an. Der aber ließ sich nicht irre machen und fuhr lächelnd und selbstgefällig fort:

„Haben Sie sich nicht gewundert, wie schnell ich den Namen des Bauunternehmers herausgefunden habe? — Ich sehe es Ihnen an, Sie möchten wissen — — Wenn man Augen im Kopfe hat wie ich, dann ist so etwas kein Kunststück. Ich hatte es gleich gesehen, daß der Namenszug Gottlieb auf dem Spazierstocke des Herrn eingraviert war, und daß er ein Geschenk seiner Kalchasen sein mußte, ersah ich an den Werkzeichen: Maurerkelle und Spitzhacke!"

„Sie sind also nie Freund oder Kamerad des Herrn Löffler gewesen?"

„Aber wie sollte ich denn? Ich sehe doch nicht wie so ein Kalchas aus!"

Phosphor blickte den Menschen bestürzt an. Unheimlicher wurde ihm sein Erlebnis von Sekunde zu Sekunde. Warum hatte dieser Mensch so gehandelt? Nur daß ihm die Nichtigkeit seiner Freunde offenbart wurde!

Phosphor tastete in Gedanken bald hierhin, bald dorthin, ohne eine Gewißheit, ohne eine bestimmte Idee zu erhalten, denn wie alle Menschen mit vermehrter Phantasietätigkeit sah er nicht eine Kombination, sondern verschwommen und ungewiß. Ein Angstgefühl begann in ihm aufzusteigen. Das landstreichende Individuum nahm für ihn gewaltige geistige Dimensionen an.

Da wurde er aus seinen Überlegungen durch die brutalen Worte des Vagabunden gerissen: „Es wird dunkel, Herr Doktor. Was wollen wir noch länger anfangen? Ihren Spaß haben Sie gehabt! Sie sehen, ich habe Sie gut bedient, — geben Sie mir nun das, was Sie mir zugedacht hatten!"

Phosphor schaute auf. — Der Gedanke, daß dieser Mensch Geld von ihm forderte, und die Vorstellung, daß seine Sendung vom Schicksal bestimmt sei, gingen ihm nicht zusammen. Und also schüttelte er verwundert den Kopf.

Dieses Kopfschütteln faßte der brave Landstreicher anders auf, als wie es gemeint war. Er hielt es für ein Zeichen der Ablehnung und ging nun, da er sich vermeintlich betrogen sah, zu einer dringenderen Ausdrucksweise über:

„In der Zeit, wo ich hier bei Ihnen gesessen habe, hätte ich mindestens eine Straße abmachen können und hätte sicher soviel erhalten, um davon ein Nachtquartier zu bestreiten!"

„Aber Sie irren sich, guter Freund," begann Phosphor, — stockte aber, da er noch nicht wußte, was er sagen wollte.

Des Leierkastenmannes Geduld war zu Ende:

„Ein schäbiger Kerl sind Sie! Ihren Gästen haben Sie das Essen nicht gegönnt. Mich haben Sie unter falschen Versprechungen heraufgelockt, um Ihnen diese Menschen vom Halse zu schaffen, und jetzt sind Sie zu filzig, um mir selbst ein kleines Trinkgeld zu geben, das ich mir doch wahrhaftig verdient habe!"

Phosphor fiel aus einem Erstaunen ins andere. Die Fülle der Beschuldigungen warfen ihn aus dem Sattel. Er wußte nicht, was er denken sollte, und stotterte:

„Aber um des Himmels willen, was für Versprechungen meinen Sie eigentlich? Ich habe Ihnen doch nichts versprochen."

Der Leiermann wurde blaurot vor Zorn im Gesichte, schreiend rief er: „Da hört ja alles auf! Sie leugnen, daß Sie mir Versprechungen gemacht haben? Warum haben Sie mich denn hier heraufgerufen? Ja, und warum haben Sie mir denn, als ich zu reden anfing, zugenickt? — Ja, und was sollte denn das

heißen, als Sie mir gegen dieſe anſtändigen Männer recht gaben? Na?"

Phosphor faßte ſich mit beiden Händen an den Kopf. Er verſtand dieſe Worte, die ihm in die Ohren gellten, nicht. Er war ratlos.

Der Vagabund jedoch blies ſich zur allerhöchſten Wut auf, drang auf ihn ein und brüllte: „Meinen Sie denn etwa, ich werde mich von Ihnen zum beſten halten laſſen, wie Sie Ihre Bekannten zum beſten hatten? Ich bin nicht ſchief gewickelt, ich laſſe mich nicht prellen!"

Phosphor ſtarrte die Phantaſiegeſtalt, die ſich mit wilden Geſten vor ihm aufpflanzte, ratlos an. Er war gänzlich hilflos, er hörte ein jedes Wort, aber er verſtand kein einziges. Er ſollte etwas bezweckt haben? Er hatte dieſem Menſchen etwas verſprochen? Durch Winke und ſtille Zuſtimmung? Dieſer Mann vor ihm war aufgeregt, empört, zornig und warf ihm vor, er wäre ein Filz. Er vermochte das nicht zuſammenzureimen, ſchwieg und ſah den Vagabunden an.

Ihm erſchien dieſe geſtikulierende Kreatur wie eine zu Menſchengröße aufgeſchoſſene bärtige Mohrrübe, und ganz leiſe begann er über das Phänomen zu lächeln.

Auf das Geſchrei des Leierkaſtenmannes kam Fräulein Bollhaas auf den Balkon geſtürzt und ſah das ſeltſame Bild: den nachdenklich blickenden Hausherrn, der von einem rabiaten Menſchen beſchimpft und mit den gröbſten Beleidigungen überſchüttet wurde, und ſtatt den frechen Kerl hinauszuwerfen, dieſen mit Intereſſe betrachtete.

„Machen Sie, daß Sie weiterkommen," rief ſie mit zwingender Energie den wüſten Kerl an, „iſt es Ihnen nicht genug, hier

Kuchen und Wein zu erhalten, und nun entblöden Sie sich nicht, einen Kranken anzuschreien?

„Kranken!“ erwiderte der Vagabund spöttisch. Dann starrte er Phosphor schamlos und zudringlich an. „Ach so, ich verstehe, hier ist es nicht ganz richtig! Der gute Mann ist Tilittiti! Na, dann begreife ich alles! Sie hätten es mir schon vorher sagen können, Fräuleinchen, als ich hier hereinging. Dann wäre das alles nicht passiert!“

Damit warf er seinen Leierkasten auf den Rücken und stapfte an dem mehr als erstaunten Fräulein Vollhaas vorbei hinaus, ohne sich umzusehen. Nur das Affchen lugte hinter dem Kasten hervor und schnitt eine Fratze zum Abschied.

„Ich begreife die Menschen nicht mehr,“ seufzte Phosphor, als er gegangen war. „Auch die anderen Herren waren so merkwürdig. Fräulein Mathilde, ich bin heute abend recht traurig!“

Mathilde sah ihren Herrn ruhig an.

„Es ist nicht zu verwundern, Herr Doktor, Sie haben Kopfschmerzen und sind ein wenig im Kopfe benommen. Da kann es schon geschehen, daß nicht alles so ausläuft, wie man es sich vorstellt! Kommen Sie, ich werde Ihnen Ihr Lager zurechtmachen, morgen ist dann alles wieder gut!“

„Morgen ist alles wieder gut,“ wiederholte sich Phosphor wehmütig und saß wie von einer Erstarrung befallen da. „Morgen ist alles wieder gut!“ — Und dunkel überkam es ihm nach den Erlebnissen dieses Tages, daß eine ungeheure Veränderung mit ihm vorgegangen sein müsse.

Er schloß die Augen und begann krampfhaft nachzudenken, und sich mit wilder Energie auf etwas zu besinnen, was ihm entfallen war. Immer wieder sah er das Bild vor sich, wie der Han-

delsamtsvorsitzende zur Gartenpforte hereintrat und ihn seltsam musterte. Was für eine Umwandlung war an diesem Abend mit allen seinen Bekannten und Freunden vorgegangen. Verblichen erschienen sie ihm. Häßlich waren sie geworden. Wie Karikaturen hatten sie sich gebärdet, hatten sie gesprochen, und dasselbe hatte er mit dem Leierkastenmanne erleben müssen, der zuerst auf ihn einen so menschlichen, guten Eindruck gemacht hatte, aber mit einer Fratze verschwand, die schlimmer war als die seines Affen.

Der arme Phosphor zermarterte sich das Hirn und kaute und schluckte an seiner Enttäuschung. Unbewußt empfand er mit einem Male das schwere Schicksal, das auf jedem Menschen lastet, der Eigenart besitzt, aber nicht die Gabe, sie vor den Menschen zu verhehlen und verstecken.

Eigenart hat nur Geltung, wenn sie den gesellschaftlichen Stempel erhält, wenn man den Träger der Eigenart feierlich zum Belustigungsobjekt der Gesellschaft erwählt. Bei einem Gelehrten, bei einem Künstler wird Eigenart mit hingenommen, wird sie geduldet. Denn Eigenart ist immer unbequem. Ein Mensch, der nach seiner Fasson selig wird, kann wohl von einem großen König geduldet werden, nicht aber von all den kleinen Existenzen, die mit ihm leben. Denn ein solcher Mensch ist unberechenbar, er macht Überraschungen und stört den gut geölten Gang der Gesellschaftsmaschine.

Aufgabe eines jeden zivilisierten Menschen ist es, ein gut funktionierendes Rädchen oder Schräubchen dieser Maschine zu sein und keine Hemmungen in dem Triebwerk der Menschheit hervorzurufen. Ist so ein Teilchen abgenutzt, so wird es gegen ein anderes ausgewechselt, und das schnurrt oder hält fest, wie das alte,

ohne sich darum zu kümmern, „warum" und „wozu" die komplizierte Maschine der Menschheit überhaupt läuft.

Die Fragen „warum" und „wozu" sind so unbequeme Fragen, die den ganzen Gang der schönen großen Maschine hemmen können. Räder, die sich durch solchen Gedankenstaub und -schmutz festhalten lassen, müssen ausgeschaltet werden. Sie sind zu nichts mehr nütze.

Denn die Menschheitsmaschine läuft nur darum, daß ein jedes Teilchen seinen zeitlichen Zweck erfüllt und sich dieses seines Zweckes, zu schnurren oder geduldig festzuhalten, freut. Was darüber ist, das ist vom Übel.

Das alles zwar wurde Phosphor an diesem Abend noch nicht klar. Er hatte nur das fürchterliche Einsamkeitsgefühl, das stets durch die so überaus simple, aber manchmal so furchtbare Erkenntnis gezeitigt wird: „Ich passe zu diesen Menschen nicht!"

Phosphor hatte die erste Reibung gespürt, die seinem veränderten Wesen zuteil werden mußte, und er war unglücklich, er begriff noch nicht, daß niemand sich selbst zu begreifen vermag.

Wie viele Kämpfe und Zermürbungen müssen Menschen durchmachen, denen die Begriffswelt der Konvention stets ein Rätsel bleibt. Menschen, die den Trieb zur Geselligkeit haben und sich stets wundern müssen, daß alles, was ihnen einfach und klar dünkt, von den Mitmenschen als fremd, skurril und verrückt angesehen wird.

Die ersten Akkorde einer solchen Lebenssymphonie waren an dem heutigen Montage an das Ohr des guten, braven Doktor Phosphor gedrungen, dessen bisheriges Leben von derlei Sorgen, Qualen und unnützen Gefühlen so frei war, wie der nie benutzte Staatssalon einer bürgerlichen Hausfrau frei ist von Staub, Unordnung.

Es gibt kaum etwas Tückischeres und Fürchterlicheres als solch einen Salon, für den die Hausfrau und die Dienstmädchen frohnen, den der Hausherr und die Kinder nie betreten dürfen, und dem gedient wird, wie in früheren Zeiten den Göttern des Hauses. Ähnlich kalt und fürchterlich mag wohl so manchem jungen Brausewind das Leben der Phosphore und anderer guter Staatsbürger erscheinen, die nicht auf den Kopf gefallen sind. Diese Geschichte aber soll ein Beispiel dafür werden, was es für Folgen hat, wenn einer auf den Kopf fällt, was es für ein Unglück ist, und wie der Ärmste alles Ansehen und alle Reputation bei seinen Mitmenschen verliert.

Schwermütig folgte Phosphor dem Rufe des Fräulein Bollhaas, die ihm zurief, sein Bett wäre gerüstet. Er war wirklich krank von all dem, das auf ihn eingestürmt war, als er sich zur Ruhe niederlegte.

Dämmerung herrschte in seinem sauberen Junggesellenschlafzimmer, dennoch war der Tag draußen nicht völlig erstorben. Fröstelnd zog er die Decken zum Kinne und antwortete Fräulein Bollhaas, die sich erkundigte, ob er noch etwas benötigte, er danke für alles. Als er allein und ruhig dalag, war es ihm so bänglich zumute, daß er am liebsten geweint hätte. Er hatte Furcht vor dem Einschlafen, zum ersten Male hatte er vor der so wohltätigen und doch so unheimlichen Macht des Schlafes Furcht. War es so sicher, daß er wieder aufwachte? Und wer konnte ihm versichern, ob er beim Erwachen sein Leben so wiederbeginnen würde, als wie er es beim Einschlafen abgebrochen hatte? —

Zitternd lag er in seinem Bette und erwartete den Schlaf wie den Tod. Und daraus kann ein jeder ermessen, wie schlimm sich das Leben des Edgar Phosphor gewandelt hatte, denn ein jeder

vernünftige Mensch genießt den Moment, da er die müden Glieder dem erlösenden Schlafe überläßt. Nur überspannte Menschen können sich über so natürliche Lebensvorgänge Gedanken machen. Überspannte Menschen und Kinder, die mit Angst das Dunkelwerden erleben!

Und solch Kind war Edgar Phosphor durch die letzten Stunden des Tages wieder geworden. Grauen empfand er, wie seinen Gliedern die Kraft entfloh, wie eine dunkle Wand über seine Schläfen hinaufwuchs, wie er keine Gedanken mehr zu fassen vermochte. Mit dem Gefühle, er sänke in eine bodenlose, leere Tiefe körperlos und langsam hinab, entschwand ihm der erste Tag nach seiner Wandlung.

Siebentes Kapitel

So komm, du Träumer im Traum der Welt.

Wilhelm Raabe.

Wie der Dienstag und der Doktor Phosphor erwachten. Gefühle einer Wiedergeburt. Von einem zauberischen Gesang. Mathilde und der Doktor. Süße Angste. Wie ein Weib den Mann sieht. Fesseln und Bande. Der Brief des Bauunternehmers. Plötzliche Wirkung des Briefes auf Phosphor.

Vom Nußbaum troff Licht wie goldener Regen und die Droſſeln ſchrien aus ſeinen grünen Zweigen in die helle Morgenſonne hinein. Der blaue Himmel ſchien ſich zu weiten, als atme er voll Jubel die junge Maienluft, und unter dem weichen Windhauche zitterten melodiſch die Fenſterſcheiben des Schlafzimmers, in dem der Doktor Phosphor ſeinem neuen Daſein entgegenſchlief.

Lauter erklangen die Stimmen der Droſſeln, der Nußbaum wiegte ſeine Zweige in einem majeſtätiſchen Walzertakt, wie es einem hundertjährigen gebührt, und das Licht ſprang luſtig von Blatt zu Blatt, als hätten hunderttauſend kleine Lichtkobolde ſich zu einem Huſchefeſt auf dem würdigen Rieſen verſammelt.

So erwachte der brave Doktor Phosphor zu ſeinem abenteuerlichen Daſein und lag eine Weile regungslos voller Verwunderung über das Schauſpiel, das Gott und Natur ihm an dieſem Morgen gratis beſcherten.

Zu rühren wagte er ſich nicht, denn neu erſchien ihm alles, wie einem Kinde, das beim Erwachen die Geburtstagsgeſchenke findet, die ihm eine liebevolle und neckiſche Mutter auf das Bettchen gelegt hat. Mit offenen Augen verharrt es in ſeinem Bettchen und weiß nicht recht, ob nicht alles ein Traum ſei.

Gerade ſo erging es dem Doktor Phosphor, da er nach den ſonderlichen Erlebniſſen des vergangenen Tages wieder zum Leben erwachte.

Hatte ihn beim Einſchlafen das Gefühl überkommen, daß er einem Tode entgegenginge, ſo hatte er jetzt im Erwachen die ſchwere Ahnung, daß ſein Erwachen einer Wiedergeburt gliche. Ihm war, als hätte ſeine Seele ferne Gebiete im Schlafe durchwandert und Jahrhunderte lägen zwiſchen dem Tage vorher und dieſem Morgen. Er fühlte etwas von dem Geheimniſſe des

Schlafes, und von dem Myſterium, das Flut und Ebbe der geſamten Lebenskräfte umſchließt. Ein unendliches Behagen durchſtrömte ihn, eine tiefe Dankbarkeit dafür, daß er lebte, und daß er das alles genoß.

Nie hatte er ſo das Feſt eines Morgens zuvor empfunden. Freilich gereckt und gedehnt hatte er ſich auch, und ein wenig nachgeduſt, wie er zu ſagen pflegte. Er hatte alsdann vom Erwachen bis zum Zubettegehen die Reihe von Formalitäten abgehaſpelt, die den Tag eines Menſchen für gewöhnlich ausmachen.

Mit dem heutigen Morgen jedoch war der Doktor phil., der ehemalige Bankier und Reſerveleutnant, der auf der Schule ſeine Lehrer mit der von Horaz geforderten goldenen Mittelmäßigkeit erfreut hatte, nicht mehr bei Beſinnung. Ein neuer Menſch war zum Leben erwacht, ein Phosphor, der ein anderes Licht ausſtrahlte, als der vom Tage vorher.

In die Schwingungen der Seele dieſes Phosphors, der etwas Ähnliches empfand wie ein junger Vogel, der den erſten Flug in blaue Höhen unternimmt, fluteten die Töne eines Liedes. Eine Altſtimme ſang in einem der Räume des Hauſes, und Phosphor ſchloß die Augen, ließ ſich von den ſtarken und ſchönen Tönen tragen, und Tränen drängten ſich in ſeine Augen, als würden Erinnerungen in ihm wach, die ſüß waren wie Gedanken an eine ſelige Kindheit.

Die Wunder dieſes Morgens nahmen kein Ende, und er genoß ſie mit jeder Faſer Leibes und der Seele.

Er lauſchte der Stimme, die jetzt verklang, und wünſchte ſich, daß ſie von neuem zu ſingen begänne. Aber dann verflatterten ſeine Wünſche. Vor ihm erſtand das Bild Mathildens, wie er ſie

gestern gesehen hatte auf der Schwelle des Balkons mit den aufgestreiften Ärmeln.

Er lag, dachte an sie, und alle anderen Gedanken erstarben.

Lange mochte er so gedämmert haben, da hörte er Schritte an seiner Tür, und die Stimme Mathildens fragte:

„Wie geht es Ihnen, Herr Doktor?"

Er vermochte kaum zu antworten, er schämte sich. So hatte er sich in den Gedanken an sie verloren.

Als er sie am Kaffeetisch leibhaftig sah, wurde er rot und wagte sie kaum anzuschauen. Ängstlich setzte er sich auf den Lehnstuhl, den sie ihm hingestellt hatte, und an dessen Lehne sorglich von ihr eine Kissenrolle befestigt war, damit er den erschütterten Kopf darauf stützen konnte.

Zaghaft aß er die Brötchen, die sie mit ihren eigenen Händen gestrichen hatte und trank den Kaffee, dessen einzelne Bohnen ja durch ihre Finger geglitten waren, ehrfürchtig. Ihre Gegenwart bedrückte ihn. Doch kaum war sie auf einen Augenblick hinausgegangen, um die Zeitungen und die Post hereinzubringen, da war ihm das Alleinsein ohne sie ein schreckliches Gefühl.

Eine Angst vor der Reife des Weibes überkam ihn, wie einen Jüngling, der noch nicht durch Laster abgebrüht ist. Die Erkenntnis einer anderen Persönlichkeit, die gewöhnlich durch die Triebe des Begehrens und Besitzens übertäubt wird, begann ihn schwer zu drücken. Bisher war er an Frauen vorbeigegangen mit der oberflächlichen, gesellschaftlichen Hochachtung, und dem innerlich festgegründeten Gefühle, das Weib sei ein Mensch zweiter Klasse mit dem Berufe, dem Mann zu Annehmlichkeiten und Genüssen zu dienen.

Duft und Reize eines Weibes wirken fast immer auf den Mann ein. Allein das eigentümliche geistige Leben der Frauen,

das dem Gedankenleben eines Mannes, gerade weil es ursprünglicher und triebhafter ist, Bereicherung und Farbe verleihen kann, wird zumeist vom Manne nicht verspürt, oder gar verachtet. Der Phosphor nach dem Sturze hatte die Fähigkeit es zu empfinden, und die Neuheit dieser Empfindung überkam ihn mit solcher Gewalt, daß er fast das Essen und Trinken vergaß, eine Tätigkeit, der er für gewöhnlich mit einer eisernen Pedanterie nachzukommen pflegte.

„Um Himmelswillen, Herr Doktor, sagen Sie mir nur, was Sie haben," fragte Mathilde, die Phosphor eine ganze Weile aufmerksam betrachtet hatte, und nicht wußte, wie sie sich sein merkwürdiges Verhalten deuten sollte.

Phosphor schrak auf, stotterte etwas, und nach vielem Hin und Her seufzte er: „Mathilde, wo haben Sie das Singen gelernt?"

„Ist Ihnen mein Singen heute aufgefallen?" fragte sie errötend. „Habe ich Sie etwa gestört?"

„Im Gegenteil, im Gegenteil," eiferte Phosphor. „Ihr Gesang hat mir außerordentlich gefallen, ich finde Ihre Stimme schön! Sie müßten Gesangstunde nehmen, Sie haben einen Kontraalt, aus dem sicher etwas zu machen ist!"

„Stunden habe ich mir immer gewünscht! Musiker haben mir auch dazu geraten. Aber woher soll ich das Geld nehmen, ich stehe doch mit meiner Familie schlecht?"

„Sie stehen mit Ihrer Familie schlecht? Das höre ich zum ersten Male."

Mathilde stand auf.

„Verzeihen Sie," sagte sie und schnitt mit ernster Stimme ein weiteres Gespräch ab, „ich muß jetzt ausgehen und für das Mittagsmahl Besorgungen machen!"

„Bitte, bitte, bleiben Sie," flehte Phosphor in tollſter Verwirrung. „Ich wollte Ihnen durchaus nicht zu nahe treten und Sie verletzen. Ich kann Ihnen das alles nachfühlen. — Ich wollte nur noch einmal mit Ihnen über Ihre Geſangsausbildung ſprechen, — ich kann ja, wenn Sie es geſtatten, das übernehmen!"

Mathilde mußte ſich am Tiſch feſthalten.

Was war mit ihrem Herrn geſchehen, ihrem Herrn, der automatiſch pünktlich dahinlebte, nur das Notwendigſte mit ihr redete, nie ein beſonderes Intereſſe in der langen Zeit, die ſie bei ihm war, für ſie verraten hatte.

Und heute zeigte er dieſes Betragen und machte dieſes Anerbieten!

Sie begriff nicht, — konnte nicht begreifen. Die Worte waren gefallen, wie die Worte eines erſchreckten Buben, — ſie begriff das nicht.

„Herr Doktor," ſagte ſie atemlos und leiſe, „Herr Doktor, bitte erklären Sie mir, warum Sie ein ſo plötzliches und unerwartetes Intereſſe an mir nehmen."

Phosphor wurde noch verwirrter, er wußte nicht, was er antworten ſollte, und ſchließlich fragte er, während ſeine Hände zitterten: „Habe ich Sie etwa beleidigt?"

Mathilde mußte lachen. Jetzt verſtand ſie die Situation mit dem Inſtinkte einer lebenserfahrenen Frau. „Beleidigt haben Sie mich durchaus nicht, Herr Doktor. Aber ich muß Ihr Anerbieten doch verwunderlich finden. Was werden die Leute dazu ſagen? Sie müſſen doch bedenken, daß Sie verlobt ſind und die Hochzeit vor der Tür ſteht."

„Was geht meine Freude an Ihrer ſchönen Stimme und an Ihnen ſelbſt dieſe Zeremonie an?"

„Ich glaube, Herr Doktor, Sie überlegen ſich das noch einmal,

was Sie da im ersten Eifer versprochen haben. Hier ist übrigens ein Brief, den Ihr zukünftiger Schwiegervater Ihnen sendet."

Nach diesen Worten ließ Mathilde den Doktor mit dem Brief des Bauunternehmers allein.

„Lieber Phosphor!" schrieb Löffler, „Dein rücksichtsloses Verhalten zwang mich gestern abend, Dein Haus zu verlassen, denn ich wollte, da wir doch im Begriffe sind, in verwandtschaftliche Beziehungen zueinander zu treten, den anderen Herren nicht das Schauspiel geben, daß ich Dich abkanzelte. Auch glaube ich, daß Du schon des Guten zuviel getan hattest, aber das kann ja leicht jedem guten deutschen Manne passieren. Ich bin wahrlich kein Philister, der Dir einen guten Tropfen mißgönnt! Daß Du aber solches Gesindel von der Straße zu Dir nimmst, kann ich mir nur durch eine zeitweilige Geistesverwirrung erklären.

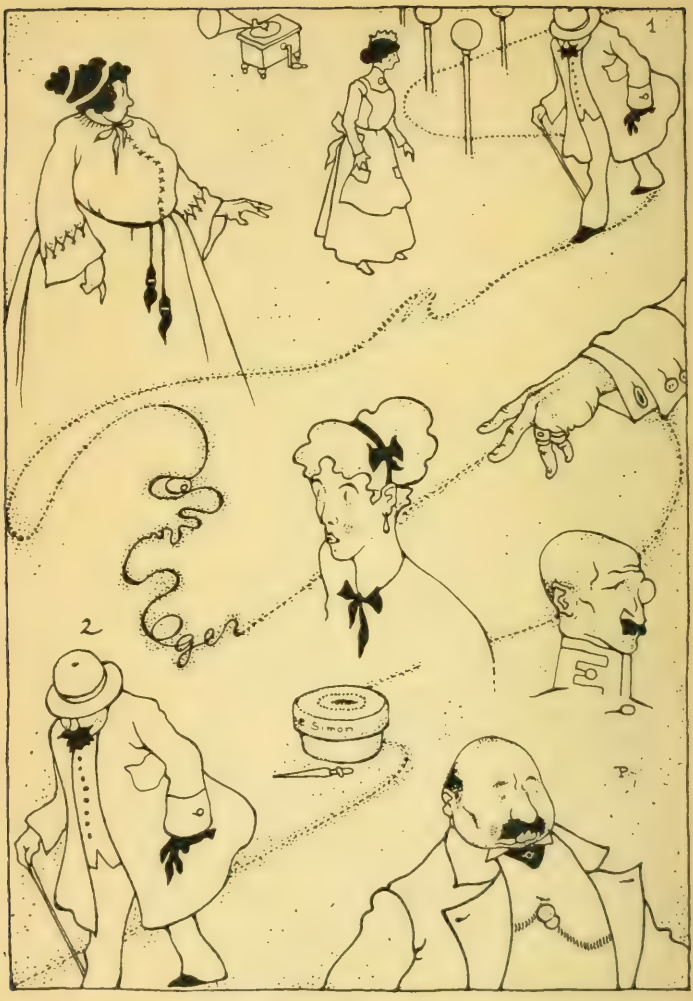
Ich verlange nun, daß Du heute gutmachst, was Du gestern fehltest, und Dich mit ein paar Worten bei mir entschuldigst.

Auch muß ich mit Dir eine ernste Rücksprache nehmen betreffs Deiner Haushälterin und der Mitgift. In dem Zustande, in dem Du gestern warst, verrietest Du Deine Beziehungen zu dieser Person. Ich bin kein Mensch, der muckerisch ist, habe ich doch selbst das Leben kennen gelernt. In der Verlobungszeit aber soll der Bräutigam jeden Eklat vermeiden! Das ist eine Anstandsforderung. Meine Tochter macht sich bereits Gedanken. Meine Frau ist sehr böse auf Dich. Schütte mir also als Deinem zukünftigen Schwiegervater Dein Herz aus, ich will Dir gern zur Seite stehen!

Wegen der Mitgift muß ich mit Dir sprechen, da die Hypotheken, die ich von Dir übernommen habe, mir jetzt sehr unsicher erscheinen, und ich viel bares Geld zur Verfügung haben muß.

Dein Dir ergebener Paul Löffler, Bauunternehmer."

Phosphor wurde durch den Ton und die Art des Briefes in die größte Aufregung versetzt. Ohne sich zu besinnen, ohne alle Folgen zu überlegen, ergriff er Stock und Hut und eilte aus dem Hause in so beängstigender Eile, daß Mathilde Vollhaas ihm kopfschüttelnd aus dem Küchenfenster nachsah.


1
2
Ogen
Simon

Achtes Kapitel

C'est le triomphe de la raison, de bien vivre avec les gens, qui n'en ont pas!

Voltaire.

Die Villa des Bauunternehmers und die Ähnlichkeit die dieser mit einem dajakischen Kopfabschneiderhäuptling besitzt. Der Zaubergarten, der seltsame Glockenknopf, das hübsche Dienstmädchen und Fräulein Riccarda. — Von der Vergangenheit, die der Tochter Löfflers anhaftete. — Was für Einflüsse die bürgerliche Moral auf ein junges Mädchen ausüben kann. Was Löffler seiner Tochter befohlen hatte. — Auftritt des Bauunternehmers und seiner Frau. — Phosphors Verhalten soll mit Trunkenheit entschuldigt werden, allein er bleibt hartnäckig und erfüllt seine Sendung.

Der Bauunternehmer wohnte unweit vom Doktor Phosphor am andern Ende der Villenstraße in einem Hause, das er selbst einem jungen Arzte gebaut hatte. Da der Arzt das Anwesen nicht halten konnte, hatte er die Villa mit Verlust von dreißigtausend Mark an Löffler zurückgeben müssen. Der Bauunternehmer hatte beim Kaufabschlusse dies schon vorausgesehen. Deswegen gerade hatte er den Arzt, der ihm seine Vermögensverhältnisse harmlos genug anvertraute, beim abendlichen Stammtische im Eisernen Kreuze dazu beredet. Beim Bauen hatte er bereits sich und seiner Familie dies Haus gewissermaßen auf den Leib zugeschnitten. Nun wohnte er sehr vergnüglich in dem mit wilden Stuckornamenten innerlich und äußerlich ausgiebig ausgezierten Gebäude.

Vor dem Hause lag ein Vorgarten, der von der Straße durch ein massives, schmiedeeisernes Geländer abgeschlossen wurde, dessen Tausende von wehrhaften Spitzen wie eine allgemeine Versammlung freier deutscher Blitzableiter aussahen. Die kurzgeschorenen Rasenplätze waren dicht besetzt mit Stangen, auf denen große, spiegelnde Kugeln staken, wie vor dem Hause dajakischer Häuptlinge, allwo diese Kugeln nur Menschenköpfe sind. Von Löffler wurde ohne Anstrengung der Abglanz einer ähnlichen Barbarei erreicht. Reichlich mit goldigem Kies waren die Wege bestreut, denen anzusehen war, daß sie sorglich gepflegt wurden. Auch waren noch einige Majolikahirsche und Rehe und Zwerge in dem grünen Gras gelagert, so daß ein Kind wohl hätte glauben können, es käme zu einem Märchenschlosse, innerhalb dessen Bannmeile nach dem Spruche des großen Zauberers alles zu bunter Majolika verwandelt würde.

Den Vorgarten durcheilte unser Freund Phosphor im Sturmschritte und drückte auf den Knopf der Glocke. Doch diese Glocke

war keine gewöhnliche Hausglocke. Auch bei ihr hatte der schöpferische Geschmack des Herrn Bauunternehmers gewaltet. Drückte man auf diesen Knopf, so setzte sich eine Grammophonwalze in Bewegung und spielte irgendein Volkslied, denn es waren zwanzig Platten vorhanden, die sich einander ablösten. Auf Phosphors Druck erfolgten die melancholischen Klänge: „Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber nit!"

Als die erste Strophe verklungen war, tat sich die Tür auf, und das sehr saubere, sehr hübsche und sehr kokette Dienstmädchen, das auch zu den Vollkommenheiten des Löfflerschen Hauses gehörte, öffnete mit einem vergnügten Grinsen. Natürlich war die Holde durch Türenhorchen schon genau unterrichtet, weswegen Doktor Phosphor kam. Und da sie den Herrn wegen anständiger Trinkgelder, die ein anständiger Bräutigam in einem anständigen Hause nun einmal dem Personal zu geben hat, hoch schätzte, so raunte sie ihm mit allerliebstem Erröten zu, Herr Löffler wäre schon den ganzen Tag sehr aufgeregt und wäre auch nicht aufs Bureau gegangen und hätte sehr viel mit dem Herrn Handelsamtsvorsitzenden und dem Oberlehrer telephoniert.

Phosphor blickte das Mädchen sehr kühl an und sagte, er sehe nicht ein, was das alles sie und ihn anginge! An der verdutzten Maid vorbei schritt er in das Wohnzimmer, wo er bereits von seiner Braut erwartet wurde.

Riccarda Löffler hatte ihren Namen der Mutter zu verdanken, die eine eifrige Romanleserin war. Sie lebte in dem Hause ihres Vaters völlig willenlos und eingeschüchtert seit der Auflösung ihrer Verlobung mit dem Kavallerieleutnant, da sie als ein Mädchen mit einer Vergangenheit in eingeweihten Kreisen nicht für ganz einwandsfrei galt.

Warum die Verlobung mit dem Kavallerieoffizier hatte zurückgehen müssen, war nie geklärt worden.

Die einen erzählten, der Bauunternehmer hätte unter der Hand die Schulden seines zukünftigen Schwiegersohnes aufgekauft, und diesen, der der Erbe eines schönen Gutes war, gewissermaßen zu der Heirat mit seiner Tochter genötigt. Später, als sich der junge Mensch durch eine Erbschaft saniert hatte, wäre er von der erzwungenen Verbindung zurückgetreten.

Nur das eine stand fest, Riccarda Löffler hatte den Leutnant wirklich mit aller Backfischschwärmerei geliebt, und war ihm in einer Weise entgegengekommen, die für sie nach der Aufhebung der Verlobung kompromittierend war.

Der Vater ließ allen Zorn an der Tochter wegen der verunglückten Spekulation aus. Nicht umsonst wollte er mit dem jungen Mann eine Verbindung, er wußte, daß dessen Gut in einer Gegend lag, wo sich sowohl Braunkohle als auch Ton vorfanden, und er hatte schon auf ein gutes Industriegeschäft, halbpart mit seinem zukünftigen Schwiegersohne gerechnet. Daß nun daraus nichts wurde, schob er seiner Tochter in die Schuhe. Ihre Pflicht wäre es gewesen, den Leutnant festzuhalten. „Donnerwetter, wozu sind denn die Weibsleute da. Sie haben nur ein Gewerbe, und das sollen sie aus dem FF verstehen. Riccarda war doch hübsch, hatte einen guten Teint, Geld hatte sie auch, — also, was lag vor. Nur ihre Schuld war es! Sie hatte nicht richtig mit sich hausgehalten, sie hatte sich verplempert." Das war der Gedankengang des Bauunternehmers, und darum zürnte er seiner Tochter.

Da nun aber das Mädchen versorgt werden mußte, denn die Versorgung der Kinder gehört zu den Lebenspflichten christlicher Eltern, so hatte der Bauunternehmer Ausschau nach einem Schwie-

gersohn gehalten, der ihm in den Augen der Welt Relief zu geben vermochte und auch sonst noch einmal von Nutzen sein konnte, und endlich hatte er den guten Doktor Phosphor ins Auge gefaßt.

Zum Glücke für den Bauunternehmer war Phosphor gerade auf ihn angewiesen. Aus der Zeit, da er noch die Bank besaß, war er der Besitzer von Hypotheken, und wurde, da eine Subhastation der betreffenden Grundstücke eintrat, nolens volens Eigentümer von Realitäten, in denen ein gutes Stück Geld festlag.

Löffler, der den etwas ängstlichen Charakter Phosphors schnell erkannte, machte am Stammtische im Eisernen Kreuz diesen noch mißtrauischer gegen diese Werte, und endlich erbot er sich großmütig als Freund und Beistand, ihm die Hypotheken abzunehmen.

Phosphor, der ohne Schaden davonkam, hatte Gefühle der Dankbarkeit gegen Löffler, der ihn in sein Haus zog. Und da Gattin und Tochter die richtigen Weisungen erhalten hatten, war es kein Wunder, daß an einem sehr warmen Herbsttage nach einer äußerst reichlichen Mahlzeit und nach kräftigem Genusse von Rheinwein die Verlobung des Doktor Phosphor und Fräulein Riccarda, die auf Anordnung der Mutter an diesem Tage ein sehr geschickt ausgeschnittenes Sommerkleid tragen mußte, zustande kam.

Verschiedene gute alte Frauen hatten sich über diese Verlobung aufgeregt. Es waren sogar anonyme Briefe an Phosphor geschickt worden. Da jedoch der Bauunternehmer volle Aufklärung gab, der Kavallerieleutnant bereits bei einem anderen Regimente stand, und Phosphor weiter geschäftlich auf den Bauunternehmer angewiesen blieb, so setzte sich der Bräutigam mit gesunder Sicherheit über alle Nörgeleien hinweg, die ihm nur bewiesen, daß ihm die Heirat mißgönnt wurde.

Riccarda Löffler freilich weinte sich insgeheim die Augen wund,

denn sie mochte Phosphor nicht. Es war ihr peinlich, wenn seine kleine, warme, feiste Hand sich auf ihren Arm oder um ihre Taille legte, aber sie war gezwungen es zu dulden, denn wie die Mutter ihr Tag und Nacht wiederholte: „Sie mußte dem edlen Manne dankbar sein, der über ihre Vergangenheit hinwegsah!"

Mit diesem Gespenste Vergangenheit wurde das junge Mädchen gänzlich eingeschüchtert. Sie hatte in Wirklichkeit nicht mehr oder weniger getan, als was alle jungen Mädchen tun, wenn sie verlobt sind. Sie hatte nach Herzenslust geküßt und sich vergnügt. Ein wenig temperamentvoller war sie als andere Mädchen, und hatte nicht strikte die gesellschaftlichen Grenzen innegehalten. Deshalb wurde sie von dem Leutnant und seinen Kameraden ein fesches Mädel, ein schneidiges Fräulein genannt. Und der alte Löffler hatte ihr Betragen mit Behagen angesehen. „Wie sich das Mädel anpaßt," hatte er damals immer mit dem Stolze des Emporkömmlings zu seiner Frau gesagt.

Aber als die Verlobung aufgelöst war, da waren das alles Staatsverbrechen, und die Mutter ließ die Tochter in Sack und Asche über ihre verlorene Unschuld trauern. Das Gespenst Vergangenheit wurde auf das Mädchen gehetzt, und mit diesem Gespenste wurde sie mürbe gemacht, bis sie den vollen Wert bürgerlicher Reputation einsah.

Für den heutigen Tag hatte Riccarda genaue Anweisungen von Vater und Mutter für den Empfang des Doktors erhalten. Ihr war klar gemacht worden, daß Phosphor dem Vater Löffler nicht mit geziemender Ehrfurcht begegnet war. Löffler hatte durchblicken lassen, daß er Ärgernis an der Haushälterin Phosphors genommen hätte, und aus diesem Grunde wäre der Doktor gegen ihn ausfallend geworden.

„Wenn du keine Vergangenheit hättest," hatte der Vater Löffler voll Wut geschrien, „hätte ich dem Herrn gestern in aller Kälte erklärt: ‚Wenn Sie auf Ihrem Kopf bestehen, geht selbstverständlich Ihre Verlobung mit meiner Tochter zurück!" — Aber wo ich Dreck am Stecken habe, kann ich das nicht, sind mir die Hände gebunden! In solche Position hast du deinen Vater gebracht. Schämst du dich nicht! — Nun ist es an dir, die Sache in die Hand zu nehmen. Du hast von Phosphor zu fordern, daß er diese Haushälterin entläßt! Dir gegenüber wird er nicht die Stirn haben, denn du bist ja immerhin seine Braut. Also nimm deine Angelegenheit wahr!"

Das junge Mädchen hatte nicht begriffen, um was es sich handelte. Nur das eine hatte sie verstanden, daß Phosphor seine Haushälterin entlassen sollte. Und sie wollte ihm das mitteilen, wie ihr aufgetragen war. Vater Löffler hatte den Plan, durch die Worte seiner Tochter Phosphor einzuschüchtern und ihn glauben zu machen, daß dem jungen Mädchen etwas von dem Verhältnisse Phosphors zu der Haushälterin zu Ohren gekommen sei. Durch dieses Vorgefecht wollte er die Position seines geschäftlichen Gegners erschüttern, denn bei der Verhandlung über die Mitgift sah er den zukünftigen Schwiegersohn als solchen an.

Mit Unsicherheit und mit Angst vor dem Vater erwartete das junge Mädchen den Doktor Phosphor. Sie hatte Furcht, daß sie ihre Sache nicht recht machen würde, denn, trotzdem sie den Doktor schon an die zehn Monate kannte, war er ihr gänzlich fremd geblieben.

Durch ihre aufgelöste Verlobung und das Gefühl einer unglücklichen Liebe hatte sie sich in eine besondere Welt hineingelogen, in der sie sich außerordentlich interessant vorkam. Ihr zukünftiger

Mann hatte in ihrer Phantaſiewelt die Geſtalt eines Ogers angenommen, dem ſie auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wurde, und dieſem Momente der Auslieferung ſah ſie mit einer Art lüſternem Grauen entgegen, denn die bürgerliche Erziehung iſt bei aller äußeren Ehrbarkeit durchaus nicht geeignet, das ſinnliche Begehren in feſten Schranken zu halten. Die vielen hübſchen Dienſtmädchen, die ſich im Hauſe des Bauunternehmers einander abwechſelten, vertrauten der Tochter des Hauſes ſo manches an, was dieſe ſo manches ahnen ließ.

Die Mutter las den ganzen Tag Romane und Zeitſchriften, um ſich zu bilden, und hatte wenig Zeit, ſich um die Tochter zu kümmern. Nur die unpaſſenden Bücher verbarg ſie emſig und auffällig vor ihr und machte Riccarda dadurch um ſo lüſterner.

Daß zwiſchen der Haushälterin und Phosphor etwas ſpielen müſſe, nahm ſie von vornherein an. Aber das erhöhte ihre Scham, darüber mit ihrem künftigen Manne zu ſprechen.

Sie kam ſich doch ſelbſt nach allem, was man ihr eingeredet hatte, ſo unmoraliſch vor. Sie wußte nicht, was ſie ſagen ſollte.

Als Phosphor dem Mädchen gegenüber ſtand, wurde er verwirrt. Urplötzlich überkam ihn die Bedeutung deſſen, was es heißt, ſich auf ein Menſchenalter mindeſtens mit einem anderen Menſchen zu verbinden und in engſter Gemeinſchaft zu leben. Und er muſterte die etwas ſüßlichen Züge dieſer Blondine mit den wäſſerigen blauen Augen und den ſehr roten ſchmachtenden Lippen. Er ſah auf ihre etwas großen Hände, die durch ewige Pflege mit Creme de Simon von unnatürlichem Weiß waren. Unvermittelt trat das Bild Mathildens neben dieſe Erſcheinung, und der gute Doktor wurde von Grauen übermannt. Von welcher Verblendung war er geweſen, daß er ſich an dieſes Mädchen gebun-

den hatte, und besaß im eigenen Hause einen Schatz wie Mathilden. Aber er konnte diesem Mädchen, dessen kommende Tränen er schon jetzt sah, nicht rauh und hart entgegentreten.

So saßen die beiden sich wohl drei Minuten gegenüber, ohne ein Wort zu wechseln. Der Doktor dachte an Mathilden, und das Mädchen dachte an ihre Aufgabe.

„Wo ist dein Vater?" fragte endlich Phosphor, und dabei erschien es ihm fremd, merkwürdig und widersinnig, daß er zu dem Mädchen du sagte.

„Der Vater will dich nachher sprechen, — ich soll dich aber vorher etwas bitten —."

„Du sollst mich etwas bitten?"

„Es handelt sich um deine Haushälterin!"

„Um Mathilde?"

Das junge Mädchen gab keine Antwort. Sie ließ sich durchschauern von der Erkenntnis, daß er es ihr gestanden hatte, was sie sich dachte, und errötete tief, während ihre Augen zu schwimmen begannen, da sie den Kitzel der Situation spürte.

„Was weißt du von Mathilde?" fragte Phosphor mit gepreßter Stimme, denn daß dies Mädchen in dem Momente von ihr sprach, da er so lebhaft an sie dachte, erschien ihm unheimlich, und er ahnte besondere Verknüpfungen.

Riccarda aber verschanzte sich jetzt mit der Sicherheit eines gesellschaftlich erzogenen Mädchens hinter die Konvention und sagte kühl: „Wir halten es für unpassend, daß sie in deinem Hause bleibt!"

Phosphor sprang auf! Sein Gefühl, das ihn jetzt leitete, ließ ihn die Ironie erkennen, die ihm aus diesen Worten entgegensprang. Er lief mit starken Schritten laut lachend im Zimmer auf und nieder und wiederholte mit lauter Stimme: „Unpassend! Unpas-

send! Das ist köstlich! Das ist herrlich! — Das sagen Sie — das sagt Ihr Vater — Köstlich ist es, köstlich!"

Das junge Mädchen, das sich diese Worte nicht zu deuten vermochte, stand betroffen an den Tisch gelehnt da und sah Phosphor an. Urplötzlich aber schoß es ihr durch den Kopf, daß Phosphor auf ihre „Vergangenheit" anspielte, und sie brach in lautes Schluchzen aus.

Das wußte sich nun Phosphor nicht zu deuten, — ängstlich fragte er das Mädchen, was er ihr getan hätte, sie aber erwiderte weinend, das wisse er doch ganz genau.

In diesem Augenblicke traten der Bauunternehmer und seine Frau ins Zimmer. Wie immer, war Löffler amerikanisch elegant gekleidet. Seine Frau trug einen elegant sein sollenden Morgenrock aus rotem Sammet mit schwarzen Spitzen und sah entschieden imposant aus, denn sie gehörte zu den Frauen, die in älteren Jahren ein quellendes üppiges Fleisch haben. Frau Löffler, die gerade einen sentimentalen englischen Roman las, fiel in den Ton einer Heldinnenmutter, eilte auf die Tochter zu und fragte mit zärtlicher, gezierter Stimme: „Meine arme, unglückliche Tochter was hat dir der böse Mann getan?"

Löffler aber stellte sich vor Phosphor hin, steckte die Hände energisch in die Hosentaschen und sagte, um überhaupt etwas zu sagen, barsch: „Was hat das zu bedeuten?"

„Warum Ihr Fräulein Tochter weint, weiß ich nicht," erwiderte Phosphor, „sie bekam den Weinkrampf aus heiler Haut!"

„Er hat mich grausam verhöhnt!" schluchzte Fräulein Riccarda. Und der Mutter flüsterte sie ins Ohr: „Ich sprach ihm von der Haushälterin, da spielte er auf meine Vergangenheit an."

Zornig und kampfgemut erhob sich nun auch Frau Löffler:

„Sie sind ein roher ungebildeter Mensch," rief sie, „wie können Sie es wagen, meine Tochter und diese Person in Ihrem Hause auf eine Stufe zu stellen!"

„Was," schnob nun auch Löffler, der die Situation ausnutzen wollte, „Sie haben mit meiner Tochter unter dem reinen väterlichen Dache über solche Dinge geredet?"

„Bitte, Ihre Tochter fing von diesem Thema an," erwiderte Phosphor, der immer mehr erstaunte, wie sich der Gang des Geschickes vollendete.

„Was hast du gesagt?" fragte Löffler seine Tochter.

„Ich bat ihn nur, seine Haushälterin zu entlassen, und da hat er mich mit Hohn und Spott überhäuft!"

„Also so weit treiben Sie es," fuhr nun Löffler gegen Phosphor los, „eine solche Stirn haben Sie, daß Sie diese Person gegen meine Tochter ausspielen?"

„Riccarda komm!" befahl jetzt Frau Löffler ihrer Tochter, und da diese sich wie gebrochen erhob, geleitete sie dieselbe selbst hinaus und sagte an der Tür gegen Phosphor gewandt: „Da sehen Sie, was Sie angerichtet haben! Ich will zu Ihren Gunsten annehmen, daß Sie heute morgen nicht ganz nüchtern sind!"

„Was soll das alles bedeuten?" begann Löffler aufs neue, als die Frauen gegangen waren, „was soll das bedeuten? Schon gestern haben Sie sich gegen mich so häßlich benommen, daß ich nur mit Rücksicht auf die bevorstehenden verwandtschaftlichen Beziehungen nicht vor den anderen Herren aufgebraust bin! Ihr Verhältnis zu Ihrer Haushälterin ist ein Skandal! Es muß ein Ende haben! Ein anderer, weniger vorurteilsfreier Vater wie ich würde Ihnen ganz andere Dinge ins Gesicht sagen!"

Phosphor begriff nicht, wie sich diesem Menschen alles verkehrte.

Er sagte darum mit ruhigster Stimme: „Herr Löffler, wir wollen die Dinge wahrheitsgemäß betrachten. Ich versichere Ihnen, Sie sehen das Verhältnis, das zwischen mir und Mathilde besteht, falsch an! Aber ich gestehe es Ihnen zur Klärung, das Mädchen steht mir im Augenblicke sehr nah; ich habe mich sogar entschlossen, ihre überaus herrliche Stimme ausbilden zu lassen! Ich hoffe, sie wird eine große Sängerin werden! — Von Ihrer Tochter war es im Augenblicke sehr taktlos, etwas gegen die Dame zu sagen."

Bis hierher hatte der Bauunternehmer den Doktor ruhig reden lassen. Weiter aber litt es ihn nicht! Dieser beinahe pastorale Ton, den Phosphor anschlug, um seine Mätresse herauszustreichen, war das Schnurrigste und Aberwitzigste, was ihm je passiert war. Er sank in einen Sessel und begann zu lachen, laut zu lachen, obgleich er doch hätte schimpfen mögen. Und nun wußte Phosphor nicht mehr, woran er war!

„Meine Frau hat recht, Sie sind heute unzurechnungsfähig, Sie haben gefrühstückt und wieder zuviel getrunken wie gestern! Nein, solche Dinge müssen Sie mir nicht weismachen wollen. Herrliche Stimme und große Sängerin! Das ist zu komisch! — Gestehen Sie es doch nur ein, Mathilde ist Ihre Geliebte gewesen! Und Sie haben das ja bisher auch ganz anständig kaschiert. Allein jetzt vor der Hochzeit muß das ein Ende haben. Selbst meine unschuldige Tochter findet es unpassend! Versprechen Sie das, und dann wollen wir über die Mitgift und andere geschäftliche Dinge reden, — Sie schnurriger Kauz, Sie!"

Phosphor war jetzt zur Klarheit vor sich selber gelangt. „Ich bin gekommen, um Konsequenzen zu ziehen. Ich nehme die Angelegenheit mit Mathilde sehr ernst. Ich glaube seit gestern und heute nicht mehr, daß sie und ich zusammenpassen."

„Was soll das bedeuten? Was wollen Sie damit sagen?" fragte nun Löffler mit gepreßter Stimme, denn er glaubte sein Manöver durchschaut, und wurde nun innerlich unsicher. Innerlich verwünschte er sich, daß er anstatt zu lachen, Phosphor nicht gehörig den Kopf gewaschen hatte.

„Ich will damit sagen, daß es das beste ist, wenn wir die Verlobung aufheben, denn ich halte es für unrecht, daß ich mit einer Neigung zu einer anderen Frau Ihre Tochter heirate!"

„Phosphor, lassen Sie mich als Freund reden, Sie sind verrückt! Seit gestern komplett verrückt und wie ausgewechselt! Sie wollen doch Ihr Leben nicht an eine solche Person hängen? Sie ruinieren sich ja bürgerlich und gesellschaftlich! Was sollen denn die Leute von Ihnen denken? Sie, ein ruhiger Mann, der seinen Weg geradeaus gegangen ist sein Lebelang! Phosphor, was ist denn geschehen, macht die Person Ansprüche? Soll ich etwas für Sie ordnen?"

„Herr Löffler, ich habe Ihnen meine Meinung gesagt, gestatten Sie, daß ich gehe!"

Mit diesen Worten verließ Phosphor das Zimmer, in dem der Bauunternehmer wortlos und grübelnd sitzenblieb.

Neuntes Kapitel

Was ist die Liebe? Ist's ein heller Stern,
Der plötzlich leuchtet, den wir nie geschaut?
Ist's ein Erinnern, das unnennbar fern
Uns dünkt und nun in unsrer Seele taut,
Jäh aus der Schale springt und einen Kern
Uns zeigt, so voller Süsse, dass uns graut?

Liliencron, Poggfred. Vierter Cantus.
Die kleine Fite.

Wie Phosphor zumute ist, als er das Haus des Mannes verlassen, der beinahe sein Schwiegervater ward. — Des Waldbodens Heilkraft. — Phosphors Triumphgesang, der Mathilden erschreckt. Mathilde soll ein Rätsel raten, das aber vorzeitig durch das Erscheinen des Handelsamtsvorsitzenden und des Oberlehrers gelöst wird. — Beweis, daß die Phantasie von phantasielosen Menschen schneller läuft, als die der phantastischen. — Phosphor enthüllt seine Gefühle Mathilden, diese verweist ihn auf den folgenden Tag. — Phosphor stürmt in den Frühling, und das Kapitel endet mit Gesang, wie es begonnen.

Sobald der Doktor das Haus des Bauunternehmers verlassen hatte, stellte sich bei ihm die Nervenreaktion ein, die bei sensiblen Menschen so leicht eintritt. Mit größter Ruhe überstehen sie eine Situation und merken erst hinterher, was sie eigentlich durchlebt haben.

Wie ein Krampf überkam Phosphor, daß er fast der Schwiegersohn dieses Mannes geworden wäre, der trotz des festen Glaubens, er hätte ein Liebesverhältnis mit einer Frau, nicht den Stolz besaß, ihm die Tochter zu verweigern.

Zum ersten Male in seinem Leben packte Phosphor ein Ekel vor den Menschen! Wie gemein war dieses Dienstmädchen gewesen, daß sich schamlos an ihn herandrängte! Dann wieder hörte er die Mutter Riccardas in ihrem falschen Theaterentrüstungspathos auf sich eindringen.

Vor und neben sich, hinter sich, über sich und unter sich sah er die verzerrten Grimassen dieser Menschen: „Seien Sie doch vernünftig!" umtönte ihn Löfflers beruhigende Fettstimme. Und er rannte schneller und schneller aus der Kolonie hinaus in den Wald, bis er außer Atem war. Ohne auf seine guten, sauber gebügelten Hosen Rücksicht zu nehmen, warf er sich auf den Boden und streckte sich auf die trockenen, vorjährigen braunen Kiefernadeln. Durch die Zweige schaute er in den Himmel und sah, wie das Blau sich weiter und weiter von den Zweigen entfernte. Nerven schienen die Zweige, die im weichen Windhauche schwammen, zu haben, Gefühl und ruhiges Leben erfüllte sie. Aus der kräftig duftenden Walderde strömte ihm neue Kraft in den Körper.

Ausgeglichen erhob er sich und ging festen Schrittes heim. Als er zum Eßzimmer hinaufstieg, wo Mathilde seiner warten mußte, stimmte er mit zwar falscher, aber desto kräftigerer Stimme das

Lied an: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt! Komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild!"

Fräulein Vollhaas, die sich bereits wunderte, daß der immer pünktliche Doktor die gewohnte Essensstunde nicht innehielt, öffnete konsterniert über diesen Gesang die Tür.

„Mathilde, Sie sehen den Glücklichsten der Sterblichen in mir," schrie Phosphor ihr mit strahlendem, erhitztem Gesichte entgegen. „Können Sie erraten, was mir passiert ist? Können Sie das?"

Die Haushälterin wich zurück. Fremdartig erschien ihr der Herr, der einen starken, ungewohnten Walddust mit ins Zimmer brachte.

„Raten Sie, Mathilde. Raten Sie!" rief Phosphor wieder, so daß sie endlich zu stottern begann: „Ich kann doch unmöglich wissen, was dem Herrn Doktor passiert ist! Etwas Außergewöhnliches muß es schon sein, da der Herr Doktor so ganz anders ist als sonst."

„Nichts Außergewöhnliches, Mathilde," rief der Doktor wieder. „Ich habe mich nur wiedergefunden, ich bin frei! Dem Gefängnis entronnen, dem Garne, in das ich schon hineingeriet. Können Sie sich denn gar nicht denken?"

„Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, ich bitte Sie —"

„Ach Mathilde, Sie müssen es mir doch ansehen, was mit mir geschehen ist! Sie müssen es mir ansehen."

Mit diesen Worten ließ sich der Doktor am Tische nieder. Die gute Bouillon mit Mark, die ihm so anregend entgegenduftete, erregte seinen Appetit und sein Gefühl, war sie doch von Mathilden bereitet! Und mit Andacht und Rührung begann er zu essen.

Ab und an warf er, während er seinen Teller auslöffelte, einen leuchtenden Blick auf die verstört und erstaunt Dasitzende, die

ihren Herrn von der Seite betrachtete und gar nicht mehr wußte, was sie aus seinem Betragen machen sollte.

Als Phosphor dies merkte, schmunzelte er vor sich hin, als hätte er noch etwas Besonderes in petto.

„Können Sie denn gar nicht darauf kommen, Mathilde," begann er wieder, „spüren Sie nicht, wovon ich frei geworden bin?"

„Sie sprachen einmal von unangenehmen Hypotheken," riet Mathilde nun mit zaghafter Stimme.

„Bei Gott, eine unangenehme Hypothek wäre es gewesen, die ich beinahe übernommen hätte," rief Phosphor, „aber es war keine gewöhnliche Hypothek. Können Sie denn gar nicht darauf kommen —"

In diesem Augenblicke läutete die Glocke.

Fräulein Bollhaas sprang eilig auf und eilte hinaus. Phosphor hörte schwere Schritte im Korridor, Mathilde schlüpfte hinein und flüsterte erregt: „Der Herr Handelsamtsvorsitzende und der Herr Oberlehrer!"

„Ha Mathilde," rief Phosphor, „jetzt sendet er seine Schergen, die mich wieder einfangen sollen und zu ihm zurückbringen; aber sie sollen sich irren, ich werde ihnen entgegentreten!"

Mit weit aufgerissenen Augen schaute Mathilde ihn an, jetzt glaubte sie einen Angenblick ernstlich, er wäre irrsinnig!

Phosphor, der ihre Gestalt erzittern sah, beruhigte sie: „Es ist nicht der Rede wert! Ich habe meine Verlobung heute aufgelöst, darum bin ich so frei und froh! Diese Herren sind ohne Frage von Herrn Löffler geschickt, um mich vor Übereilung zu warnen! — Aber Mathilde, sagen Sie mir — hat nicht ein jeder die Verpflichtung vor sich selbst, eine Verlobung aufzulösen, von der er nicht weiß, wie er zu ihr gekommen ist, zumal wenn in ihm eine ernst-

liche Zuneigung zu einem anderen weiblichen Wesen Wurzel schlägt, ja wenn er spürt, daß er liebt mit jeder Faser in jedem Augenblicke, mit jedem Atemzug?

Die Haushälterin des Doktor Phosphor sank in einen Sessel, der seine Arme gerade hilfreich hinter ihr ausbreitete. Das war das Tollste, was sie in den letzten krausen vierundzwanzig Stunden im Hause Phosphors erlebt hatte. Ihr Herr verließ inzwischen das Zimmer und trat den beiden Besuchern, die ihn in seinem Arbeitszimmer erwarteten, mit festem Schritte und unbeugsamem Mute entgegen, denn er gedachte, seine gute und ehrliche Sache zu führen, wie sie es verdiente: gut und ehrlich!

Der Oberlehrer und der Handelsamtsvorsitzende waren bald nach der Unterredung am Vormittage zu dem Bauunternehmer telephonisch berufen worden. Löffler hatte ihnen auseinandergesetzt, wie sich Phosphor benommen hatte, und besonders breit und ausführlich erzählt, was ihm in der Aufregung über die Haushälterin entfahren sei!

„Der Mann tut mir ja so leid," hatte Löffler erklärt, „er ist im Augenblicke ganz im Banne dieser Person! Sie allein, die ohne Zweifel große pekuniäre Vorteile aus dem Verhältnisse zu ihm zieht, hat ihm das alles suggeriert! Ich witterte das ja schon gestern abend, als er so abrupt bemerkte, die Bollhaas solle auch nach seiner Heirat im Hause bleiben. Ich nahm das natürlich für den Moment gar nicht ernst, hielt es für eine Weinäußerung! Allein die Szene die er mir heute gemacht hat, rückt das alles denn doch in ein anderes Licht!"

„Sehen Sie, meine Herren," hatte der Bauunternehmer seinen längeren Diskurs geschlossen, „ich bin ein freidenkender Mann. Ich nehme keinem Junggesellen, wenn er es geschickt kaschiert, sein

Verhältnis übel. Doch alles muß eine Grenze haben! Phosphor ist sonst ein vernünftiger Mann. Ich will über die letzten Vorgänge noch einmal hinwegsehen, da ich ihn momentan nicht für zurechnungsfähig halte! Aber an Ihnen ist es nun, zu Phosphor zu gehen, ihm einmal klar auseinanderzusetzen, was er angerichtet hat. Und wenn er dann sich bei mir entschuldigt, will ich alles vergeben und vergessen. Ich will der Klügere sein! Diese Person soll nicht über mich triumphieren! Das wäre ja unerhört!"

Der Handelsamtsvorsitzende und der Oberlehrer teilten die Meinung Löfflers. Sie machten sich auf den Weg, um die unschuldige Seele Phosphors aus den Händen seines Hausdrachens zu retten, wie sich der Oberlehrer ausdrückte!

Allein der Handelsamtsvorsitzende war nicht für Späße aufgelegt. Breit und ernst stellte er fest: „Ich finde das Verhalten Löfflers außerordentlich verständig! Denken Sie, was das für ein übles Beispiel den unteren Ständen gibt, wenn aus solchem Grunde eine Verlobung unter angesehenen Leuten zurückginge! Denken Sie an, was für eine Stellung in der Partei Doktor Phosphor einnimmt! Nein, es ist unsere Aufgabe, hier versöhnend und kalmierend zu wirken! Es handelt sich um Anstand und Moral." — —

„Sie sind ohne Frage vom Herrn Bauunternehmer Löffler zu mir geschickt," begann Phosphor den Kampf mit den beiden. Der Handelsamtsvorsitzende nickte würdevoll, während der Oberlehrer den Doktor voll Neugierde musteret, da er die seelische Veränderung irgendwie spürte. Edgar Phosphor fuhr mit fester Stimme fort: „Ich glaube, meine Herren, Ihre Mission ist aussichtslos! Ich gehe von meiner Ansicht, daß es zwecklos ist, die Verlobung aufrechtzuerhalten, nicht ab!"

„Haben Sie auch bedacht, daß Sie damit das arme junge Mädchen kompromittieren?" erwiderte der Oberlehrer.

„Haben Sie erwogen, daß Sie sich selbst kompromittieren, mein lieber Doktor," begann nun auch der Handelsamtsvorsitzende majestätisch wie ein altenglisches Linienschiff aus der Nelsonzeit, das sich mit der Breitseite vor den Gegner legt, sobald es die rechte Schußweite erreicht hat.

Phosphor gab eine volle Lage unerschrocken zurück:

„Kompromittiert hätte ich mich und das Mädchen für ein ganzes Leben, wenn ich heuchlerisch und ohne Liebe diese Verbindung aus äußeren Rücksichten eingegangen wäre!"

„Doktor, Sie übertreiben," warf der Oberlehrer trocken ein.

Der Handelsamtsvorsitzende zuckte verächtlich mit den Schultern, und hub mit erhobener Stimme von neuem an: „Sie scheinen Ihren augenblicklichen Launen allzu schnell und bereitwillig nachzugehen, junger Freund! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen als der Ältere und als Vorstand unserer Partei sage, daß Ihnen dieses Abbrechen Ihrer Beziehungen zu dem Löfflerschen Hause von jedem anständig denkenden Menschen verübelt werden wird. Es ist nur gut, daß der Bauunternehmer ein ruhiger Mann ist, der genug Weitblick hat und nicht engherzig ist! Wir alle wissen nur zu gut, daß Sie augenblicklich unter einem fremden Willen stehen, denn aus langen Jahren ist uns Ihr Charakter hinreichend bekannt! Als Ihre Freunde stehen wir vor Ihnen, um Ihnen zuzurufen: „Überlegen Sie den Schritt, den Sie vorhaben, ehe es zu spät ist, ehe Sie Moral und Anstand verletzt haben und damit für die gediegene bürgerliche Gesellschaft unmöglich geworden sind."

Die letzten Worte hatte der Handelsamtsvorsitzende wieder ge-

ſprochen, als wäre er im Parlament geweſen. Er war innerlich über die volltönenden Worte, die ihm leicht vom Munde floſſen, erfreut und ſtolz.

Phosphor wurde rot, er verſtand nicht, was dieſe Leute meinen konnten, verſtand nicht die dunkle Anſpielung des Herrn Liebenkiel.

„Was meinen Sie?“ fragte er kalt und verbiſſen.

„Sie müſſen bedenken,“ erhielt er vom Oberlehrer zur Antwort, „daß ſich auf die Dauer nichts verhehlen läßt! Ihre Beziehungen zu Ihrer Haushälterin ſind bereits aufgefallen! Gegen Löffler haben Sie ſich heute bereits eine empfindliche Blöße gegeben! Sie wiſſen nicht, vor welchem Skandal Sie ſtehen!“

„Skandal?“ fragte Phosphor. „Iſt es ein Skandal, wenn ich die Stimme einer Dame ausbilden laſſe, die mir deſſen wert erſcheint?“

„Aber Ihre Beziehungen zu dieſer Dame! Warum brechen Sie Ihr Wort, das Sie Fräulein Löffler gegeben haben?“ inquirierte der Handelsamtsvorſitzende.

Phosphor verſtummte. Er fand ſich in den Gedankengängen dieſer beiden Menſchen nicht zurecht. Dieſe beiden waren ihm mit den Tatſachen ſchon längſt voraus.

Dem Oberlehrer fuhr ein Gedanke durchs Hirn. Er glaubte die Löſung für alles gefunden zu haben. Während er dem Handelsamtsvorſitzenden einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, ſagte er zu Phosphor:

„Wir ſind doch lange Zeit genug ſchon befreundet. Vielleicht können wir Ihnen in Ihrer augenblicklichen Lage helfen! Eröffnen Sie ſich uns ohne Furcht und Mißtrauen! Ein Mann kann durch ein Weib in die ſonderbarſten Lagen kommen, daß er

nachher nicht mehr aus und ein weiß, wie der Hase auf der Treibjagd!"

„Was wollen Sie eigentlich von mir?" begehrte Phosphor auf, der die Situation immer weniger begriff.

„Ich kann ja für Sie mit Fräulein Vollhaas verhandeln," begann der Oberlehrer von neuem. „Ich habe auf der Universität schon früher einmal einen ähnlichen Fall gehabt! Da war auch ein Kamerad, der nicht aus noch ein wußte, da er des Glaubens war wie Sie! Ich habe dann mit dem Mädchen gesprochen, und was kam nachher heraus? Alles war blinder Feuerlärm gewesen!"

Der Handelsamtsvorsitzende, der jetzt seinerseits genau begriff, worauf der Oberlehrer hinaus wollte, klopfte Phosphor wohlwollend auf die Schulter:

„Lieber Doktor, ich verstehe, Sie sind ein Ehrenmann. Sie wollen das Fräulein heiraten. Darum haben Sie die Verlobung gelöst! Aber kalt Blut! kalt Blut! Das ist die erste Erfordernis eines guten Staatsbürgers! Wenn es das Mädchen auch sagt, es braucht ja nicht der Fall zu sein! Diese Waffen gebrauchen Frauen so oft gegen den Mann, um ihn einzuschüchtern und ihrem Zweck dienstbar zu machen. Lassen Sie mich diese Angelegenheit in die Hand nehmen! Wir können ja für das Fräulein gut sorgen, und alles so einrichten, daß keine plötzlichen Ansprüche Sie aus Ihrer friedlichen Familienruhe aufschrecken! Mit Geld ist das alles abzumachen, da können Sie sicher sein! Und Löffler braucht von uns das gar nicht zu erfahren! — Also wieviel wollen Sie daran wenden?"

Phosphor saß starr und stumm da. Der Unterkiefer sank ihm auf die Brust. Er mußte schlucken, um das alles zu verdauen,

was da in ihn hineingeredet wurde. Dabei war er sich des Pröbstlerschen Gedankenganges noch immer nicht ganz klar, nur die Ungeheuerlichkeit der ganzen Annahme spürte er dumpf.

Durch die Worte des Handelsamtsvorsitzenden wurde er aus seinem Brüten aufgestört:

„Haben Sie denn das Mädchen schon zu Ihrem Hausarzte geschickt?"

„Zu meinem Hausarzte?!"

„Das ist doch das erste, was Sie hätten tun müssen," eiferte Liebenkiel. „So handeln Sie ganz ins Blaue hinein! Die erlogene Schwangerschaft ist eine der sichersten Waffen, die die Frauen anwenden um unser Gemüt zu drücken und unsern Geldbeutel zu erleichtern.

Diese brutalen Worte fielen auf Phosphors im Nebel irrende Seele wie der Scheinwerfer des Hafenleuchtturmes auf ein sich durch dickes Wetter kämpfendes Schiff. Er erkannte, in welcher Fahrstraße er sich befand, und was die lieben Freunde von ihm glaubten. So sehr wurde er durch diese Neuerkenntnis überwältigt, daß er in seinen Stuhl zurücksank.

Was für groteske Konsequenzen fand er im Geschehen der Welt. Am heutigen Morgen war er sich zum ersten Male seiner Liebe zu Mathilden bewußt geworden. Da er die Stärke und Echtheit dieses Gefühls erkannte, warf er alles hinter sich, was ihn und seinen Willen hemmen konnte. Aber schon vier Stunden später kümmerte sich die ganze Welt um die zartesten Regungen und Wünsche seines Herzens. Schon wurde mit roher Selbstverständlichkeit eine Verbindung angenommen, an die zu denken ihm die Verschämtheit seiner Seele noch nicht gestattet hatte. Purpurrot bis unter die Haarwurzeln wurde er bei die-

sem Gedanken und vermochte nicht die Blicke der beiden Männer auszuhalten, die vor ihm saßen.

„Lieber Doktor, Sie brauchen sich durchaus nicht vor uns zu schämen, wir sind Männer," setzte der Handelsamtsvorsitzende nunmehr mit tiefem Brustton ein. „Solch ein Lapsus kann dem Besten passieren. In erster Linie heißt es, keinen Anlaß zum Skandal geben. Das sind Sie Ihren Freunden und der Partei schuldig!"

Dem guten Doktor Phosphor ging es wie einem Manne, der beim Wandern in ein Wasser geraten ist, und vor schwerer Übermüdung sich dieser Tatsache erst dann bewußt wird, sobald ihm der erste Schluck in den Mund schlägt. Alle Energie und Kampfstimmung gaben ihm die letzten Worte des Handelsamtsvorsitzenden, die wie zu einem unmündigen Kinde gesprochen waren zurück.

„Meine Herren," sagte er, „ich bedauere, Ihrem Rat nicht folgen zu können, da er den Tatsachen nicht entspricht! Sie entfalten zu viel Phantasie. Ihre Voraussetzungen sind alle falsch!"

„Wir wissen genug, als daß Sie noch leugnen können," erwiderte der Oberlehrer mit vollendeter Hundeschnäuzigkeit.

Phosphor riß die Geduld! „Hinaus!" schrie er. „Hinaus! Was brauche ich Ihre Unverschämtheiten, Ihre Insinuationen zu dulden! Was frage ich nach Skankal, was nach Partei, was nach Meinung der Leute! Sagen Sie dem Herrn Bauunternehmer, das wäre meine Antwort! Hinaus! Und damit basta!"

„Es ist unklug, alle Brücken hinter sich abzubrechen," wollte der Handelsamtsvorsitzende noch einmal eine längere Ansprache beginnen, da ging Phosphor zur Zimmertür und öffnete diese ausdrucksvoll:

„Bitte," sagte er nur noch, aber seine Haltung war so ent-

ſchloſſen, daß die beiden Herren dieſer Bitte Folge leiſteten und verſchwanden.

Vor dem Hauſe begann der Handelsamtsvorſitzende:

„Sie hätten ihn nicht durch Ihre Ironien reizen müſſen, Pröbſtler, Sie müſſen doch bedenken, er iſt in einer ſehr ſchwierigen Lage!"

„Bei Ihnen, Herr Liebenkiel, wurde er zuerſt ausfallend, alſo müſſen Sie ihm doch die erſte Wunde verſetzt haben!"

„Sie waren nicht delikat genug! Oberlehrer."

„Und Sie waren nicht energiſch, Herr Liebenkiel!"

„Bitte, ich habe genügend Energie entfaltet, aber Sie haben mir das Konzept verdorben!"

„Ha, nun ſoll ich ſchuld ſein, und habe ihn doch in die Enge getrieben."

„Natürlich, Sie haben ihn gereizt! Aber ich habe kalmierend gewirkt, wie ich es mir von Anfang an vorgenommen habe."

„Mit Ihren langen Bierreden — —"

„Ich verbitte mir den Ton!"

„Und ich auch!"

„Was fällt Ihnen ein!"

„Das möchte ich Sie fragen!"

„Ich bitte mich nicht länger zu beläſtigen!"

„Ihre Gegenwart iſt mir ſchon ohnedem peinlich!"

Droben in ſeinem Zimmer ging Phosphor indeſſen nach dieſem Beſuche aufgeregt auf und ab. Er grübelte den Verknüpfungen und Beziehungen nach, dem Geheimniſſe, daß ſeine Gedanken Geſtalt und verzerrte Form unter den Menſchen annahmen, ehe ſie ſich bei ihm ſelber geklärt hatten.

Wie einem Kinde, das in eine Uhr ſchauen darf, erſchien ihm

das Weltgetriebe mit seinem bestimmten Gange, der in Bewegung gehalten wird durch den Federdruck der Konvention. Noch begriff er nicht, daß ein jeder Mensch im Geiste seiner Mitmenschen ein streng vorgezeichnetes Leben zu führen hat, und daß alle Lebensänderungen des Einzelnen den ehernen, vorbestimmten Gesetzen angepaßt werden mit dem Erfolge, daß das Leben des Einzelnen wirklich dem Geiste der Gesamtheit gemäß gemodelt wird.

Das Kismet der Mohammedaner ist keine unkulturelle Idee, im Gegenteil, der Sinn aller Menschheitskultur ist darin ausgesprochen, daß der Einzelne nicht aus dem ehernen Getriebe weichen kann, in dem er sich befindet. Da die Masse, das Volk nun einmal wie Gott ist, so ist der Einzelne diesem unerbittlichen Gotte unterworfen und muß sich seinen Bestimmungen fügen. Darum wird ein jeder Staatsmensch und -mann ein echter und guter Muselmann in diesem Punkte sein, und selbst die großen Umstürzler und Revolutionäre sind diesem türkischen Zuge im Dasein gefolgt. Kismet!

Phosphor sah nicht, daß für seine exzentrischen Handlungen Gründe gesucht werden mußten, und zwar plausible Gründe, naheliegende Gründe, und auf der Suche nach solchen Gründen mußten sich die Gedanken der lieben Mitmenschen und Bürger auf seine Haushälterin konzentrieren. Daß sie wirklich seine Sehnsucht magnetisierte, traf sich wunderlich. Die Menschheit aber, die sich nie etwas um die Entwicklung schert, sondern nur auf die Endresultate begierig ist, da diese sich stets in das große Gewebe der Konvention einpassen lassen, fragte nicht viel, wie es um ihn und Fräulein Vollhaas eigentlich stand, sondern lechzte nach dem Resultate, nach dem Skandal.

Ungerechtigkeiten der Menschen beruhen gewöhnlich nicht in einer falschen Annahme von Tatsachen. Tatsachen werden selten erlogen. Ungerechtigkeit beruht gewöhnlich auf der Liebllosigkeit, mit der die nackten Tatsachen konstatiert und verknüpft werden, ohne sich um das Wie und Warum zu kümmern.

So fühlte sich denn Edgar Phosphor mit wachsendem Grauen einer fremden, furchtbaren Macht gegenüber, die Teile seiner Persönlichkeit schon besaß, ehe er ihrer selbst bewußt war. Mit Entsetzen betrachtete er einen Augenblick seinen Körper, in dem Wahne, er müßte gläsern sein, so daß seine Vorstellungen, Wünsche und Gedanken gleichsam wie ein inneres Licht herausstrahlten.

Da er sich aber anschaute, gewahrte er an seinem ganzen Leibe nur gute und gediegene Kleider, und von einer leuchtenden, geistigen Materie vermochte er nichts an sich zu entdecken.

Diese Erfahrung beruhigte den guten Doktor keineswegs, denn ihn hungerte nach Wundern und ihn dürstete nach dem Besonderlichen. Mit wachsender Verzweiflung toste er durch das Zimmer, um sich den schwierigen, rätselhaften Fall, den er selbst darstellte, zurechtzulegen.

Immer tiefer geriet er in die Sackgasse, in die er hineingeraten, und so fand ihn endlich Mathilde Vollhaas, den Kopf gegen die Fensterscheibe gepreßt, daß diese sich bog, und die Hände in den Hosentaschen versenkt, daß es schien, als wären seine Fäuste mit den Schenkeln zusammengewachsen. Beklommen trat das Mädchen hinter den Doktor. Sie hatte in der Zeit einen Entschluß gefaßt. So kurz die Zeit seit gestern war, wo sich alles verändert hatte, so schwer empfand sie diese Veränderung. Sie wollte ein Ende machen. Und da sie zu den resoluten Personen gehörte, die auf jedes Lebensschicksal gefaßt sind, und für alles

gewappnet, wollte sie noch heute der Sache auf den Grund gehen, denn Ungewißheit und schwebende Zustände waren ihrer tüchtigen Natur durchaus verhaßt. So redete sie denn ihren Herrn an:

„Herr Doktor!" Da er sie nicht hörte, berührte sie mit ihrer Hand leicht seine Schulter.

Phosphor fuhr herum und sah ihr mit einem verklärten Ausdruck ins Gesicht.

„Herr Doktor," begann Mathilde wieder und fuhr dann mit fester werdender Stimme fort: „Ich fürchte, ich bin wider Willen der Grund zu den mancherlei Mißhelligkeiten geworden, denen Sie jetzt ausgesetzt sind. Wenn es Ihnen recht ist, kann ich ja Ihren Dienst so bald als möglich verlassen. Denn ich mag kein Gerede. Ein lediges Frauenzimmer, wie ich es bin, ist jedem Angriff wehrlos ausgesetzt. Ich habe in der Richtung meine Erfahrungen und mag nicht, daß sich diese wiederholen "

„Mathilde!" rief Phosphor, dem alles Blut aus dem Gesichte entwich, „Mathilde, Sie dürfen mich nicht verlassen, nie und nimmer und am allerwenigsten in diesem Augenblicke! Mathilde, ich habe Ihretwegen meine Verlobung aufgelöst. Ich habe es gefühlt, daß ich unmöglich der rechtschaffene Gatte einer Frau werden kann, solange Sie auf dieser Gotteserde herumlaufen!"

Mathilde fuhr einen Schritt zurück. Sie vermochte nur noch zu stammeln: „Herr Doktor!"

Da kam Phosphor das Pathos der Situation ins Gefühl. Verlegen stotterte er:

„Entschuldigen Sie, ich hätte Ihnen all das ruhiger und würdiger sagen müssen, aber ich bin von Sinnen, ich kann mich nicht mehr beherrschen."

Mathilde schnitt ihm, da er tief Atem holte, alles Weitere ab. Mit ruhiger Stimme sagte sie: „Lieber Herr Doktor! Ich kenne Sie lange genug. Ich weiß, daß mit Ihnen etwas Außergewöhnliches geschehen ist, Sie dürfen jetzt nicht mehr so zu mir weiter reden, es sind dies Worte, die Sie später einmal, wenn alles wieder im alten Gleise ist, blutig bereuen würden. Erlassen Sie mir darum jede Antwort, denn ich möchte Sie auch im Augenblicke nicht verletzen. Morgen werden Sie dies alles anders empfinden."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer und zog sich in ihr Stübchen zurück, wo sie über die Narretei der Welt und die Narretei des Doktors im Besonderen bei einer Näharbeit nachdachte.

Phosphor lief im Zimmer aufgeregt auf und nieder. „Göttliches Mädchen," flüsterte er entzückt. „Ich habe deinen goldenen Charakter erkannt: Jedes andere Weib in dieser Stellung hätte gesucht, ihren Nutzen aus solchen Gefühlen zu ziehen, aber du hast dich als außergewöhnlichen Menschen bewährt! Oh, wie niedrig denken sie von dir, dieser Bauunternehmer, dieser Handelsamtsvorsitzende, und diese materielle Seele von Oberlehrer. — Töricht wäre ich, wenn ich solchen Schatz fahren ließe. Ich will hinaus, mein übervolles Herz lüften und meine Brust den Frühlingswinden preisgeben!"

Und er eilte hinaus mit offenem Rock und Weste zum größten Erstaunen der biederen Rentiers im Villenviertel, die ihre Zigarre behaglich in ihren Vorgärten rauchten. Über die Felder lief er, bis er zu einem kleinen Krug kam. Da ließ er sich eine Bowle Maiwein auffahren und trank diese in seliger Versunkenheit, während sich das Blau des Abendhimmels langsam zu einem sanften Milchweiß auflöste. Als er dann eine alte Kastanienallee zum Villenviertel heim seinem Hause zustrebte, waren seine Schritte nicht

mehr ganz sicher, und die bereits ehrbar in ihren Betten ruhenden Bewohner des Viertels wurden durch einen grölenden Gesang gestört, in dem sich nur der Refrain merklich abhob, und der lautete:

„Bin ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell, sie küßt mich und liebt mich so traut."

Zur selben Stunde saßen nachdenklich bei einer Zigarre der Handelsamtsvorsitzende und Löffler zusammen und überlegten, wie man Phosphor so üblen Händen, wie die des gewinnsüchtigen Fräulein Bollhaas, entreißen könnte.

„Nicht um meiner Tochter willen," sagte Löffler mit Bürgerernst, „sondern um der menschlichen Gesellschaft willen, in der wir nun doch einmal leben."

Oben aber saß Fräulein Löffler in ihrem Zimmer und dachte an den Tag zurück. Schlimme Worte hatte sie hören müssen und ganz verweint blickte sie in ihr Tagebuch, das in veilchenblaues Leder gebunden war. Folgende inhaltschwere Worte trug sie dort ein in dem Augenblicke, als Phosphor singend und mit schiefem Hute an dem Hause vorbeizog: „Dabei hat er heute zum ersten Male auf mich Eindruck gemacht!"

Zehntes Kapitel

Des Träumens Zustand und Wachens
Als derselbe den Weisen gilt,
Denn gleich ist beiden die Vielheit.

Atharvaveda. — Aus Vaitathyam.

Die Nacht vom Dienstag zum Mittwoch. Phosphor hat einen Traum, in dem die Personen der letzten Tage eine seltsame Rolle spielen. Der Affe und der Leierkastenmann, die „Schicksalswesen". Sturz aus Traumregionen. Phosphor sieht sich Mathilden gegenüber. Nachdem er sich gesammelt und im Regen seinen Kopf gekühlt hat, zeigt es sich, daß Phosphor nach wie vor auf seinem Wunsch gegen Mathilde beharrt.

Heiß vom Wein war Phosphor auf sein Lager gesunken. Von den Füßen strömte die Müdigkeit zu seinem Herzen empor. Seine Augen wurden gebannt durch die zitternde Flamme der Kerze, die auf seinem Nachttische brannte. Er wollte sie löschen, allein sein Arm versagte den Dienst und blieb fest an seiner Seite liegen. Er starrte auf die Flamme besessen von seinem Vorsatz, doch zu kraftlos ihn auszuführen. Die Kerze knisterte, sie schien zu singen! In dem Blau der Flamme erblickte er ein bärtiges Gesicht, das er nicht zu erkennen vermochte, so sehr er sich auch anstrengte. Große schwarze Vögel trieben im Zimmer ihr Wesen. Lautlos kreisten sie um Phosphors Haupt und das Gesicht in der Flamme schwebte und flatterte im Takte mit den Vögeln.

Er fühlte, wie er kleiner ward und wie das Licht wuchs. Bald erschien es ihm wie eine riesige weiße Palme, aus deren orangegelben Blättern das bärtige Antlitz eines blauen Negerriesen hervorblühte und dieses Gesicht trug die Züge des Leierkastenmannes. An dem Stamme der leuchtenden Palme turnte ein großer Orang-Utang hinauf und hinab und fletschte seine Zähne gegen Phosphor, den die Angst packte, der Affe könne auf ihn herabspringen und seine Gurgel zerbeißen.

Schneller fuhr der Affe an der Palme entlang. In Schraubenlinien umkreiste er ihren Schaft und grinste den erschreckt Daliegenden an, so daß diesem der Angstschweiß ausbrach. Das Gesicht des Leierkastenriesen in der Flamme verzog sich zu einem breiten, scheußlichen Lachen. Während die Vögel im gleichen Takte mit dem Affen Spirallinien um das Licht zogen, drehte sich das bärtige Haupt geschwinder und geschwinder um sich selbst, daß sein scheußlich grinsender Mund zwei mächtige, glührote Kreislippen bildete, und seine Augen ein leuchtendes blaues

Band waren. Der ganze Stamm der Palme geriet ins Glühen. Der Affe sprang kreischend herab, auf den unglücklichen Doktor Phosphor zu, der glaubte, der Affe würde ein Ende mit ihm machen. Schon spürte er zu seinen Häupten den glühenden Atem des Untieres, sah wie die behaarten Arme sich nach ihm ausstreckten, und fühlte wie die Bettdecke gewaltsam über seinen Kopf gerissen wurde. Doch nein, — es war nicht die Bettdecke! Die Erde hatte sich geöffnet, und Phosphor schwand dahin durch einen unendlichen schwarzen Raum, weiter und weiter in ungekannte dunkle Fernen. Fackeln tauchten auf, die brannten bald da, bald dort in der Finsternis, aber er schwand so schnell an ihnen vorbei, daß er nicht wußte, wo sie standen. Röter wurden die Fackeln und häufiger, und endlich nahm Phosphors Fahrt ein Ende. Aus der Wand eines großen Saales dicht unter der Decke schaute er hinab. Und der Saal war grün und golden, in seiner Mitte aber stand ein Sarg. Der Saal begann zu rauschen, die grün und goldenen Lichter schimmerten stärker, und Phosphor erkannte, daß die Wände aus grüngoldenen Blättern bestanden, die sich bewegten.

Die Tür ging auf, und drei Herren in schwarzen Gehröcken kamen, es waren der Bauunternehmer, der Oberlehrer und Liebenkiel.

Sie traten zu dem Sarge und Phosphor war begierig, was nun geschehen würde. Der Bauunternehmer sagte: „Ich glaube, das ist ein ganz schönes Plätzchen, um einen Skat zu spielen."

Ein Kellner kam herein, und es dünkte Phosphor, er hätte das Gesicht des Kellners schon gesehen. Einen Pack Karten legte der Kellner auf den Sargdeckel. Plötzlich saßen die drei Herren auf roten Gartenstühlen, jeder hatte neben sich einen Humpen Bier, und sie begannen Skat zu spielen.

Der Kellner fuhr in gekrümmter Haltung blitzschnell durch den Saal und brachte den Herren, was sie begehrten.

Der Bauunternehmer klopfte mit dem Knöchel auf den Sargdeckel und sagte einen Grand mit Vieren an.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Tür und herein stürzte Fräulein Riccarda Löffler in einem schwarzen Trauerkleide. Weinend sank sie am Sarge nieder und schrie: „Sie hat mir meinen Mann getötet, sie hat mir meinen Mann getötet, sie ist die Mörderin."

Vater Löffler bemerkte ruhig: „Liebe Tochter, laß mich erst dies Spiel noch machen. Ich habe eine Karte sage ich dir, wie sie nur alle Jubeljahre einmal vorkommt." Und trotz des Jammergeschreies der armen Riccarda wurde der Grand gespielt.

„Nun erzähle mir, was dir passiert ist," fragte danach der Bauunternehmer, der alle Stiche gemacht hatte.

„Da ist sie, die Mörderin!" schrie Riccarda auf.

Mitten im Saale stand Mathilde mit aufgekrempelten Ärmeln, das Roastbeefmesser in der Hand. Die drei Spieler erhoben sich. Der Oberkellner kam wie auf Rollschuhen angefahren, aus seinen Rockschößen hing ein langer Schwanz heraus, und während er devot die Herren nach ihren Wünschen befragte, ergriff das Ende des Schwanzes den Sargdeckel und riß ihn herab. Zu gleicher Zeit stand der Leierkastenmann in seinem gelbbraunen Kleide im Saale und spielte „Jetzt geh i ans Brünnele, trink aber net".

Im Sarge aber lag ein Mann im pfeffer- und salzgrauen Anzuge mit verbundenem Kopfe und alle Anwesenden sagten mit dumpfer Stimme: „Ermordet hat sie ihn!"

Mathilde sagte nichts, sondern stand nur ruhig mit ihrem Roastbeefmesser da. Der Handelsamtsvorsitzende wuchs vor ihr empor

und blies sich auf: „Ist das Anstand, ist das Moral?“ predigte er. „Nach dem Gesetze ist sie des Todes schuldig!“

Um Mathildens Haare schwebte ein kleiner Lichtschein. Sie sagte nichts.

Der Oberlehrer und der Bauunternehmer schrien: „Sie ist des Todes schuldig.“

Dienstbeflissen sprang der Oberkellner heran. Deutlich erkannte Phosphor die Physiognomie des Leierkastenaffen. Der sprang auf Mathilde zu und blitzschnell hatte er ihr die Kleider vom Leibe gerissen.

Als Phosphor die nackte Gestalt des Mädchens erblickte, durchschauerte es ihn, so schön war sie! Ihre Haut war von einer Weiße, daß die Herren ihre Augen zukneifen mußten. Riccarda wurde gelb vor Neid und Eifersucht im Gesicht und schrie: „Sie hat ihn mir getötet.“

„Sterben muß sie,“ brüllte der Bauunternehmer, „aber erst verlange ich einen Kuß von ihren Lippen!“

Phosphor geriet in Wut, er wollte hinabrufen, daß er ja lebe, daß er oben in der Wand säße.

Der Bauunternehmer schritt auf Mathilde zu, um sich den Kuß zu nehmen, zugleich schlich sich der Leierkastenmann hinter sie. Aus den Tragbändern seines Leierkastens hatte er eine Schlinge gemacht, um Mathilden zu erwürgen. Nun warf er die Schlinge um ihren weißen Hals.

Phosphor schlug um sich, er wollte hinab, er wollte sie retten, aber vermochte nicht die Wand zu durchbrechen, deren Kälte ihn durchströmte. Mit aller Leibeskraft suchte er sich hindurchzupressen. Vergebliches Beginnen! Er mußte mit ansehen, wie die Schlinge lebendig wurde und sich wie eine große schwarze Natter um den

Hals des geliebten Mädchens ringelte. Doch plötzlich fuhr die Schlange dem Bauunternehmer ins Gesicht und biß ihm die Nasenspitze ab.

Löffler taumelte zurück und suchte in den Taschen. Alle stürzten auf ihn zu, doch seine Tochter gab ihm ein reines Taschentuch. Derweilen begann sich die Schlange, die ständig wuchs, um den schönen nackten Leib Mathildens zu ringeln, während ihr Kopf mit den blitzenden klugen Augen zwischen den beiden Brüsten des Mädchens ruhte. Mit Entsetzen sah Phosphor, wie der Rumpf dichter und dichter von den bunten, wie Emaille schimmernden Schuppenringen umschlungen wurde, wie der Blick ängstlicher ward, wie sie sich vergeblich von dem todbringenden Tiere zu befreien trachtete.

Der Affenkellner stieß Schreie aus und umkreiste ihre Gestalt. Phosphor preßte die Wand stärker und stärker, um die Geliebte zu befreien. Endlich gab der Widerstand nach, es gab einen Ruck, Phosphor stürzte in den Saal hinab und stieß einen entsetzlichen Schrei aus.

Aus dem bläulichen Dunkel, das ihn umgab, vernahm er Mathildens Stimme: „Was ist Ihnen, Herr Doktor, haben Sie sich weh getan?"

Er aber stammelte unter Freudentränen: „Bist du gerettet, Mathilde?"

Das Dunkel hellte sich auf. Wie er aufblickte, fand er sich zwischen der Bettwand und dem Bette, das in das Zimmer gerutscht war, auf dem kalten Fußboden wieder. Im Zimmer war bereits Licht, und verstört stierte er in das ängstliche Gesicht Mathildens, die im Morgenrock am Fußende seines Bettes stand.

„Haben Sie sich weh getan, Doktor?" fragte sie.

Bestürzt und betäubt fuhr Phosphor auf und sprang ins Bett.

„Das haben Sie nicht nötig, Doktor," sagte Mathilde lächelnd, „Sie haben Ihre Kleider noch an! Was machen Sie bloß für Geschichten?"

Phosphor sah beschämt an sich hernieder. Er hatte sich nicht entkleidet!

„Wie spät ist es?" fragte er beklommen.

„Es ist gegen sechs Uhr, ich war gerade aufgestanden, um mein Zimmer zu richten, da hörte ich den Fall, den Ruck und das Schreien!"

Der Doktor erhob sich.

„Wollen Sie nicht weiter schlafen?" fragte ihn Mathilde.

Er aber war zu erregt und bat, daß ihm ein Bad gerüstet würde. Danach wollte er einen Spaziergang machen und etwa um acht Uhr Kaffee trinken.

Es war ein dicker Regen, in den er hinausschritt, aber das Grau tat seinen Augen wohl. Sonne hätte er nach dieser Nacht nicht ertragen. Ohne Gedanken lief er herum und ließ seine Schläfen kühlen. Als er endlich nach Hause kam, hatte er einen Mordshunger.

Mathilde trat mit gerötetem frischem Gesichte ein. Mit schmetternder Stimme rief ihr Phosphor entgegen:

„Mein Entschluß ist durch die letzte Nacht nicht verändert. Mathilde, wie denken Sie heute?"

Mathilde wehrte ihn ruhig ab: „Erst frühstücken Sie, ich sehe Ihnen an, wie hungrig Sie sind, Herr Doktor, und dann wollen wir ruhig sprechen, damit Sie wissen, wie es um mich steht!"

Nie in seinem Leben hatte Phosphor so schnell gefrühstückt,

wie an diesem Morgen, und nie wieder sollte er auch so schnell frühstücken, so war es im Buche des Schicksals verzeichnet.

Als er gegessen hatte, blickte er Mathilde erwartungsvoll an. Sie konnte ein Lächeln nicht verbergen.

„Sagen Sie ‚ja'?" fragte er atemlos.

„Sie müssen zuvor wissen, wer ich bin," erwiderte Mathilde.

abgemacht!

Elftes Kapitel

Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb.

Schiller, Der spielende Knabe.

Wie Phosphor die Geschichte von Mathildens Leben anhörte. — Wie er bei seinem Entschluß beharrt, aber sehen muß, daß er die Geliebte nie erringt. Enttäuschung des Phantasiemenschen. Die Scherben der Illusionen im Garten. Kampf und Entschluß.

Soll eine Geschichte erzählt werden, so gehören mindestens zwei dazu, einer, der erzählt, und einer, der zuhört. Die Phantasie des Zuhörers ist vielleicht ebenso wichtig wie die Phantasie des Erzählers. Wie viele schlechte und banale Romane werden im Gemüte junger Mädchen und gärender Jünglinge zu den herrlichsten Epen der Welt umgewandelt, und wie mancher große Dichter dünkt seinen Lesern als abgeschmackt, langweilig und unverständlich! Liebe und Zuneigung sind im Reiche der Kunst die gleichen, großen, schaffenden Kräfte, wie in allen anderen Reichen der Menschlichkeit. Doch zumeist wird das mit der fortschreitenden „Kultur" und „Zivilisation" der Menschen vergessen!

Mit der innigsten Zuneigung hörte Phosphor der Erzählung zu, die Mathilde Vollhaas von ihrem Leben gab. Die Liebe, die er zu dem Mädchen hegte, ließ ihm den einfachen Bericht zu einem rührenden Lebensgedichte werden. Alles, was sie erlitten, litt er mit ihr mit. Die kleinen Freuden ihrer Kindheit wurden ihm groß und bedeutungsvoll. Was ihr hemmend im Weg gestanden hatte, haßte er mit einer knabenhaften Inbrunst, und wer ihr geholfen, wer sie gefördert, galt ihm als gut und edelmütig.

Phosphor vermochte es nicht zu verstehen, daß der Vater Mathildens ein braver, vollblütiger pommerscher Pfarrer, der seine erste Frau im ersten Kindbette verloren hatte, nach zehn Jahren seiner robusten Natur nachgab und seine Haushälterin heiratete. Dem Doktor erstand die Mutter des geliebten Mädchens im Bilde der Tochter, und ihm blieb es unbegreiflich, wie dieses Bild je verblassen konnte.

Die Haushälterin, die der Pfarrer in aller Stille, während seine Tochter sich in einer Pension aufhielt, geheiratet hatte, erschien

ihm wie die böse Magd im Märchen, die die arme Königstochter um Liebe und Gut des Vaters betrügt.

Oh, er konnte es Mathilde nachfühlen, daß sie im ersten Schmerze über diese unfaßbare Heirat und in der Qual kindlicher Eifersucht, die sich der Liebe des Vaters beraubt hält, hinauslief auf die eisige Landstraße. Mit Mathilden saß Phosphor auf einem Kilometerstein inmitten winterlicher pommerscher Felder und weinte mit ihr, daß die heißen Tränen den weißen Schnee zu ihren Füßen schmolzen.

Als gerechte Strafe empfand er es, daß diese böse Stiefmutter von einem langen Leiden heimgesucht wurde und dahinsiechte. Mit Stolz und Freude sah er, wie die fünfzehnjährige Mathilde die Leitung des ganzen großen Haushaltes übernahm.

In alles, was sie damals umgab, wandelte den guten Doktor seine Phantasie: Er gackerte unter den Hühnern, die sie des Morgens aus der Hand fressen ließ. Er ward das Staubtuch, mit dem sie sorgfältig die altertümlichen Möbel des Pfarrhauses reinigte. Er schützte als weiße Schürze ihr Kleid gegen die Saftspritzer, wenn sie den großen Braten für die Pensionäre ihres Vaters am Sonntage tranchierte. Er lugte als Mond durch die weißen Mullgardinen ihres kleinen Jungfrauenzimmers, wenn sie nach der vielen Hausarbeit sich zur Ruhe legte.

Mit wehmütiger Eifersucht vernahm er, wie Mathilde ihm schlicht und trocken von ihrer ersten und einzigen Liebe erzählte, ihrer Liebe zu Franz Rahn. Er war ihr Schatten, wenn sie sich verstohlen mit dem Pensionär ihres Vaters in der Rosenlaube im Garten früh am Junimorgen traf, wo der unglückliche junge Mann verzweifelt über griechischen Vokabeln brütete.

Er belauschte die beiden, die sich auf Feldwegen heimlich trafen, wo Franz Rahn versuchte, die Natur auf Pappdeckel zu malen. Mathilde stand auf ihrem Sonnenschirm gestützt und betrachtete das Werk des jungen Mannes mit tiefster Bewunderung. War er doch für sie ein Genie! Denn das Weib hat nun einmal das Bedürfnis, zur Steigerung des eigenen Wertes den Mann, den sie liebt, in ihrer Phantasie zu erhöhen. Und wehe dem Mann, wenn er den Phantasietraum des Weibes dementiert und sie in ihrer eigenen Achtung herabsetzt!

Phosphor empfand, wie die Tage heißer wurden, wie die beiden jungen Menschen sich nahe kamen und wie Franz Rahn bettelte und bettelte, daß Mathilde ihm Modell stehen sollte, wie sie sich sträubte und dennoch nachgab, und sie endlich Franz Rahn angehörte am buschigen Ufer eines langsam fließenden Wassers.

Eine alte Geschichte war es, die sich in jedem Sommer wiederholt unter dem jungen Volke, in dessen Adern das Blut berauschend rollt. Und auch der letzte Schluß war nichts Außergewöhnliches, die Folgen, der Zorn des Pfarrers, die Lösung Mathildens von ihrer Familie, und der Beginn ihres eigenen Weges.

Doch für Phosphor, der dies alles zum ersten Male von einem geliebten Menschen erfuhr, den es selbst betroffen, ward diese Geschichte etwas Besonderes, etwas Heiliges. Als eine Märtyrerin freier unbekümmerter Liebe stand Mathilde vor ihm, die damals nur ein Mädchen gewesen, wie tausend andere auch. Freilich, die Jahre der Fürsorge für das Kind und auch für ihren Freund, dem sie selbst energisch weitergeholfen, hatten sie gereift und ein starkes Weib aus ihr gemacht, die der großen Leidenschaft eines Mannes harrte.

Und nun ward sie überrascht, überfallen durch die Liebe ihres Brotherrn, die ihren Grund darin hatte, daß dieser eines Tages auf den Kopf gefallen war. — — — —

Mathilde hatte geendet.

Phosphor holte tief Atem. Hastig stand er auf und ergriff Mathildens Hand: „Denken Sie, daß könnte mich abhalten, Sie zu heiraten, weil Sie ein Kind haben! Bei einer Witwe wäre es vielleicht dasselbe."

Mathilde lächelte. „Lieber Herr Doktor," sagte sie weich und fast zärtlich, „es ist noch ein Hinderungsgrund da!"

„Und der wäre?"

„Franz Rahn wird im nächsten Jahre mündig und will mich selbst heiraten."

Dem armen Phosphor war es ergangen wie einem Träumenden. Näher und näher war ihm das Traumbild seiner Sehnsucht gekommen, und da er es schon zu ergreifen vermeinte, zerrann es ihm unter den Händen. Das Herz tat ihm weh. Mit einem trostlosen Ausdrucke verließ er Mathilden, die nun merkte, wie weh sie dem Doktor getan hatte.

Zwei Stunden lang ging er im Garten auf und nieder. Daß sie gebunden war, konnte und mochte er nicht begreifen. Und wunderlich erschien es ihm, daß sie Mutter wäre.

Wie gern hätte er ihr Kind zu sich genommen, wenn sie nur die Seine geworden wäre! Mit dem ganzen Enthusiasmus des sensiblen Menschen kostete er seinen Zartsinn, den er gegen Mutter und Kind bewiesen haben würde, aus. Aber leider konnte er diese Gefühle nicht verwirklichen!

So machte Phosphor die Enttäuschung durch, die die gewöhnliche Lebensenttäuschung des Phantasiemenschen ist, der mit

Dingen, die er sich träumt oder wünscht, wie mit Tatsachen rechnet.

Nachdem er seine Verlobung gelöst und den Handelsamtsvorsitzenden und den Oberlehrer abgeschüttelt hatte, schwelgte er bereits im Gefühle der Freiheit und glaubte fest, daß Mathilde die Seine werden würde.

Nun waren alle seine Illusionen zerbrochen und ihre zerbrochenen Scherben schienen, um seiner zu spotten, den ganzen Garten zu erfüllen! Für einen andern wären es vielleicht nur Tautropfen gewesen, die in der aus den Wolken kommenden Sonne lustig leuchteten.

Wieder und wieder dachte er alles durch! Seine Zuneigung zu Mathilde war noch gestiegen. Wie hatte sie leiden müssen. Und wie mußte sie ihr Kind vermissen. Tränen traten ihm bei dem Gedanken an das Kind in die Augen. Endlich schritt er die Stufen zu seinem Zimmer hinauf, um sich noch einmal den Fall zu überlegen.

So setzte er sich an seinen Arbeitstisch, den er bisher nie zur Arbeit benutzt hatte, und sann, sann und grübelte sich das Hirn wund.

Am Abend hatte er endlich seinen Entschluß gefaßt. Er stieg hinab und Mathilde trug ihm das Mittagessen, das er verschmäht hatte, zum zweiten Male auf. Aber ehe er einen Bissen zu sich nahm, sagte er:

„Ich habe mir alles durchdacht, Sie sollen ihr Kind hierher ins Haus zu sich nehmen. Wir haben im Giebel ein sehr hübsches Stübchen. Zur Hilfe können Sie sich auf meine Kosten noch eine ordentliche Frau engagieren. Sie selbst aber kommen morgen mit mir in die Stadt, damit ich Ihnen einen tüchtigen Gesangslehrer suche."

Mathilde ließ den Suppenlöffel, den sie bereits gefüllt in der Hand hielt, wieder in die Terrine zurückfallen.

„Aber Herr Doktor," vermochte sie nur zu sagen.

„Es ist alles abgemacht," sagte der Doktor und band sich seine Serviette entschlossen um, als ob sein Entschluß das Natürlichste auf der Welt wäre. „Verlieren Sie keine unnützen Worte, ich bleibe unerbittlich."

Zwölftes Kapitel

Verlasse du ein Land, wo sich
Das Flache über Berg' erhebt,
Erniedrige dich selbst nicht dort,
Wo nur dein Fuss im Kote klebt.

Zweiunddreissigste Makame des Hariri.

Donnerstag. Phosphor und Mathilde gehen zum Bahnhof unter moralischem Abschiedsgeläute. Der Herr Oberlehrer begegnet ihnen. Wie der Handelsamtsvorsitzende erscheint. — Stimmungen des Doktor Phosphor und weitere Folgen seines Sturzes. Mathilde reißt ihn ins tätige Leben zurück, und beide besteigen zu weiteren Abenteuern, die Phosphor programmäßig festsetzt, ein Automobil.

Eine schnurrioſe Aufregung herrſchte in dem kleinen Villenorte, als am Donnerstag, um halb neun Doktor Edgar Phosphor und ſeine Haushälterin aus der Gartentür traten, um ſich zum Neunuhrzuge auf den Bahnhof zu begeben.

Wie ein Rottenfeuer ſprang die Nachricht knatternd von Dienſtmädchen zu Dienſtmädchen. Alle waren ſie durch die Maid des Bauunternehmers von den Vorgängen, die Phosphor, Fräulein Riccarda und die Haushälterin betrafen, genau unterrichtet. Durch die Mädchen hatten die Herrinnen in etwas phantaſtiſcheren Dimenſionen alles wiedererfahren: der Eigenliebe der Mädchen ſchmeichelte es, daß eine der ihrigen, denn als ſolche ſahen ſie die Haushälterin Mathilde Bollhaas an, Fräulein Riccarda ausgeſtochen hatte. Die Herrinnen hatten die Doſis moraliſcher Entrüſtung, die nun einmal als Salz und Würze zu jeder Geſchichte gehört, hineingerührt und den Hausherren beim Kaffee als beſonders intereſſantes Anregungsmittel ſerviert.

„Da kommen ſie, da kommen ſie! Kiek Line, Kathrine, Mine, Marie, Martha, Sophie, Lene, Grete, Elſe, Auguſte.“ Die Herrinnen hörten es und machten die Hausherren aufmerkſam! Alles erhob ſich von den Kaffeetiſchen. An keinem Morgen hatten die Vorgärten ſo von Menſchen gewimmelt, die wie von ungefähr eifrig nach den Wolken ſchauten, die Beete betrachteten, die okulierten Roſenzweige prüfend in die Hand nahmen, oder ſonſt irgendeiner wichtigen Morgenbeſchäftigung fröhnten.

Niemals hatte Phosphor eine ſolche Beachtung gefunden, wie an dieſem Morgen. An jedem Hauſe zog er grüßend den Hut. Allein die Nachbarn, die ihn ſonſt gern wiedergegrüßt hatten, ſtarrten ihn an und ſchienen entweder ſeinen Gruß zu überſehen, oder ſie erwiderten ihn ſo befremdet, daß Phosphor zuletzt ganz

verdattert und verschüchtert weiterschlich, und sich wie in einer fremden Stadt vorkam.

Mathilde, die aller Blicke mit unverschämter Ruhe auf sich gerichtet sah, drängte sich unwillkürlich dichter an Phosphor, wie um Schutz bei ihm zu suchen. Denn stets werden zwei Menschen, wenn sie in der Leute Mund sind, zusammengedrängt. So erzwingen sich der Klatsch und die öffentliche Meinung oft den Skandal, den sie so notwendig brauchen, um sich die Langeweile des Daseins erträglich zu machen.

Hinter den beiden her lief ein Gewisper und Geflüster, daß es klang als liefen Wasserwellen ein sandiges Ufer hinauf und hinab.

„Hast du sie gesehen? Es ist doch unerhört, dicht neben ihm ging sie." „Nicht einmal einen Schleier hatte sie umgebunden!" „Wie schön sie aufgeputzt war!" „Das kann ich nicht finden, ich finde sie grenzenlos geschmacklos!" „Wie er sich nur an solche Person hängen kann!" „Was er nur an ihr hat!" „Dieser Person wegen die Verlobung mit Riccarda Löffler zu lösen!"

Die Männer, die unter sich waren, gestanden sich ein, daß die Haushälterin eine ganz stattliche Person sei! Sie zwinkerten mit den Augen und meinten, so ein Junggeselle habe es doch ganz gut, der könne sein Leben genießen!

Das kam zu den Ohren der Hausfrauen. Die wappneten sich um so stärker mit allen Waffen beleidigter Tugend. Danach kann sich ein jeder denken, wie die Stimmung sich gegen den Doktor gestaltete. Am Montag hatte er noch für einen soliden, anständigen jungen Mann gegolten, dem die Tochter zu geben, jede Mutter sich glücklich schätzen konnte. Am Donnerstag früh war er ein durchtriebener, verlebter Junggeselle, ein lasterhafter Mensch, der sich mit seiner Haushälterin, die eine Sirene

war und ihn in ihre Netze zog, kompromittierte. Nur eine Beruhigung empfanden alle, daß ein so schlauer und gerissener Mensch wie Phosphor sicher nicht solche Person heiraten würde. Aber für den Skandal, den unerhörten Skandal konnte man keine Worte finden, trotzdem dieser Skandal ein alle unterhaltendes Gesprächsthema abgab.

Phosphor war langsam von dem Fluidum durchdrungen, das über dem Orte lag. Die Nervosität, mit der er den Erlebnissen dieses neuen Tages entgegenging, steigerte sich. Mit Mühe hatte er gestern seinen Willen gegen Mathilde behauptet, die noch an diesem Donnerstagmorgen am Kaffeetische Widerstand gegen seine Pläne geleistet hatte. Endlich war er mit Tränen in den Augen aufgesprungen und hatte gefragt, ob sie ihm denn auch nicht das geringste Glück auf dieser Erde gönne! Dann erst hatte sie endgültg nachgegeben.

So klug und lebenserfahren Mathilde war, das Unverhoffte, das Abenteuerliche und Sonderbare hatte sie endlich unterjocht. Nichts verführt die Frauen mehr als die Überraschung. Es ist dies vielleicht ein Gesetz der waltenden Natur, die den Frauen von Zeit zu Zeit einen Ersatz gewährleisten will für die Jahrhunderte alte Eintönigkeit ihres pflanzlichen Daseins.

Als Phosphor und Mathilde in die einsamen Anlagen des kleinen Bahnhofplatzes einbogen, überkam sie beide eine Erleichterung. Doch wie sie um eine Krümmung des Weges schritten, standen sie plötzlich dem Oberlehrer Pröbstler gegenüber.

Phosphor stutzte einen Augenblick, da er den Menschen gewahrte, der ihm am Tage vorher auf so widerwärtige Weise begegnet war.

Auch der Oberlehrer war aufs tiefste betroffen: „Wenn die

Leute ihn hier mit dem übelbesprochenen Phosphor und seiner Geliebten trafen!" Am gestrigen Abend hatte er Böses im Eisernen Kreuze erduldet. Der Handelsamtsvorsitzende hatte in seiner Verstimmung gegen den Oberlehrer diesen nicht geschont und die Episode mit dem Zimmermädchen erzählt. Danach hatte der Oberlehrer gegen die vereinigte Stammtischbosheit eine schlimme Schlacht schlagen und zweierlei tun müssen, um das Feld zu behaupten: Er hatte in niedrigster Weise dem Handelsamtsvorsitzenden geschmeichelt und sein Verhalten in der ganzen Affäre gepriesen, dann aber keck die Behauptung aufgestellt, er wisse, wer der Leierkastenmann wäre, und endlich den Herren, die über die großen Biergläser die Köpfe mit den Zigarren im Munde zusammensteckten, so daß es aussah, auf dem Tisch läge ein Haufen kohlender und rauchender Männerköpfe, erzählt, der Leierkastenmann wäre der Vater von Phosphors Haushälterin. Aus Angst vor diesem, der in erpresserischer Absicht hergestromt wäre, hätte sich Phosphor zu all seinen Unüberlegtheiten und Torheiten hinreißen lassen. Einer der Herren, dem der Leierkastenmann begegnet war, erinnerte sich in einem glücklichen Moment daran, er habe doch eine ähnliche Physiognomie schon einmal gesehen, und kam auf die Vermutung, daß dies Individuum mit einem berühmten Anarchisten identisch sei.

Daraus sog der Oberlehrer mit Freude neuen Skandalhonig, und so war denn zum Schluß alles, was über den Oberlehrer geredet worden war, über die ungeheuere und schauderhafte Phosphoraffäre vergessen. Dieses Gerücht, das mit einem großen Kater am Abend zu Bette gegangen war, fing erst jetzt an, in der Stadt umzulaufen. Wäre es schon bekannt gewesen, als sich Phosphor und Fräulein Bollhaas auf den Weg machten, so wäre die letztere

von dem entrüsteten weiblichen Publikum sicherlich auf offener Straße gelyncht worden.

Nach allen Seiten hatte der Oberlehrer seine kleinen Mausaugen forschend umhergeschickt, und da er ringsum in den Anlagen keinen Menschen erblickte, gab er endlich der ungeheuren Neugierde nach, die ihn dazu trieb herauszubekommen, wie es mit seinen beiden Opfern eigentlich stünde.

Er ging auf sie zu und sagte mit verkappter Unverschämtheit: „Guten Morgen Herr Doktor, guten Morgen Fräulein Vollhaas! Haben Sie beide gut geschlafen?"

Phosphor erwiderte in aller Harmlosigkeit: „Dank der Nachfrage! Ich habe mehr gewacht als geschlafen."

Mathilde, die die versteckte Bosheit wohl merkte, war über und über errötet.

Des Oberlehrers Augen traten heraus, wie auf Stielen. Dreimal guckte er von rechts nach links, und von links nach rechts, ähnlich einer großen Schnecke, die sich mit den Fühlern den Weg ertastet. Bis ins Tiefste seiner neidischen Seele war er getroffen. Sogleich beschloß er zu verbreiten, der Doktor treibe die Schamlosigkeit so weit, daß er keinen Anstand nähme, seine intimen Beziehungen zu der Person in seinem Hause zu verheimlichen.

Unruhig flogen seine grauen Augen während der wenigen Worte des Gespräches über den Platz. Noch zur rechten Zeit erspähte er, wie sich aus den grünen Zweigen am Ende des Weges die lange graue Gestalt des Handelsamtsvorsitzenden loslöste, der an diesem Tage zu einer Sitzung in die Stadt fahren mußte. Ohne ein Wort des Abschiedes lief der Oberlehrer davon und schoß auf den Handelsamtsvorsitzenden zu, um diesen sogleich mit der frisch erhaschten Neuigkeit zu versorgen.

Der Handelsamtsvorsitzende bezeugte denn auch die sich gebührende Entrüstung darüber, daß sich Phosphor mit der Person öffentlich zeige, und dankte seinem Schöpfer im Himmel dafür, daß er ihm den Oberlehrer in den Weg geschickt hätte, denn wie schrecklich und peinlich wäre es gewesen, wenn er nichts ahnend im gleichen Coupé mit dem sündigen Paar zusammengeprallt wäre.

An der Bahnhofsschranke nahmen die beiden jetzt aufrichtig miteinander wieder versöhnten Freunde voneinander Abschied, nachdem sie noch verabredet hatten, sich am Abend gemeinsam in der Stadt zu einem Bummel zu treffen, und dabei vielleicht das Absteigequartier von Phosphor herauszubekommen.

Indessen waren der Doktor und seine Haushälterin in einem Abteil der zweiten Klasse nach ihrem Spießrutenlaufe zur Ruhe gekommen.

„Was mögen nur die Leute gegen uns haben?" fragte der Doktor. Mathilde lächelte beinahe wehmütig: „Was die Leute haben! Können Sie sich das nicht denken und haben doch schon so lange unter diesen Leuten gelebt? Diese Leute reden über Ihre Entlobung und tun uns beide zusammen."

„Aber wie können die Leute das tun!" eiferte Phosphor. „Das ist doch eine grenzenlose Ungerechtigkeit! Keinen Grund haben sie, das zu glauben! Überhaupt, was hat sich einer um den anderen zu scheren!"

„Still! Still," mahnte Mathilde. „Wenn jemand Sie hörte, würde das Gerede noch schlimmer werden! Sie sind in Ihrem Leben noch nie in einer solchen Lage gewesen. Bisher sind Sie nie aufgefallen! Jetzt aber haben Sie die Aufmerksamkeit gereizt! Denken Sie, daß die Leute Sie jemals wieder aus den Augen

verlieren werden? — Nie! Sie sind durch die Sensation gezeichnet! Alles, was Sie von jetzt ab tun, werden die Leute sich so zurechtlegen, wie es ihnen paßt! Aus diesem Grunde habe ich Sie um Ihretwillen gebeten, nicht auszuführen, was Sie vorhaben! Denken Sie sich nach diesen Blicken von heute morgen, was die Leute wohl sagen werden, wenn mein Bubi bei Ihnen ist!"

„Mathilde," rief Phosphor stürmisch, „Mathilde, das alles soll mich nicht anfechten! Jetzt fühle ich es! Sie haben mich zu einem freien Manne vor mir selbst gemacht! Was frage ich nach den Leuten! Ich will tun und lassen, was mir paßt! Ihr Kind soll trotzdem bei mir sein, und die Leute mögen tun und denken, was sie wollen, mich kümmert's nicht."

Das Mädchen maß Phosphor nach diesen überschwenglichen Worten wieder mit einem nachdenklichen Blicke! Daß dieser Mann, der so lange nüchtern und regelmäßig dahingelebt hatte, sich zu solchem Gefühlsausbruche aufzuschwingen vermochte, war ihr rätselhaft. Aber da es ihrem Weibtume schmeichelte, begann sie zu glauben, daß vielleicht doch ihr Einfluß diese Wandlung zustande gebracht hätte.

Die schmerzvolle Süßigkeit dieser Fahrt für Phosphor ist nicht zu beschreiben. Nur mit dem Gefühle der Ritter, die aus sehnsüchtiger Liebe zu ihrer Frau Qualen und Marter ertrugen, kann sie verglichen werden. Phosphor konnte die Geliebte nicht erringen, aber er konnte ihr helfen, konnte sie erfreuen! Er war für sie notwendig, oder konnte es werden! So litt er denn gleich Büßern, die in ihrem übermächtigen Sündenbewußtsein zweifelten, je zu Gott und seiner heiligen Reinheit zu gelangen, sich aber in dem Glauben peinigten und geißelten, so wenigstens doch der

Gottheit näher zu kommen und ihre segnenden Blicke auf sich zu lenken.

Niemand hätte dem behaglichen, gut gepflegten Manne ein solches Innenleben angesehen, denn waren auch seine Lebensäußerungen in den letzten Tagen vielleicht exzentrisch, so hatte der neue Geist die Marken seiner Herrschaft bisher weder dem Gesichte noch der Haltung des Körpers aufdrücken können. Nur der erhöhte Glanz der Augen und die sich ewig regenden Finger verrieten, daß Doktor Phosphor von einer sonderbaren Nervosität besessen war. Alte Bekannte konnten vermeinen, daß ein leichtes Fieber ihm in den Knochen stäke. Einem genaueren Beobachter jedoch wäre die Art und Weise aufgefallen, wie Phosphor sah, hörte und alles, was ihn umgab, aufnahm. Etwas von dem Aufmerken und Beobachten eines Wilden, der zum ersten Male unter zivilisierte Menschen kommt, offenbarte sich in einer ewigen Spannung. Dieser Zustand steigerte sich, als er mit Mathilde den Zug verlassen hatte und auf den großen Bahnhofsplatz hinaustrat, wo die Trambahnen vorbeifuhren, die Automobile ratterten, tausende von Stiefelabsätzen über die Steinplatten des Trottoirs und das harte Asphalt klapperten, und sich alles mit dem Summen der Stimmen und den Rufen der Kutscher zu dem gewaltigen, majestätischen Getöse verband, das die Luft der Großstadt wie mit singendem Stahle erfüllt.

Betäubt blieb Phosphor stehen, alles ließ er auf sich einströmen, und endlich rang es sich aus seinem Innersten los: „Diese grandiose Häßlichkeit ist schön."

Seine Begleiterin schrak zusammen. Dieser Ausruf war einer der unerwarteten Vorfälle, die sie seit den beiden letzten Tagen bei diesem Manne so erschreckten. Scheu blickte sie den Doktor

von der Seite an, ob er das wirklich geredet hätte. Sie war nicht sehr entfernt davon zu glauben, daß er besessen sei, daß irgendein anderes aus ihm spräche.

Kraft der Sensibilität, die in Phosphor wach geworden, spürte er diese Regungen, die in Mathilde vorgingen. Wie auf eine Frage antwortete er der Erstaunenden: „Die Welt erscheint mir so neu! Mir ist zumute, als wäre ich aus einem langen Schlafe aufgewacht, und lebte erst jetzt wirklich! All das Neue, was ich sehe und erlebe, ist mir fremd, und doch weiß ich, daß ich es schon gesehen habe! Ein jedes Ding scheint mehr Glanz auszustrahlen! Schöner scheint alles zu sein und geheimnisvoller! Ach Mathilde, Freude ist in mir, und trotzdem bin ich wehmütig! Ich könnte weinen und lachen in einem, ist das nicht närrisch?"

Mathilde Vollhaas waren solche Empfindungen und Gedanken nicht unbekannt. Ein Mensch, der durchs Leben umgetrieben wird, erhält den freien Blick, der alles verjüngt zu sehen vermag, während der Seßhafte, der nur auf die Gewohnheit baut, nur Gewohnheit erlebt.

Nachdenklich schritt sie neben Phosphor her. Der Zwiespalt seines Wesens begann sich ihr zu offenbaren. Da wurde sie wieder ins tägliche Leben zurückgerissen, denn der gute Phosphor wäre um ein Haar unter die Räder eines Fiakers gekommen, dieweil er traumumsponnen dem Regenbogen nachsah, der die Springwasserfäden eines langsam dahinfahrenden Sprengwagens mit magischem Netze umgab. Mit kräftiger Hand zog sie Phosphor auf das Trottoir. „Wir müssen uns jetzt entschließen, Doktor," sagte sie, „was wir tun wollen, sonst zerrinnt uns der Tag wie heißer Sand zwischen den Fingern."

„Richtig!“ sagte Phosphor. „Fahren wir erst ins Atelier. Dann gehen wir mit Ihrem Freunde zu Ihrem Sohne. Dann essen wir zusammen. Dann suche ich Ihnen einen Gesanglehrer. — Nun und dann — weiter wollen wir noch kein Programm machen“.

Ein Auto prustete vorbei. Phosphor winkte energisch. Schnurrend hielt der dienstbereite große Panzerkäfer vor ihnen an. Sie stiegen in den Bauch des Ungetüms, und fort ging es durch die Straßen hinaus an die Peripherie der Stadt, allwo die nicht begüterten Künstler ihre Werkstätten aufgeschlagen haben.

Dreizehntes Kapitel

Der Tor, der lahmt auf einem Bein,
Das ist gar nicht zu leiden,
Schlagt ihm das andre Bein entzwei,
So hinkt er doch auf beiden!

Eichendorff, Zeitlieder.

Der Zugang zum Atelier. Der Hüter des Tores will den Doktor Phosphor in einen Farbenhändler umwandeln, aber dieser wird durch ein Gelächter Mathildens befreit. Was sich zwischen Tür und Angel zutrug. Ein Gespenst aus des Doktors jüngster Vergangenheit taucht auf. Was das für Folgen hat! Das Gespenst entpuppt sich als der Prophet Hesekiel, und der Leser sieht, daß dieses Gespenst Macht über den Doktor und Mathilde, sowie Franz Rahn besitzt.

Schwer schnaufend vom Aufstieg stand Doktor Phosphor auf dem engen obersten Treppenabsatz eines Fünfetagenhauses, allwo wegen der hohen Lage über dem letzten Flurfenster ewiges, geheimnisvolles Halbdunkel herrschte. Drei eiserne Türen mündeten auf den Absatz, zwei von ihnen führten zu Bodenspeichern, die dritte und mittelste zu dem Atelier des Malers Franz Rahn. Dieser Name stand mit Kohle kühn auf dem weißen Kalke der Hauswand geschrieben. Neben ihm prangte eine Palette mit durchgesteckten Pinseln. Allmählich erst wurden diese Zeichen dem aufatmenden Besucher im Dämmer sichtbar.

Vor dieser eisernen Pforte stand Phosphor mit der Erwartung eines Kindes, das an der Tür des Zimmers horcht, in dem der Weihnachtsmann waltet. Dieser schwere metallene Torflügel schied ihn von dem Reiche der Kunst. Hier sollte er das Außergewöhnliche erleben, nach dem sich seine frei gewordene Seele sehnte. Hier, so dachte er, würde ihn keine Verständnislosigkeit, keine eherne Last der Konvention bedrücken.

Mathilde, die hinter ihm stand, steckte ihre Hand zwischen seinem Rock und seinem Arm hindurch und pochte an die schicksalsschwere Pforte.

Innen ertönten gedämpfte Stimmen, es wurde gerückt, eine Tür schlug und endlich wich der eiserne Torflügel langsam vor dem Doktor zurück. Auf der Schwelle erschien ein nachlässig gekleideter junger Mann mit roten, unrasierten Backen, und Haupthaaren, die einem schwarzen Schrubber zur Zierde gereicht hätten. Seine verschwiemelten grauen Augen starrten verschlafen hinter einem Klemmer hervor. Der große Mund, der von dicken, blaßroten, spöttischen Lippen gebildet wurde, öffnete sich zu einem breiten Lachen und zeigte kräftige, durch Tabakrauchen gelb ge-

wordene Zähne. Da er Mathilde, die hinter Phosphor stand, nicht erblicken konnte, wandte er sich an Phosphor:

„Guten Tag, Herr Straßmayer. Wenn Sie meinen, daß Franz Rahn noch immer hier lebt, so irren Sie sich! Franz Rahn hat einen Auftrag bei einem Milliardär in Süd-Karolina, der in einem braunen Kakianzug, zwischen lauter braunen Kaffeesäcken sitzend, abgemalt sein will, in einer von der Sonne gebräunten Landschaft. Also eine veritable Symphonie in Braun, Herr Straßmayer. Ihre Terra di Siena Herr Straßmayer, wird dadurch zu hohen Ehren gelangen. Sie haben durch unseren gemeinsamen Freund eine gewaltige Reklame! Aber ungefähr acht Monate müssen Sie sich schon gedulden, bis er wiederkommt; so lange habe ich ihm dies Atelier, in dem er den ersten Aufstieg auf dem Dornenpfad des Ruhmes vollbrachte, abgemietet. Also Gott befohlen, Herr Straßmayer, mein Modell wartet!"

Phosphor ward durch den Redestrom, der sich sicher, prompt und gleichmütig mit Kühle und Selbstverständlichkeit über sein armes Haupt entlud, fast die Stiege hinabgeschwemmt! War er etwa ein anderer geworden, fragte er sich. Denn eine Verwechselung mit einem andern flößt einem jeden sensiblen Menschen, der an seelischer Wandlungsfähigkeit leidet, fürchterlichstes Entsetzen ein!

Hinter Phosphors Rücken lachte Mathilde laut und herzhaft auf. Bei dem Gelächter Mathildens wurde der Blick des jungen Mannes lebhafter:

„Haraluridax!" schrie er, seinen Kopf vorstreckend. „Du bist es, Tilla! Na dann, Kinnings, ist's was anderes! Kommt nur herein!" Gutmütig schlug er Phosphor auf die Schulter und fragte: „Wie benamsen Sie sich, alter Freund? Auf daß ich Sie richtig

anzureden vermag! In mir wenigstens erblicken Sie Maximilian Jordis, Kandidaten der zünftigen und unzünftigen Philosophie, kurz auch Mare genannt!"

„Es ist mein Herr, der Doktor Edgar Phosphor," nahm nun Mathilde das Wort, „und ich bitte dich, Mare, verulke ihn nicht zu sehr, er ist so etwas nicht gewöhnt!" Damit löste sie sich von den beiden, schritt durch die Eisenpforte über einen schmalen Flur zu einer zweiten Tür ins Atelier hinein, wo ein erstaunter Ausruf sie begrüßte.

Maximilian Jordis aber streckte mit dem gemessenen Pathos, das dieser junge Mann überhaupt gerne zur Schau trug, wenn ein erhebender Moment seines Lebens nahte, seine weitläufige Rechte dem allein dastehenden Doktor Phosphor breit entgegen und sagte in würdevollem Tone: „Ich freue mich, in Ihnen den akademischen Rang begrüßen zu können, nach dem ich lange vergeblich strebe und den das Schicksal mir wohl ewig versagen wird! Gewiß, Sie sind gekommen, angelockt von dem beginnenden Ruhme unseres jungen Freundes Franz Rahn! Treten Sie ein und kümmern Sie sich nicht um mich und die mich selbst beängstigende Geläufigkeit meiner Zunge! Es sind dies traurige Folgen des Alkohols, den ich getreu den letzten Methoden experimenteller Psychologie am eignen Leibe zu erproben suche, um zu empfinden, wo Hemmungen und wo Beschleunigungen in einem seelischen Mechanismus durch dieses Gift erreicht werden."

Diese ein wenig reiche und mit Gedanken überladene Sprechweise des jungen Mannes vermochte der Doktor nicht recht zu verarbeiten. Er hatte zunächst nur einen Gedanken mit Deutlichkeit erfaßt, und dieser drohte ihm unter den vielen Worten wieder zu zerrinnen. Darum fragte er rasch und beinahe ängstlich:

„Also Herr Rahn ist doch zu Hause? Warum, wenn ich fragen darf, sagten Sie vorher — —"

Der Kandidat der Philosophie setzte sich mit gekreuzten Armen auf die Türschwelle nieder und begann zu lachen.

„Verzeihen Sie," sagte er, „mein Freund Rahn besitzt zwei Leiber, der eine Leib bin ich und der andere ist er! Er kann sie wechseln wie Arbeitsrock und Ausgehrock, wenn's darauf an- und ein Gläubiger kommt, zumal ein Farbenhändler! Es ist das ein ganz leichtes Kunststück, das ich Sie, wenn Sie in ähnliche Verlegenheit kommen werden, gerne lehren will!"

Erschüttert und wirr im Schädel durch diese ihm neue Art der Suada wankte der Doktor über den Flur in das Atelier um etwas zu sehen, was ihm die Kraft der Glieder gänzlich lähmte: Mathilde lehnte an der Brust eines jungen Mannes, der einen langen, gelblichweißen Kittel trug.

Wenn sich der gute Phosphor auch mit dem Gedanken abgefunden hatte, daß seine Mathilde einen anderen liebte, so wühlte dieser Anblick doch mit Macht alle schon überstandenen Schmerzen in ihm auf. Die natürliche latente Eifersucht, mit der die Natur den Mann nun einmal für solche Fälle ausgestattet hat, wurde in ihm wach. Zu seiner Verwirrung trug noch der Umstand bei, daß er sich zum ersten Male in seinem Leben in einem Raume mit reinem Oberlichte befand. Dieser ruhige Raum mit den leeren, grauen Wänden, den spärlichen Möbeln, der durch eine riesige Leinwand auf einer Staffelei in zwei Hälften getrennt zu sein schien, umfing ihn wie mit riesigen unsichtbaren Armen, hob ihn hoch und verlieh ihm ein Gefühl des Schwebens, wie es sonst nur ein Traum zu leihen vermag.

„Doktor Emanuel Phosphor, ein akademisch gebildeter Käufer,

den dir unsere anmutige Mathilde listig ins Garn gelockt hat," ertönte von rückwärts die Stimme des Philosophen, der von Phosphor redete, als wäre er mit ihm seit Jahren bekannt.

„Das ist doch der Herr, bei dem du im Dienst bist, Mathilde?" fragte der junge Mann im gelblichweißen Kittel erstaunt und überrascht.

„Ach, das muß ich dir ja erzählen," rief Mathilde lebhaft. Allein ein wilder Aufschrei Phosphors schnitt ihr jede weitere Erklärung ab. Mit gellender, heiserer Stimme und angstverdrehten Augen rief er: „Abscheuliches Phantom! Wie kommst du hierher? Fort sage ich dir, fort —"

Ratlos sahen sich der Philosoph, Mathilde und Rahn an. Endlich folgten sie den Blicken Phosphors, dessen Augendeckel sich ruckweise schlossen und öffneten, wie Kiemen eines Karpfens auf dem Küchentische.

Auf dem Podium stand als Modell der Leierkastenmann vom Montag. Er war gerade dabei, die eingetretene Pause zu benutzen und sein Äffchen zu füttern, als ihn der Aufschrei Phosphors aufschreckte. Er lächelte höhnisch, sobald er den Mann vom Balkon erkannte, wußte aber noch nicht, wie er die Situation anpacken sollte.

Daß dieser Mann den festen Willen hatte, ihm Übles zuzufügen, konnte Phosphor aus den sich verengenden Augen seines Widersachers ablesen. Die Beine versagten dem armen Doktor den Dienst. Er sank in einen Sessel und schrie keuchend: „Fort mit dir, du Phantom, fort sage ich, fort." Da legte Jordis ihm die Hand auf die Achsel und meinte: „Ich liebe Menschen, die auf so bestimmte Weise ihren Antipathien Ausdruck zu verleihen wissen."

Wie er sah, daß Phosphor noch immer auf den Leierkastenmann starrte, trat er vor ihn und fuhr mit erhöhter Stimme

fort: „Menschen wie Sie tun unserer Zeit not! Sie sind imstande, der fortschreitenden gesellschaftlichen Verlogenheit aller Stände Einhalt zu gebieten! Ich bin soeben im Begriffe, einen Klub der unbedingten Wahrheitsfreunde zu gründen! Wenn es Sie interessiert, werde ich Ihnen die Statuten eines solchen Klubs ausarbeiten! Vielleicht reizt es Ihren Ehrgeiz, das Präsidium zu übernehmen! Ich selbst beabsichtige natürlich nicht, in diesen Klub einzutreten, denn es gehört selbstverständlich eine große Verlogenheit dazu, einen solchen Klub zu gründen, wie ja überhaupt alle Gründungen auf Verlogenheit fundiert sind! Zweitens aber widerstreitet es meinen Prinzipien, einem Verein anzugehören, auch wenn der Verein dem edelsten Zwecke der Menschheit dienen sollte!"

Während dieser Rede, die dem armen Phosphor das Gehirn wie zu Rührei zerrieb, hatte Mathilde schnell ihrem Freunde mitgeteilt, was sich zwischen dem Leiermann und Phosphor zugetragen hatte. Sie schloß mit der Bitte, Rahn möge doch den „Menschen" wegschicken.

Der Maler war noch immer über die Tatsache verdutzt, daß seine Mathilde ihn mit ihrem Herrn im Atelier besuchte, darum fragte er schnell: „Weiß er, was zwischen dir und mir besteht?"

„Er weiß alles," erwiderte Mathilde, „er will das Kind zu sich nehmen, mich will er zur Sängerin ausbilden lassen, und für dich wird er auch schon etwas tun! Aber wie das gekommen ist, muß ich dir später erzählen! Jetzt schicke den Menschen da fort."

Franz Rahn vermochte sich nicht so rasch aufzuraffen. Die Begebenheiten überstürzten sich, er kam noch immer nicht mit, obwohl seine Gedanken um die Wette liefen.

Fällt ein Meteor vom Himmel und schlägt gerade keinen

Menschen tot, so geht der Mann, der das erlebt, hin und sagt: „Ein schöner Anblick, solch ein Meteor. Er fiel vom Himmel, sehr interessant!“ Der Astronom schreibt nachher in der Zeitung, daß der Meteor das Stück einer aufgelösten Welt sei, ähnlich wie unsere Erde. Ein anderer Astronom aber führt Fehde mit seinem Kollegen und erklärt, daß der Meteor aus einem Kometen stamme oder aus einer Welt, die sich bilden wolle, je nachdem wie er das Phänomen betrachtet und auslegt; denn immer kommt es auf die Auslegung an. Das liebe Publikum liest dann die Zeitung und sagt: „Schön, es gibt also noch andere Welten! Wie wunderbar ist doch das Weltall eingerichtet!“ Aber im Innersten, — was ist dem Publikum im Innersten der fallende Meteor und seine Herkunft? Ein Faktum, das man wissen muß, um nicht ungebildet zu erscheinen. Und damit Holla.

Aber wenn der Stammtischfreund statt um neun Uhr um zehn Uhr kommt und von einer Verkehrsstockung berichtet, oder wenn Herr Krause, der Nachbar, einem Schlagfluß erliegt, oder wenn ein Rowdy einem selbst die Faust zwischen die falschen Rippen pflanzt, dann sind das merkwürdige und wunderbare Erlebnisse.

So war das Wunderbarste, was der gute Franz Rahn erleben konnte, die Tatsache, daß seine Braut mit ihrem Brotgeber am Vormittage zu ihm auf das Atelier kam, und daß dieser Brotgeber von seinem Verhältnisse zu Mathilden, der Haushälterin des besagten Brotgebers, unterrichtet war, und nichts dabei fand!

Was ihm Mathilde in fliegender Eile erzählte, daß sie ihr Kind zu Phosphor nehmen sollte, und daß sie selbst durch Phosphors Fürsorge Gesangsunterricht erhielte, das waren Dinge, die das Blut Rahns zum Kochen brachten. „Warum nahm dieser Doktor solches Interesse an dem Mädchen? Aus gutem Willen?“ Das

glaubte er einfach nicht. Mißtrauisch glitt sein Blick von Mathilde zu Phosphor, der mit erschlafften Gesichtszügen vor dem noch immer gestikulierenden Jordis saß. Der Blick des Doktors war erloschen. Er sah nicht gerade vorteilhaft oder bestechend für weibliche Augen aus, das konnte sich der Maler am ersten sagen, allein er suchte den Verdacht!

In der Zeit, da Mathilde von ihm getrennt lebte, hatte Rahn sich den Reizen einer kleinen, temperamentvollen Malerin, die mit ihm in dem gleichen Saale arbeitete, nicht entziehen können. Krampfhaft suchte er zwar noch sein Verhältnis zu Mathilde aufrechtzuerhalten, obwohl es von seiner Seite längst schon überlebt war. Allein das hätte er sich nie eingestanden! Jedoch heimlich dürstete ihn schon lange danach, etwas gegen Mathilde zu finden. So fiel denn der Argwohn in seine Seele wie ein Mittsommerregen auf verdorrende Acker. Und ohne es zu wissen oder auch nur bewußt zu wollen, sog er sich mit Mißtrauen voll. Denn also ist der Mensch geartet: Fühlt er sich gegen einen anderen schuldig, und wäre es der beste Freund oder auch eine geliebte Frau, so ist er froh, wenn er auch den anderen herabziehen kann. Unerträglich ist es, Ehrfurcht vor einem Menschen zu haben, in dessen Schuld man steht.

„So schicke doch den Menschen fort, du arbeitest ja heute doch nichts mehr, denn Phosphor will uns alle zum Essen einladen," drängte Mathilde den vor sich Hinstarrenden aufs neue.

Der Maler raffte sich auf: „Hesekiel, gehen Sie, die Sitzung hat für heute ein Ende! Morgen um acht erwarte ich Sie."

Der mit seinem Atelierspitznamen angeredete Leiermann hatte während der letzten Minute alles beobachtet und so ziemlich alles erraten. Das Verhältnis des Fräuleins zu Phosphor kannte er. Das Verhältnis des Fräuleins zu Rahn konnte er sich denken.

Hier war die Gelegenheit, sich für das entgangene Trinkgeld zu rächen! Wenn er auch heute hinausgeworfen wurde, der Maler mußte ja sein Bild vollenden und dabei wollte er ihm schon die Hölle heiß machen. Und wenn das Bild auch nicht vollendet wurde, so fand er bei anderen immer einen Modellposten und konnte über Phosphor, Rahn und das Fräulein genug kolportieren. Mit sicherem Instinkte begriff er dies. Er reckte seinen Zeigefinger empor und sprach wie ein Prophet:

„Nehmen Sie sich vor dem da in acht, Herr Rahn, und auch vor dem Fräulein! Denn die steckt mit ihm unter einer Decke! Er ist einer von denen, die mit den Menschen Schabernack treiben und Schindluder spielen! Auch das Fräulein sollte sich vor ihm in acht nehmen."

„Hesekiel, prophezeien Sie nichts!" unterbrach ihn Jordis. „Sie haben nur für gute Farbenflecke an sich zu sorgen!"

„Ich weiß, was ich weiß," beharrte der Leiermann in seiner Rede. „Mir kommt das Fräulein vor, als wäre sie sein Verhältnis, das wollte ich nur dem Herrn Rahn gesagt haben, weil er immer nett zu mir ist. Aber vielleicht ist's ihm gleich! Mein Gott, viele Tiere gewöhnen sich daran, aus einem Troge zu fressen, und finden kein Haar darin!"

Rahn wollte aufbegehren, aber ihm fehlte der Elan dazu, seine Wut klang sehr erheuchelt, als er schrie: „Mensch, machen Sie, daß Sie hinauskommen!"

Phosphor erhob sich und fragte mit hohler Stimme: „Sage Phantom, was begehrst du von mir, daß du mich so quälst!"

„Hätten Sie mir ein Trinkgeld gegeben, so hätten Sie sich diese Unannehmlichkeiten nicht zuzuziehen brauchen, Herr Doktor Tilittiti," gab der Leiermann, auf der Schwelle der Ateliertür stehend, zur

Antwort. „Auch Ihre Geheimnisse und die des Fräuleins hätte ich nicht ausgeplaudert!“ Dann wandte er sich ruhig an den Maler: „Also um acht Uhr morgen, Herr Rahn! Auf Wiedersehen und allerseits gutes Amüsement!“ Damit drehte er sich um, schnitt noch eine Grimasse zu Phosphor und schlug die Tür hinter sich zu.

Vierzehntes Kapitel

Ich soll erkennen, dass mich Niemand hasst.
Dass Niemand mich verfolgt, dass alle List
Und alles heimliche Gewebe sich
Allein in meinem Kopfe spinnt und webt!

Goethe, Tasso. Akt IV. Dritter Auftritt.

Das Phantom hat das Atelier verlaſſen, aber der Affe beherrſcht den Raum. Des Malers Zorn. — Phosphor bleibt mit Jordis eine Weile allein und wird in ein neues Geiſtesreich eingeführt! Was Pantagrueliſten ſind! Der Maler kommt mit Mathilde wieder und findet Worte, die den Phosphor zerſchmettern. Mathildes Zorn. Phosphor folgt Mathilden, Jordis ſchließt ſich ihnen an. Eine Viſion in der Türſpalte.

Abſtieg.

Phosphor sausten die Ohren und brannten die Schläfen, als das Phantom entwichen war. Das Glasfenster an der Decke des Ateliers schien sich von oben auf ihn niederzusenken, die Scheiben leuchteten blutrot und ihr Schein beherrschte den Raum. Angstvoll starrte er zu ihnen hinauf und sah, daß auf ihnen ein gigantischer roter Affe in rotem, fliegendem Mantel mit ausgestreckten Armen und Beinen lag, der ins Atelier hereingrinste.

Der ganze Raum verfloß in purpurner Finsternis, der Affe hatte über alles seinen Mantel gebreitet.

Klar und hell erscholl die Stimme von Jordis: „Das war ein Abgang, um den jeder Chargenspieler auf dem Theater den Wackeren hätte beneiden können!"

Lichter wurde es Phosphor. Er erkannte den Atelierraum wieder, doch waren alle Gegenstände und alle Gesichter mit seltsamen, grünlichen Konturen umrahmt. Ein grünlicher Schimmer flimmerte überall, wo das Licht nicht klar auffiel.

Er sah, wie Rahn seine Stirne runzelte, und hörte, wie er verweisend zu Jordis sprach: „Laß mich jetzt mit deinen Dummheiten zufrieden, ich habe andere Gedanken im Kopfe."

„Gedanken," replizirte Jordis, „Gedanken! Da muß ich dich aber bitten, du als Maler hast keine Gedanken zu haben. Nur Linien, Farben und Technik sind dir gestattet! Wenn du Gedanken hat, bist du von vornherein ein Kitscher!"

„Mar, ich verbitte mir die Anödereien," fuhr Rahn scharf auf. Dabei überkam ihn jedoch eine innerliche Erleichterung, da er seine Verworrenheit und Verwirrung mit einem Zornausbruche bemänteln konnte.

Allein der Philosoph verstand sich auf seinen Freund. Er lächelte

liebenswürdig, deutete mit der Hand auf die Tür, die in ein kleines Seitenzimmer führte, und sagte:

„Lieber Rahn, du hast gewiß mit Mathilde allerlei zu besprechen! Tu dir keinen Zwang an! Sprich mit ihr, dann wird sich auch deine schlechte Laune heben! Im übrigen wirst du doch den alten boshaften Hesekiel nicht ernst nehmen! Oder willst du wirklich aus seinen Worten eine Affäre machen?"

„Rede keine Dummheiten," knurrte der Maler, der sich auf seinem Gedankengange ertappt sah, und hin und her tastete, ab und an auf den erschöpft und apathisch dasitzenden Phosphor Blicke warf, und gar nicht aus und ein wußte. Am liebsten hätte er diesen Jordis verprügelt. Doch diesem Menschen mit seiner unendlichen Wurschtigkeit war durchaus nichts anzuhaben. So saß denn seine Seele unter seiner eigenen Hirnschale gefangen, wie eine Fliege unter der Glasglocke und burrte bald hier und bald da gegen die harten Wände.

Mathilde spürte, was in Rahn vorging. Sie sagte darum: „Ich glaube, es wird für den Doktor Phosphor am besten sein, wir lassen ihn sich ein wenig erholen. Derweilen kann ich dir alles erzählen!"

Brummig ging der Maler mit Mathilden hinaus, und Phosphor blieb mit dem Philosophen allein.

Phosphorn erschien das Zimmer lichter. Er atmete auf und wandte sich an Jordis, der ihn still betrachtete: „Wie kam das Phantom hierher! Wie konnte er wissen, daß ich hier sein würde?"

Jordis blieb bei diesen sonderbaren Fragen ernsthaft. Er ging auf den Ton Phosphors ein und antwortete: „Lieber Herr Doktor! Ich habe bisher noch nicht die phantomösen Eigenschaften dieses Mannes beobachtet, den ich sehr genau kenne! Wenn Sie

mir mitteilen wollen, warum und weshalb er Ihnen das Leben vergällt, kann ich Ihnen vielleicht zur Aufhellung einiges über ihn erzählen."

Phosphor berichtete, wie der Leiermann unter dem Balkon gespielt hätte, wie er gerührt durch seinen Blick ihn gerufen. Schilderte die Szene am Maibowlentisch, die Beschuldigungen, die der Vagabund ausgestoßen hätte, und ließ die Bilder seines Traumes vor Jordis erstehen. Er schloß mit der Frage, ob er nicht ein Recht hätte, ein Phantom in diesem unheilvollen Menschen zu erblicken?

Jordis nickte ernsthaft: „Ohne Zweifel haben Sie dazu ein Recht! Ich für meinen Teil würde Ihnen das nie bestreiten. Die Wunder werden in unserer entgötterten Zeit geleugnet. Und dennoch kann Wunder auch in unserer Zeit erleben, wer es mag! Des Menschen Seele muß fähig sein, sich Wunder zu bilden. Ein wenig Freiheit muß in des Menschen Seele sein, damit er in der maschinellen Zeit nicht selbst zum mechanischen Kunstwerke wird! Selig, wem ein guter Gott die Gabe erhalten hat, die den Kindern an jedem Tage Beglückung schafft, die Gabe des panischen Staunens! Fürwahr, trefflicher Doktor, Sie scheinen mir mit dieser Gabe ausgerüstet! Aber ich sage Ihnen, es ist eine Gabe, die wir vor den Menschen verborgen halten müssen, diese Gabe ist das Talent, das auf Erden am meisten verachtet wird. Und darum will ich Ihnen schildern, wie das Phantom unter den Menschen umgeht, was es für eine listige Verwandlung gewählt hat! Erst dann werden Sie imstande sein, den Kampf mit ihm siegreich aufzunehmen."

„Was Sie mir sagen, erscheint mir so merkwürdig, daß ich es fürs erste noch nicht ganz zu fassen vermag," gestand der Doktor mit der größten Ehrlichkeit.

„Das glaube ich," erwiderte Jordis würdevoll und ernsthaft. „Die Rätsel der eigenen Natur sind nie zu erfassen oder zu begreifen, selbst wenn ein anderer sie uns im Zauberspiegel des Merlin zeigte! Aber versuchen wir beide diesem Probleme nachzugehen. Bedenken Sie: Dieser Leiermann, der durch einen Wanderschein das Recht hat, sich durch Musik und Affentanz seinen Lebensunterhalt zu erwerben, ist im Nebenberufe Modell für Maler und erhält für die Stunde 50 Pfennig! Auf diese Weise ist er zu Rahn gelangt!"

„Das erscheint mir begreiflich bis auf einen Punkt," sagte nunmehr Phosphor nach einigem Nachsinnen, „bis auf einen Punkt."

„Und dieser Punkt ist?"

„Wie kam es, daß er gerade hier nach dem für mich so ereignisreichen Montag einen Modellposten angenommen hatte, kurz wie kam es, daß ich gerade hier in diesem Atelier, wo es doch Hunderte von Ateliers gibt, auf ihn stoßen mußte! Können Sie mir das sagen? Nicht ein Jota, so dünkt es mich, wird die wunderbare Verknüpfung dadurch für mich erklärt!"

„Sie irren," verteidigte sich Jordis mit Ernst und Nachdruck, „Sie irren, ich wollte das Wunder dieser Verknüpfung nicht erklären. Wer wird die Torheit unserer meisten Mitmenschen teilen wollen, solche Wunder des Alltages zu erklären! Für Ihr Leben hat diese Figur die Gestalt eines Wesens angenommen, das sich verwirrend und störend überall eindrängt! Das habe ich selbst miterlebt. Also müssen Sie diesen Menschen auch künftig demgemäß behandeln!"

Phosphor faßte nach diesen Worten Zutrauen zu Jordis. Ausgesprochen war worden, was er selbst dunkel fühlte. Er reichte dem Philosophen die Hand: „Ich danke Ihnen und bitte Sie,

stehen Sie mir in meinen Kämpfen, die ich jetzt durchzufechten habe, bei. Helfen Sie mir, die Herrschaft des braunen Leiermannes über mein Leben zu brechen!"

Jordis schlug in die dargebotene Hand ein!

Im Nebenzimmer wurden die Stimmen lebhafter. Jordis horchte auf.

„Rahn und Mathilde passen nicht zusammen," sagte er und deutete feierlich auf die Nebentüre.

„Sie passen nicht zusammen? Aber sie wollen doch heiraten?" stammelte Phosphor entgeistert.

Jordis lächelte wie ein Augur. „Ich kenne unseren Freund Rahn, und ich kenne Mathilden lange Zeit! Sie passen nicht zusammen. Aber gerade deshalb versuchen sie immer wieder sich von neuem zu verbinden!"

„Ja, dann müßte man doch eingreifen," rief Phosphor aus, in dem eine Liebeshoffnung aufleuchtete, „warum sollen die beiden Menschen durch eine Illusion unglücklich werden!"

„Wenn Sie sie auseinanderbringen wollen, werden sie sich immer fester aneinanderschließen und auf ihrer Illusion verharren! Die Menschen wollen die Welt so sehen, wie sie es mögen, das ist ein altes, ehernes Gesetz! Die Konvention freilich hat viel gegen dieses Gesetz gefrevelt und die Menschen erzogen, sich einander dieses Recht, das Leben zu träumen, wie ein jeder es mag, zu wehren! Aber in der Liebe und in der Sehnsucht offenbart sich das uralte Gesetz aufs neue. Sehen Sie, Doktor, ich wehre Ihnen ja auch nicht, den Leiermann für das störende Prinzip Ihres Lebens zu halten! Ebensowenig dürfen Sie den beiden wehren, sich ineinander zu täuschen! Wer außerhalb der Erde auf einem festen Punkte steht, kann sie aus den Angeln heben, meinte der alte

Archimedes, und wer außerhalb der Menschen steht, kann ihre Irrtümer übersehen! Doktor, sowie Sie in diesen magischen Kreis der Menschenschicksale wirkend eintreten, sind Sie und bleiben Sie mit ihnen magisch verknüpft! Was entstand nicht schon für Sie daraus, daß Sie den Leiermann zu sich auf den Balkon holten!"

„Wie sind Sie zu dieser tiefen Erkenntnis gelangt?" fragte Phosphor, der über Jordis und seine Art zu reden mehr und mehr in Erstaunen geriet.

„Ich habe drei Reiche durchwandert! Durch Geburt gelangte ich in die Bürgerlichkeit und entwand mich dieser und ihren Gesetzen, da ich Musiker wurde. So geriet ich in die Künstlerwelt! Ein unvernünftiger, aber wie ich es jetzt einsehe, ein höchst vernünftiger Lebenswandel brachte mich auch über die Kunst hinweg, über die Kunst mit ihrer Selbstherrlichkeit, Überhebung und Konvention! Alsdann studierte ich Psychologie. Auch aus dem Schmelztiegel der Wissenschaft stieg ich geläutert empor, denn die Wissenschaft vermochte mich nur eines zu lehren, daß der Mensch mit selbsterfundenen Werten, denen er eine ewige Bedeutung beimißt, jongliert! So wurde ich, was ich war, ein verkommener Mensch, wie meine Familie es heißt, einer, der seine reiche Begabung, seine Talente sträflich verschwendet hat. Allein ich glaube, ich bin frei geworden von allerlei totem Aberglauben! Doch will ich dies nicht so zuversichtlich behaupten, vielleicht wandle ich meinen geistigen Aggregatzustand noch einmal, jedenfalls verspreche ich mir vom Tode noch irgendeine Überraschung! — Das alles sind Dinge, über die ich nur gern beim Burgunder rede, wenn mir ein guter Pantagruelist zuhört!"

„Ein Pantagruelist?" fragte Phosphor, dem jeder neue Ausspruch des Jordis nur um so geheimnisvoller erschien.

„Die Pantagrueliſten ſind ein großer Orden, der über die ganze weite Erde verbreitet iſt," erklärte Jordis gewichtig. „Zum Pantagrueliſten wird niemand erwählt oder gemacht! Pantagrueliſt iſt man kraft ſeiner Geburt und ſeines Blutes, oder iſt es nicht! Entdeckt wurde dieſer Orden guter Menſchen zuerſt vom großen Meiſter Franz Rabelais. Wir Pantagrueliſten ſehen die ganze Welt mit leiblichen und geiſtigen Gütern als eine Tafel an, die für uns gedeckt iſt. Ungebrochen und unverwüſtlich bleiben wir ſtets, denn wir haben die Fähigkeit, alles zu verdauen und darum alles zu verſtehen. Nur was ſich der Menſch einverleiben kann, verſteht er wirklich! Ein Pantagrueliſt glaubt niemals einem Dogma und belacht die Konvention. Er nennt die Dinge beim Namen, und verachtet die Begriffsragouts der großen Sudelköche! Auch Sie, Doktor Phosphor, erſcheinen mir als Pantagrueliſt. Doch muß ich Sie erſt beim Meſſewein des Ordens, beim roten Burgunder, geſehen haben, erſt dann kann ich Ihnen ſagen, ob Sie es wirklich ſind!"

In dieſem Augenblicke, da Phosphor auf das Höchſte geſpannt war und hoffte, ein Lebensmyſterium würde ſich ihm entſchleiern, ward die Tür geöffnet und der Maler trat heraus mit finſterem Blicke und geballter Fauſt. Ihm nach folgte Mathilde mit geröteten Augen.

Phosphor ſah das Paar erſtaunt an und merkte wohl, daß ſich Mathilde über das Geſicht ſtrich, wie um die Züge auszuglätten, und verſuchte, ein mutiges Geſicht zu machen.

Jordis ging auf das Mädchen zu: „Unſer Freund Rahn," ſagte er, „iſt in der letzten Zeit außerordentlich nervös! Er hat in letzter Zeit alle ſeine Freunde gequält, und die beſten am meiſten. Doch ſolche Zuſtände gehen vorüber."

„Max, hör auf!“ unterbrach Rahn hier den Philosophen. „Es handelt sich um keinen Pappenstiel. Ich nehme keinen Anstand in deiner Gegenwart die Frage zu erledigen, da du der erste warst, der sich meiner und Mathildens angenommen hat. Die Ursache unseres Streites ist dieser Herr dort — —“

„Ich bin die Ursache?“ stotterte Phosphor in der höchsten Verwirrung.

„Ja, Sie sind die Ursache. Sie mit Ihren eigentümlichen Anerbieten, Mathilde als Sängerin ausbilden zu lassen, und das Kind zu sich zu nehmen! Bitte, erklären Sie mir, wie Sie dazu kommen.“

Phosphor wurde totenblaß. „Habe ich Sie verletzt? Bin ich die Ursache von Ihrem Streite? Ich vermag das nicht auszudenken. Mein Anerbieten kann Sie doch nicht beleidigt haben!“

„Solche Anerbieten werden überhaupt nicht gemacht!“ erklärte Rahn kategorisch. „Solche Anerbieten haben immer einen versteckten Grund! Soll ich etwa bei Ihnen an einen außergewöhnlichen, romanhaften Edelmut glauben? Sie sehen wirklich nicht aus, als ob Sie vor Großmut trieften! Ich will den Grund wissen, weshalb Sie das für Mathilde tun! Was erwarten Sie sich dafür als Gegenleistung?“

„Als Gegenleistung,“ stammelte Phosphor, dem alles immer dunkler und wüster vorkam. „Aber ich bitte Sie, hat Ihnen Mathilde nicht erzählt, daß ich Zuneigung, ja Liebe zu ihr gefaßt hatte. Da erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte, und ich sah ein, sie würde niemals mein werden. So faßte ich denn den Entschluß, ihr im Leben, soweit es in meinen Kräften stünde, weiterzuhelfen!“

Der Maler lachte heiser auf, daß es wie das Bellen eines Wolfes klang: „Da Sie auf dem direkten Wege nichts erreichen konn-

ten, versuchten Sie es auf dem indirekten! Sie scheinen mir ein wirklicher Schmutzian zu sein, Herr Doktor Phosphor."

Mathilde trat vor den erregten Menschen: „Ich bitte dich, beleidige ihn nicht! Ich habe dir gesagt, daß er auch nicht den leisesten Grund zu solchem Verdachte gegeben hat, und daß er sich wahrhaft anständig gegen mich in jeder Sekunde benahm!"

„Natürlich! Ihr Frauen fallt auf solche Phrasen herein," knurrte der Maler, „aber ich bin ein Mann, ich lasse mich durch solche Redensarten nicht dumm machen! Ich weiß, was der Brauch der Welt ist! Ich weiß, was dieser Mensch mit dir vorhat!"

Da schlug sich auch Jordis ins Mittel: „Lieber Freund," sagte er, „sei doch nicht so hitzig! Mathilde muß doch wahrhaftig besser wissen, wie der Charakter des Doktor Phosphor ist, als du! Sie ist doch bereits drei Jahre in seinen Diensten."

„Aber sie sagt doch selbst," schrie der Maler blau vor Wut, „daß sein Charakter sich gänzlich geändert hat in den letzten vier Tagen, das sagt sie doch selbst!"

Phosphor stand während dieses ganzen Auftrittes mit gerungenen Händen inmitten des Ateliers. Er war wie versteinert darüber, daß ihm unlautere Absichten unterschoben werden konnten. Endlich überkam es ihn wie eine Erleuchtung: das konnte nur die Wirkung des geheimnisvollen Leierkastenmannes sein. Darum trat er auf den erregten, jungen Mann zu und sagte: „Herr Rahn! Ich beschwöre Sie, glauben Sie nicht den Worten dieses Phantoms! Glauben Sie ihm nicht! Er will nur Unfrieden, Sorgen und Verzweiflung über mich bringen! Herr Jordis wird Ihnen das bestätigen."

Jetzt schaute Rahn seinerseits den Doktor verblüfft an. Er wußte nicht, was er meinte.

Mathilde drängte sich an ihn: „Da hörst du es. Er glaubt, daß du die Worte des Leiermannes für bare Münze nimmst!"

„Was dieser Kerl sagt, ist mir gleich," polterte der Maler, der jetzt begriff, „aber was du mir sagst, was dieser Mann selber gesteht, was ich zwischen seinen Worten heraushöre, das bringt mich in Harnisch. Nur ein Mensch hat für dich zu sorgen, Mathilde, das bin ich! Und sonst kein anderer!"

Jordis begann zu lächeln. „Du vergißt, daß bisher Mathilde mehr für dich gesorgt hat, als du für Mathilde! Ich würde dir raten, ruhig das Mädchen ihr Schicksal in ihre Hände nehmen zu lassen, dabei wirst auch du ganz gut fahren!"

Das traf den Maler empfindlich. Sinnlos vor Zorn schrie er: „Was kann ich dafür, daß meine Kunst mir bisher noch nichts von Belang eingetragen hat? Aber ich bin der Mann Mathildens und will über ihr Schicksal entscheiden, und sie hat mir zu folgen!"

Der Zorn begann Mathilden in die Backen zu steigen:

„So — das also ist deine Ansicht! Nun wird mir aber das Anerbieten gemacht, mich in einer Kunst, für die ich Begabung habe, auszubilden. Jordis hat es hundertmal gesagt, daß ich für Gesang das nötige Zeug habe! Und nun, wo mir die Gelegenheit geboten wird, willst du aus kleinlicher Eifersucht dich dazwischenstellen!"

„Sie wollen ihr Gesangunterricht geben lassen?" fragte Jordis, dessen Augen zu blitzen begannen, und der bei diesem Gedanken alles vergaß. „Hören Sie, Doktor, das ist eine der gescheitesten Ideen, die ich heute von Ihnen gehört habe! Da werden Sie direkt zu einem Wohltäter der Kunst! Einen Kontraalt hat das Mädchen, der nicht mit Gold zu bezahlen ist. Wir wollen nachher sofort zu Ysenberg, dem einzigen Gesanglehrer, der dafür in

Betracht kommt, gehen. Früher, als ich noch Geiger war, haben wir zusammen Konzerte gegeben. Er wird viel verlangen, besonders daß die Dame pekuniär sichergestellt ist. Denn ins Blaue hinein gibt der keine Stunden."

„Hör auf," schrie Rahn, „es ist alles vergebens! Ich dulde das nicht. Mathilde, du ziehst noch heute zu mir!"

Da entbrannte Mathilde in hellem Zorn. „Nein, mein Lieber, so haben wir nicht gewettet! Du denkst wohl, du kannst, weil du mich heiraten willst, mit mir machen, was dir beliebt? Kommen Sie, Herr Doktor. Dieser übergeschnappte junge Bursch muß wieder zur Vernunft kommen, ehe ich weiter mit ihm rede! Jordis, kommen Sie! Fürs erste will ich nichts mehr mit ihm zu schaffen haben!"

Damit ging Mathilde aus dem Zimmer. Phosphor taumelte ihr nach, irre an der Welt und an sich. Wie er sich noch einmal nach dem Orte, an dem er eine so große seelische Verwüstung erlebt hatte, umschaute, gewahrte er, wie Jordis seinen Kopf in die Tür steckte, und hörte ihn sagen: „Du bist ein dreidoppelter Schafskopf, Rahn. Dieser Mann würde, um dir seine ehrlichen Absichten zu beweisen, soviel Bilder abkaufen, als du wolltest!"

Als Jordis seinen Kopf zurückzog, tauchte in der Türspalte die Staffelei auf, an der der Maler dumpf brütend lehnte. Über ihm aber, von der Leinwand herab, grinste dem erschrockenen Phosphor der Leierkastenmann mit seinem Affen frech und triumphierend ins Gesicht!

Es schloß sich die eiserne Schicksalspforte hinter Phosphor, und am Arme des Weltüberwinders Jordis taumelte er, um viele Lebenseindrücke reicher, die fünf Etagen hinab.

Fünfzehntes Kapitel

Und dennoch glaub ich je länger je mehr,
Dass mir die Geister hier Esel bohren;
Dass aller dieser Schein nur trügt,
Und etwas unter der Decke liegt.

Wieland: Das Wintermärchen. Zweiter Teil.

Von den Kindern der Wirklichkeit und den Phantasten. — Gedanken des Philosophen Jordis. Wo sich die drei Abenteurer der letzten beiden Kapitel wiederfinden. — Wathilde eilt zu ihrem Kinde, und Phosphor wird von Jordis in ein altes Haus geführt, das voller Geheimnisse ist. — Beginn eines pantagrueliſchen Lebenslaufes. — Offenbarungen einer großen Kunst, die dem Doktor Phosphor durch Jordis zuteil werden.

Den Kindern der Wirklichkeit löst sich der Boden unter den Füßen auf, sobald ein Ereignis aus der phantastischen Zone über sie kommt. Da packt sie der Schwindel, und es wird ihnen sehr übel zu Mute, wie einigen norddeutschen Reisenden, die in Süditalien zu ihrem Ärger im Hotel vom Erdbeben überrascht wurden, obwohl dasselbe doch gar nicht in dem umfassenden Reiseplan der Firma Cook vorgemerkt war. Nur der Phantast, der des festen Glaubens ist, daß nicht nur die guten, sondern auch die üblen Ereignisse seines Lebens von seiner eigenen Phantasie erschaffen wurden, wird sich immer in alles mit Gleichmut, ja mit einer stillen, selbstherrlichen Schöpferfreude zu schicken wissen. Denn er ist ja nicht abhängig von äußeren Zufällen. Seiner eigenen Kombination ist stets auch die letzte Wendung der Dinge entsprungen.

Menschen und Welt aus dieser Perspektive mit Gelassenheit, Sicherheit, Heiterkeit und Tiefsinn zu betrachten, war der Vorzug des Philosophiebeflissenen Jordis. Ihm waren alle die letzten Ereignisse vorgekommen, als hätte er sie sich selbst auf einem selbstgezimmerten Marionettentheater vorgespielt, und von den Szenen, die er sich also selbst erfunden hatte, war er bis auf wenige Züge entzückt. Auf der Treppe sagte er zu Phosphor, gleichsam kritisch wie ein Direktor wohl zu einem Schauspieler sagt: „Das dumpfe Staunen, das über Ihnen lag, während der Vorgänge beim Auftauchen des Leiermannes, hätten Sie noch durch ein Vorstrecken des Kinnes etwas stärker zum Ausdruck bringen können. Sie, Mathilde, hätten zuletzt hellere, kältere Töne gebrauchen müssen. In Ihren tiefen Tönen wohnt zu viel dunkelblaue Güte!"

Daß die beiden anderen mit sich selbst beschäftigten Figuren keine Antwort auf diese immerhin nicht gewöhnlichen Worte ga-

ben, paßte dem Studioſen Jordis abſolut in ſeine Anſchauung. Was haben Marionetten, die ihr Direktor nach dem Spiele anzureden geruht, auch für ein Recht, Einwendungen zu machen, oder gar zu widerſtreiten.

So fanden ſich denn dieſe drei Menſchen geiſtig erſt an einer Straßenecke zuſammen, die ſchon fünfhundert Schritte von dem Hauſe des Malers entfernt war.

Die Schatten der Häuſer hörten hier auf. Die grelle Mittagsſonne ſtrahlte ihnen ins Geſicht, denn ſie befanden ſich an dem letzten Häuſerblocke der Großſtadt, der wie ein Fort in Kampfſtellung in das Land hineinragte. Schmutzige Kinderſcharen ſchrieen und ſpielten, halbwüchſige Mädchen, die ſich mit ein paar Bändern frech herausgeputzt hatten, ſtarrten gierigen Auges auf die beiden Männer. Breithüftige Frauen in dreckigen Schürzen ſtemmten die Hände in die Hüften und machten laut über Mathilde gemeine Bemerkungen. Das Feld hatte eine verſtaubte, ſieche Farbe, Unrat und Scherben lagen hier und da in großen Haufen und verbreiteten einen ſäuerlichen Geſtank. Ein angetrunkener Arbeiter kam von Knaben verhöhnt und verfolgt in einen Hof gewankt, in dem bunte Bettwäſche zum Trocknen hing. Er griff an die Leine, wickelte ſich in ein rotweißes Laken und fiel zum Gaudium der Jugend und zum Aerger einer Spezereihändlersfrau, der die Wäſche gehörte, mit dem Betttuche zu Boden, wo er alsbald ſchnarchend einſchlief.

Die weiße Sonne, die mittäglich über allem laſtete, vereinte dieſe unendlich vielen durcheinanderquirlenden Lumpengeſtalten zu einer Reihe von ſpukhaften, unwirklichen Bildern, die ſich wie grelle Traumfratzen auf die drei Menſchen aus einer anderen Welt drängten.

Mathilde wurde durch einen kleinen rotznäsigen Bengel, der sich stolz mit den Händen in den Hosentaschen vor sie aufgepflanzt hatte und sie laut anlachte, aus ihrem schmerzhaften Brüten über Rahn geweckt. Sie schluckte, seufzte auf und sagte: „Vor allen Dingen muß ich zu meinem Kinde!"

Nun wachte auch Phosphor auf: „Darf ich Sie begleiten?" fragte er schüchtern.

„Nein, ich bitte Sie, lassen Sie mich eine Zeitlang allein," rief Mathilde, von einer plötzlichen Nervosität befallen, „ich muß mich erst sammeln! Es ist ja alles durch den heutigen Tag verkehrt worden!"

Da sie Phosphors betrübtes und betroffenes Gesicht wahrnahm, erfaßte sie schnell seine beiden Hände und fügte hinzu: „Nein, Sie haben mich nicht gekränkt! Sie haben mir die Gelegenheit gegeben, mich vor einem fürchterlichen Leben zu bewahren. Erst heute habe ich gesehen, wie wenig ich im Grunde zu diesem Manne passe, an den ich bisher mein Leben geknüpft habe. Und das danke ich Ihnen!"

Phosphor trieben diese angstvollen, sich überhastenden Worte, die die ganze innere Verzweiflung Mathildens verrieten, die Tränen in die Augen. „Sie sollen es gut haben, Mathilde," schwur er im überquellenden Gefühle, „Sie sollen entschädigt werden für all das Schlimme, das Sie um diesen Mann erlitten haben!" Und er beugte sich und küßte die Hand des Mädchens, ehe dieses es wehren konnte.

Da erhob sich rings ein Gelächter unter den Proletarierweibern, die aus allen Fenstern auf die Gruppe von drei unbekannten Menschen herabsahen. Die Knaben kreischten vor Vergnügen auf und schlugen Rad. Die schmutzigen, halbwüchsigen, bebänderten Mädchen aber rümpften ihre Nasen.

Jordis ward lustig! „Munter sind die Dämonen der Hölle," schrie er, „Haraduridax! Schaut diese Fratzen an! Doktor, Sie sind doch ein famoser Mann! Doch nun laßt uns Droschken suchen, denn hier sind wir am Ende der Welt!" Hastig zog er Phosphor und Mathilde die Straße hinab. Bis sie aber die Droschke für Mathilde fanden, folgte ihnen eine Rotte johlender Kinder.

„Wieviel Unrat muß sich doch in dem Gedankenleben eines Menschen befinden," bemerkte Jordis mit Hinweis auf diese staubigen Straßenkinder, als sich nach dem Entschwinden der Droschke diese spukhafte Gefolgschaft wieder zu ihrer Hölle an der Peripherie zurücktrollte.

„Was meinen Sie," fragte Phosphor, dessen Gedanken auf die forteilenden Droschkenräder Mathildens geflochten waren und rettungslos mit diesen kreisen mußten bis zur Stunde, da die Geliebte wieder leibhaft in seinen Gesichtskreis treten sollte.

„Ich meine, daß viel Krankheit und Gift in einem Menschen sitzen muß, wenn er sich solche Kindergestalten austräumen kann," erwiderte Jordis gelassen und würdevoll.

„Was für Kinder? — ich habe gar keine Kinder gesehen!" erwiderte Phosphor, denn er war befangen von der Sehnsucht zu der Geliebten. Seine Vorstellungswelt war so restlos von ihr erfüllt, daß von den Bildern der letzten halben Stunde auch nichts darin zurückgeblieben war, wie in einem Sieb, durch das klares Wasser geseiht wird.

Jordis sah seinen Gefährten groß an und schlug sich klatschend auf die Schenkel, sodaß einige Vorübergehende aufmerksam wurden. Doch der Philosoph, der sich um diese nur in seiner Vorstellungskraft existierende Welt durchaus nicht scherte, ließ sich dadurch nicht beirren. „Haraduridax," schrie er, daß es in der

Straße fast einen Aufruhr gegeben hätte, „Sie gehören in Wahrheit zu dem erlauchten Orden edler Pantagrueliſten. Auf der Stelle ſollen Sie mir bei einem guten Mittagsmahle auch noch die Beweiſe materieller Art nach dieſen geiſtigen Zeugniſſen erbringen."

Unter den Arm packte er den Doktor und zog ihn im Eilſchritt mit ſich, ſchleifte ihn dreiviertel Stunden durch enge Straßen der Stadt, bis ſie endlich vor einem altertümlichen Hauſe ſtanden, über deſſen Eingang Bratſpieß, Gabel und Kochlöffel gekreuzt waren. Durch einen dunklen, gewölbten Gang ward Phosphor von dem Philoſophen gezogen, eine ſteile Stiege hinaufgeſtoßen und endlich durch eine geheimnisvolle Flügeltür geworfen, die ihn in einen niedrigen, holzgetäfelten Raum ausſpie, wo an hölzernen Tiſchen in lederüberzogenen, breiten, uralten Stühlen Gäſte ſaßen, deren Naſen die leiſe wie Grünſpan ſchimmernde Färbung der echten Weingenießer trugen.

Still lag die Stube in einem grauen, den Augen wohltuenden Halbdämmer da. Die vier oder fünf Gäſte, die ein jeder für ſich über die Güte des wunderoffenbarenden Getränkes nachgrübelten, achteten auf die beiden Ankömmlinge nicht. Phosphor ſchaute ſich um, als wäre er in die Höhle eines Zauberes geraten, und wartete der Wunder, die da kommen ſollten. Und ſiehe, das erſte geſchah ſchon, ehe er ſich deſſen noch verſah.

Zur Seite des mächtigen grünen Kachelofens, der neben dem Buffet an der Mittelwand ſtand, lag über einem der Lederſtühle eine breite, weiße Küchenſchürze. Unter dem Blicke Phosphors nahm dieſe Schürze Leben an, ſtellte ſich auf zwei kurze Füße, ließ einen glatten, alten, ſchlauen Kopf mit Glatze aus ſich herauswachſen und bewegte ſich auf Phosphor und Jordis zu. Ehe ſich Phosphor noch von ſeinem Schrecke erholt hatte, kam hinter dem

Ofen eine zweite Schürze hervor, nur daß sie keine Füße hatte, auf denen sie sich fortbewegte. Unmittelbar glitt sie über den Boden dahin der ersten Schürze nach.

Um aber das Erstaunen des guten Doktors voll zu machen, sah er, wie sein Führer in dies Reich der Wunder seine beiden Hände ausstreckte und die beiden Schürzen als alte Bekannte begrüßte.

„Sie scheinen es mir nicht glauben zu wollen," sagte Jordis mit einem merkwürdigen Lächeln, „daß hier diese beiden Herrschaften der Herr Wirt und die Frau Wirtin sind! Aber ich lobe mir die alte Zeit und die alte Sitte. Weiß ist die Festfarbe aller echten Schmecker und Zecher, weiß die Farbe der Ewigkeit und des Nichts. Was müssen wir alles an Pflanzen und Kreaturen unserm Gaumen opfern, damit er recht erheitert wird! Die Farbe der Unschuld, die Farbe der Harmlosigkeit sei der Untergrund für alle Freuden, die wir genießen. Nur verderbte Menschen können von rotsamtenen Decken speisen und in farbigen Seidentüchern schlafen und lieben! Teuerster Meister Winsprung, gehen Sie hin und holen Sie uns eine Flasche Romané, damit wir befeuert werden von der Sonne Burgunds!"

„Wollen die Herren auch etwas speisen?" ließ sich die andere ungeheuere Schürze, die die Wirtin darstellte, hören.

„Ich muß danken," erwiderte Jordis nachdrücklich, „ich muß es!"

„Aber Sie sind selbstverständlich mein Gast," nahm Phosphor das Wort.

„Ihr Gast? Wo ich Sie hierher geführt habe! Wo denken Sie hin!"

„Aber ich bitte Sie —"

„Zwischen Menschen, wie wir es sind, sollen nie Phrasen ausgetauscht werden," sprach Jordis mit Ernst und Nachdruck. „Darum will ich Ihnen ein Arrangement vorschlagen, das mich befriedigt und Ihnen es frei läßt, sich edelmütig zu erzeigen. Leihen Sie mir zweihundert Mark, alsdann will ich Sie zum Mahle einladen. Jedenfalls wird so das Mahl, wie ich ohne Überhebung zu behaupten wage, kunstvoller ausfallen, als wenn Sie es zusammenstellen!"

Erfreut streckte Phosphor seine Hand aus.

Jordis aber rief: „Frau Winsprung, Meister Winsprung, kommen Sie beide und lassen Sie uns beraten!"

Dann nahm er die zweihundert Mark in Empfang, die Phosphor ihm verstohlen zusteckte, und setzte sich mit dem Doktor in eine schöne Nische, deren breite, mit Leder überzogene Bänke Zecher und Esser festzuhalten pflegten.

Mit einem Gesichte, das schon in dem Lächeln der Lippen und dem Zwinkern der Augen alle Genüsse einer guten Küche verriet, kam der Wirt und setzte sich seinen Gästen gegenüber auf einen Stuhl.

„Zuerst wählen wir die Bouillon des Hauses," begann Jordis mit so nachdenklichem Gesicht, als sänne er dem größten und wichtigsten Problem nach. Die Wirtin, die gerade an den Tisch herantrat, nickte und sagte: „Ich habe gerade noch drei alte Rebhühner da, die für zwei Tassen erlesener Bouillon sich schicken würden."

„Was," fragte Phosphor, „drei Rebhühner zwei Tassen —"

„Das werde ich Ihnen alles nachher erklären, um die Würze des Mahles zu erhöhen," schnitt Jordis ihm das Wort ab. „Jetzt heißt es das Programm entwerfen, damit wir in der Handlung

Fortschritte erzielen. Als Vorgericht, Meister Winsprung, möchte ich dann das Gericht, das mein Onkel Jakob Jordis der Ältere erfand, wählen!"

„Was ist das für ein Gericht?" fragte Phosphor wißbegierig.

„Erstens sollen Sie das schmecken, und zweitens wird Ihnen die Erzählung von diesem Gerichte den Appetit nachher bedeutend erregen," besänftigte Jordis den allzu Eifrigen. „Aber nun, Meister Winsprung, was könnten wir wohl zu dritt speisen?"

„Wie wäre es mit Wachtelfüllung aus Pute?" fragte der Wirt mit einem listigen Gesichte, und als er sah, daß Jordis sinnend zögerte, zog er die Luft leise durch die gespitzten Lippen nach innen, daß es ganz leise pfiff, drückte alsdann die Zunge gegen den Gaumen, preßte die Augen entzückt zusammen, erhob die Hände zur Schulterhöhe, spreizte alle Finger bis auf den Daumen und Zeigefinger, die er fest und graziös zusammenfügte, und sprach die bedeutsamen Worte: „Hm! Tipp Topp, feine Sache!"

Gebärden und Worte waren so suggestiv, daß Jordis mit breitem Lächeln dem Vortrefflichen sofort nachgab. „Gut! und nun der Nachtisch!"

„Stilton, den König aller Käse," antwortete die Wirtin, „und Crême d'Issigny mit Walderdbeeren."

„Juwel! Juwel!" rief Jordis entzückt. „Ist es nicht eine herrliche Frau, die den Geschmack eines jeden ihrer Gäste genau kennt!"

„Aber der Herr hat jedweden Fisch ausgelassen," ermahnte der Wirt ernsthaft und fast besorgt!

„Winsprung, Winsprung, das tat ich mit Bedacht! Fisch würde mich zu etwas nötigen, was ich nicht tun möchte!"

„Ich verstehe, der Herr will nicht die heitere Reihe der Getränke wählen, sondern die ernsthafte!"

„Du hast es erraten, treuer Berater meines mir so teuren Magens," erklärte Jodis mit der Miene eines alten Herzogs, der seinem Sohne zeitweilig die Regentschaft wegen allzustarker Podagra überläßt, was die Welt dann Überarbeitung für das Wohl des geliebten Volkes nennt! „Darum gehe hin und reiche uns fürs erste eine halbe Flasche guten alten Amontillado. Alsdann zu dem Gerichte meines Onkels reiche eine Flasche fünfzehnjährigen, sanften, weichen Lafitte, der die Mittelzunge umkost. Danach gib mir die Labsal meines alten Magens, gib mir edelsten Romané, und bei diesem Blute von Burgund wollen wir bleiben und wollen nicht wanken noch weichen, höchstens, falls es der Doktor verlangt, wollen wir mit schäumendem Romané abwechseln. Freilich besser wäre es, sich diesen Wein aufzusparen, für eine Zeit, wo man mit schönen Frauen zusammensitzt, denn schäumender Romané ist der Don Juan unter allen Sekten, er ist der erd- und sonnenerzeugte Frauenverführer, und ernste Männer sollten ihn sich fernhalten!"

Der Wirt blieb noch immer zweifelnd stehen.

„Was hast du noch zu tadeln?" fragte Jordis, als er sah, wie das Gesicht über der weißen Schürze immer nachdenklicher wurde.

„Zu dem Lafitte würde doch auch ein Caviar passen," meinte Winsprung vorsichtig. „Ich habe den edelsten," fügte er hinzu, „grauen, großkörnigen, wie er sich für den Magen eines Großfürsten geziemte! Ich würde eine Zehnpfundbüchse öffnen lassen und sie in Eis stellen. Ich gäbe Elfenbeinlöffel dazu und Kristallschalen aus dem alten Frankreich."

„Wer wagte es, diesem Magier zu widerstehen?" rief Jordis feurig. „Also gehe hin im Namen der göttlichen Genußsucht und gib uns den köstlichen Russenrogen, damit wir die Wände unserer

Mägen zuvor versöhnen, ehe wir die Sündflut des Burgunderblutes über sie dahinbrausen lassen!"

Das Antlitz des Wirtes nahm einen verklärten Zug an, er folgte seinem Weibe, das sich schon vor ihm zur Küche geschlichen hatte, um die Kraftbouillon herzurichten. Aufatmend schaute Jordis den Phosphor an.

Als er dessen Erstaunen über seinen Enthusiasmus bemerkte, sagte er ruhig: „Gehe ich dem Genusse großer Kunstwerke entgegen, so fühle ich stets, was es heißt, Mensch zu sein!"

„Sie gehen dem Genusse großer Kunstwerke entgegen?" fragte Phosphor mehr als erstaunt!

„Armer, ich muß erst deine Seele und deine Nerven beleben," sagte Jordis mit breitem Pathos. „Noch sind deine Augen blind, noch ist dein Gaumen stumpf! Aber so wahr ich in dir den Kern eines guten und großen Pantagrueliſten bemerke, so wahr wird durch das Mahl des lieben Meisters Winsprung auch dein Sinn belebt werden, und dir wird offenbar werden, was ach so vielen Menschen verschlossen ist, daß, wie jedem anderen Sinne, so auch dem Geschmackſinn eine große und ungeheure Kunst eignet, die bis in die tiefſten Tiefen der Erkenntnis führt und Offenbarungen zeitigt, die bis in die Transzendenz zu dringen scheinen. Darum will ich dir auch deine Frage bis jetzt noch nicht beantworten, Phosphor, denn ich glaube, wie Schuppen wird es von deinen Augen fallen, und der Sinn des Lebens wird dir hernach klarer sein!"

1
2

Sechzehntes Kapitel

In der Tat möchte die Behauptung nicht gewagt sein, dass die Bildungsstufe eines Volkes jedesmal an dem Sinn und Verstand erkannt werden könne, der in der Wahl und Zurichtung seiner üblichen Speisen dem geschichtlichen Blicke sich darlegt.

Rumohr, Geist der Kochkunst.

Das große Gefühl und des Menschen Welt! Der Widerstreit in Phosphors Seele zwischen seinem erwachten Gefühl und seinen sensibel gewordenen Sinnen. – Jordis beschwört den Gesanglehrer Professor Ysenberg. Wie Ysenberg von Jordis gequält wurde. Phosphors Erbarmen mit dem Armen! Das Mahl schreitet fort, und seine Wirkung auf die Essenden wird ausführlich beschrieben. – Der Gesanglehrer formuliert seine Forderungen, die Phosphor in grandioser Weise mit ein paar Füllfederzügen erfüllt. Ysenberg bleibt ungläubig bis zum Schlusse.

Mit Luſt überläßt ſich der Menſch einem großen Gefühle, dieweil es ſeinen Wert vor ihm ſelbſt erhöht. Es zieht ihn hinein in die tiefe Dämmerung der Trauer, wie in einen abendlichen Buchendom, und der Liebesſehnſucht überläßt er die matten Glieder, wie ein Knabe, der in den wärmenden Strahlen der Vormittagsſonne ſich müde auf einem bunten Wieſenabhange im Frühling hingibt. Es kränkt des Menſchen Sinn, wenn er plötzlich ſpürt, daß ihm ſein Gefühl zerronnen ſei. Er kommt ſich gedemütigt und verkleinert vor, wenn er im Schmerze Hunger und Durſt ſpürt oder in der Liebesſehnſucht an ſeinen neubeſtellten Anzug denkt: Er hält es für Pflicht, ganz nur dem Gefühle zu gehören. Ein Zwang iſt in ihm, ſein Sinnes- und Gedankenleben auf dieſen einen Punkt, den er ſich vorgenommen, zu konzentrieren, will er ſeine Gefühlspflicht vor ſich ſelbſt erfüllen. Es iſt dem Muſiker unmöglich, immer nur einen langen und tiefen Ton auf der Geige erklingen zu laſſen, denn vier Saiten hat die Geige, und alle locken zu Melodien und Harmonien. Alſo iſt es auch mit des Menſchen innerer Welt. Ein Gefühl iſt nur ein langer Ton in der Lebensſymphonie, die ſich ein jeder ſelbſt komponiert und ſpielt.

Das mußte auch Phosphor zur Stunde erfahren, denn ſo ſehr hatte ihn die neue gaſtronomiſche Welt, zu der Jordis ihm die Tür geöffnet, ergriffen, daß ihm die Gedanken an Mathilde entſchwanden. Als aber Jordis für einige Sekunden verſtummte und auf die Bouillon zu warten begann, fiel die Seele des guten Doktors von den ſouveränen Höhen der Genußſucht, zu denen er ſoeben mit dem Philoſophen geſtiegen war, hinab in den unſeligen Moraſt ſehnſüchtiger Liebe. Sein Geſicht drückte die Scham aus, daß er ſeines Gefühles vergeſſen konnte. Das Blut ſtieg ihm zu Kopfe vor Ärger und Schmerz und kriſelte ihm in den Adern des

Nackens und im Hinterkopfe, so daß er die Stirn in beide Hände stützen mußte.

„Sagen Sie um des Himmels willen, was Ihnen ist!" fragte Jordis den Armen, als er seinen elenden Zustand gewahrte.

„Ich mußte an die arme Mathilde denken," antwortete der Doktor mit leiser hoffnungsloser Stimme.

„Für Mathilde war heute der wohltuendste Moment ihres Lebens," entschied der Philosoph Jordis im kategorischen Tone. „Dieses Zusammenleben mit Rahn war eine ohne Worte verabredete Lüge auf Gegenseitigkeit! Es ist nur gut, daß sie diesem halben Zustande ein Ende gemacht hat, und ich hoffe, daß sie sich nicht etwa aus Sentimentalitäten wieder versöhnen!"

„Sie wissen nicht wie sehr ich unter der Idee leide, daß Mathilde durch mich um ihre Zukunft gekommen ist!"

„Sie wollten ihr doch Gesangstunden geben lassen."

Phosphor nickte.

Das ist für das gute Mädchen viel besser, als wenn sie jahrelang Modell, Köchin, Stuben- und Kindermädchen für unseren wackeren Rahn spielen würde. Da er zu den Menschen gehört, die ständig ein Weib um sich haben müssen, wird er sich nach dem Gesetze der Naturnotwendigkeit bald mit einem anderen Mädchen trösten! Obwohl ihm Mathilde notwendig war, da sie ihn mit ihrem Lohne unterstützte, wird es ihm nicht sehr schlecht ergehen, denn, ich vermute, er hat schon eine reizende kleine Kalypso, in deren Hafen er einlaufen kann!"

Phosphor schüttelte kummervoll seinen Kopf.

Jordis legte ihm die Hand auf die Schulter: „Denken Sie, ich bin nicht ohne geheime Absicht mit Ihnen gerade hierher gegangen! Abgesehen davon, daß schon Homer für Gemütsbewe-

gungen gutes Essen und Trinken empfiehlt und zum Beweise Niobe anführt, die sich mit einem guten Schweinebraten als Leichenschmaus nach dem Tode ihrer vierzehn Kinder tröstet, so ließ mich Sie auch ein praktischer Trieb hierher leiten: Mein Freund Professor Ysenberg verkehrt hier. Er ist ein geldgieriger Mensch, aber auch der beste Gesangspädagoge, der zur Zeit lebt! Er pflegt seinen Leib zur Atzung hierher zu führen, das ist einer seiner wenigen Genüsse! Wenn Sie nichts dagegen haben, laden wir ihn ein, sich zu uns zu setzen, und besprechen mit ihm den Fall Mathilde Vollhaas."

„Ja, das wollen wir. Das wird Mathilde trösten!"

„Lupus in fabula. Da kommt der Besprochene gerade wie beschworen von unseren Worten," rief Jordis. Und er winkte einem gerade eintretenden, langen, hageren Manne mit glattrasiertem Gesichte und tiefliegenden Augen, die unter buschigen Brauen versteckt lagen, so daß das ganze Gesicht einen fanatischen, jesuitenhaften Ausdruck hatte. Langsam schritt dieser Mann, der dem Phosphor wie ein Zauberer aus einer fernen Sphäre erschien, auf Jordis zu, grüßte ihn mit Nicken des Kopfes und warf leicht hin: „Dem Lokale und Umständen nach wohl wieder in leidlichen Verhältnissen?!"

„Höre, alter Knabe," gab Jordis zur Antwort, „wenn du nicht anständig bist in Worten und Werken, dann mißempfehle ich dich diesem Herrn, der einen Gesanglehrer zur Ausbildung einer Dame braucht, und gehe mit ihm zu Manuele de la Garcia!"

Diese Worte erweichten die starre, beinerne Gestalt des Gesangprofessors wie Wasser eine vertrocknete Blume. Milde wurden die Augen, aller Fanatismus schmolz um in eine herbe Liebenswürdigkeit, die dem Manne gewiß sehr sauer ankam. Die strenge

Haltung wurde schmiegsam, und demütig fast fragte er, ob er am Tische Platz nehmen dürfe!

Als der Gesanglehrer saß, brachte der Wirt zwei schöngerundete Tassen aus Meißener Porzellan, aus denen die Bouillon würzig, fast berauschend duftete.

Die Mundwinkel des Gesangprofessors zuckten, die lange Nase mit den weiten Nüstern öffnete sich. Er vergaß der Worte, und jedes seiner Augen blieb in den Tassen hangen, die sich zu dem Munde der beiden Esser erhoben. Bei jedem Schlucke, den sie nahmen, wurden seine dunklen Augen bekümmerter. Schwer litt er unter dem sichtbaren Genusse der anderen!

Jordis freute sich dessen. Doppelt gut schmeckte ihm die Bouillon, und triumphierend ließ er die Stücken fein gerösteten, knusperigen Toastes zwischen seinen Zähnen zerknirschen.

Phosphor war durch die neue Offenbarung, die seinem Sinnenleben zuteil geworden, so überwältigt, daß er ganz dem unendlichen Reize hingegeben, den seine Zunge empfand, nichts mehr sah von dem, was um ihn vorging. Auch in seinem früheren Zustande hatte er gern gut gegessen und getrunken, wie das der bürgerliche Mensch zu tun pflegt. Aber die künstlerischen Empfindungen der Speisekunst waren ihm nie aufgegangen. Wurde erzählt, jemand hätte in einem ersten Restaurant zweihundert Mark für Essen ausgegeben, so erklärte Phosphor diesen Jemand mit Emphase für einen Verschwender. Denn auch beim Genusse wirken die konventionellen Vorstellungen hemmend ein. Nie wird der Mann der Konvention fragen: „was ist mir dies im Augenblicke wert," stets wird er einen allgemeinen Vergleichwert heranziehen, „zweihundert Mark für Essen und Trinken!", falls er nicht Fressen und Saufen sagt, „pfui, welche Sünde, davon muß

mein Buchhalter mit seiner Familie einen ganzen Monat leben. — Dieser Narr hat für ein Bild zweitausend Mark bezahlt, davon mache ich mit meiner ganzen Familie eine Reise nach Italien und sehe viele Bilder, denn wenn ein Bild im Salon hängt, sieht man es sich ja doch satt, und später sieht man es überhaupt nicht mehr an!"

Die Extase des Augenblickes gilt dem Manne der Konvention nichts. Er glaubt an feste Werte und weiß nicht, daß alles nur eingebildete Werte sind, mit denen er rechnet. Alle seine Staatspapiere, alle seine Scheine, ja selbst alle seine Metallmünzen im Portemonnaie sind Werte, die aus Übereinkunft entstanden sind. Wahren Wert hat für den Menschen nur das, was er genießt und schafft!

Eine Ahnung von diesen Ideen ging durch den Kopf des guten Doktor Phosphor, als er seine Tasse Kraftbouillon schlürfte, daraus mag man sehen, wie depravirt er bereits geworden war.

„Sehen Sie," sagte Jordis, sich behaglich den Magen streichend, „sehen Sie, vielleber Doktor, diese Bouillon ist in Wahrheit ein Wunderwerk, das Ihnen nur an dieser Stätte vorgesetzt wird! Ihren Untergrund bildet eine Brühe von acht Tassen, die aus vielleicht vier Pfund gutem Rindfleische gewonnen ist! Dann wurden die besprochenen drei Rebhühner gerupft und in einem Mörser zerstoßen, gemengt mit etwas Mohrrübe, Zwiebel und Petersilie, diesem lieblichen Gewürze. Das Ganze wurde mit Butter leicht in einer Pfanne angebräunt, und die Bouillon wurde tropfenweise aber stetig dazugegossen, so daß nie die Masse ins Braten geriet. So wurde dieses hervorragende Destillat binnen einer halben Stunde erzeugt!"

Ysenberg, der durch den verführenden Geruch fasziniert kein

Wort bisher geäußert hatte, ließ die Erzählung der Zubereitung vollends das Wasser im Munde zusammenlaufen. Giftig stieß er schließlich hervor: „Ich dachte, Jordis, Sie wollten mit mir wegen der Gesangsstunde sprechen, mit der mich der Herr hier betrauen will!"

„Sie werden uns doch zuvor speisen lassen," erwiderte der Philosoph voll boshafter Harmlosigkeit.

Nun schaute Phosphor auf. Er sah das unendliche Leiden, das der Gesanglehrer durchgemacht, an dessen schweißbedeckter Stirn, dem zitternden Kopfe und den allzu feuchten Lippen. Und so winkte er dem gerade geräuschlos herbeieilenden Wirte, noch einen Teller für den neuen Gast aufzulegen.

Ysenberg war durch die Aussicht, an den anderen Tafelfreuden teilzunehmen, versöhnt. Seine Miene hellte sich alsobald auf und er richtete die Frage an Phosphor, ob die junge Dame, um die es sich handele, etwa eine Tochter des Herrn wäre.

Phosphor seufzte. „Nein, meine Tochter ist es nicht!"

Jordis blinkte in diesem Augenblicke dem Gesangprofessor zu. Der aber fragte voll Neugierde und auch um sich für Jordis Bosheit zu revanchieren, weiter: „Steht die Dame sonst in verwandtschaftlichen Verhältnissen zu Ihnen?"

Wieder schüttelte Phosphor traurig den Kopf.

„Ach, ich verstehe," sagte da der unerbittliche Frager, „die Dame ist gewiß Ihre Braut?"

„Ich wollte, sie wäre es," erwiderte Phosphor, sich ganz seinen Wünschen und Gedanken hingebend.

„Ich verstehe," replizierte nunmehr Ysenberg, „Sie stehen zu der Dame in intimen Verhältnissen."

Phosphor schaute verdutzt auf. „Sie irren," stammelte er, „wie käme ich dazu?"

„Ja, da frage ich, wie Sie dazu kommen, sich für die Dame zu interessieren? Ist die Dame hübsch, Jordis?"

„Sehr hübsch," gab dieser zur Antwort, dem die Situation der beiden anderen einen ausnehmenden Spaß bereitete.

Nach der Antwort des Philosophen brach der Gesangprofessor in ein höhnisches und heiseres Gelächter aus. „Ich verstehe, Sie wollen meine Gesangstunden als Köder benutzen! Ich verstehe! Sehr gut! Nun, wenn Sie sich meinen Bedingungen, die ich stellen werde, fügen wollen, kann mir es ja recht sein!"

„Ich bitte Sie," hob nun Phosphor verwirrt an, „ich handele gegen diese Dame, die mir bisher das Haus geführt hat, aus den reinsten Motiven. Ich habe ihre unendlich schöne Stimme erkannt! Die Dame ist mir lieb und wert, und ich will ihr ihren Lebensweg nach Kräften erleichtern. Ich halte es für Menschenpflicht, das Schöne, wo man es findet, zu pflegen! Das müssen doch Sie am ersten begreifen, wo Sie ein Künstler sind!"

Der Gesangsprofessor lachte wieder höhnisch und kurz auf! „Da merkt man es, daß Sie von der Kunst nichts verstehen und noch nicht mit ihr in Berührung gekommen sind! Keines Menschen Leben ist so auf Eigennutz gestellt, als das eines jeden Künstlers! Jeder Künstler ist ein Schmarotzer, der seine Mitmenschen bewußt ausnutzen muß! Sie glauben gar noch an den Idealismus der Künstler! Glauben Sie lieber an den Idealismus der Leute, die die Künstler bezahlen, das ist das Gescheitere. Aber auch an diesen Idealismus glaube ich nicht, ebensowenig, wie ich mir von Ihnen weiß machen lasse, daß Sie nicht Ihre Gründe haben, weswegen Sie das Mädchen ausbilden lassen! Haha! Zu famos!"

Phosphor sah Jordis hilfesuchend an.

„Herr Ysenberg kennt die Welt," sagte dieser mit einem leichten Hohne. Er glaubt ohne Zweifel alles, was er da eben geäußert hat. Das hält ihn aber durchaus nicht ab, einer der besten Gesangslehrer zu sein. Manchmal ist er nur ein bischen erbittert, wenn er überlegt, wie viel seine Schüler verdienen, und wie wenig er selbst trotz hoher Preise und großen Zulaufes einnimmt! Nicht, Ysenberg, ist es nicht so?"

„Zieh mich nicht länger auf," knurrte der also Angeredete, „denken Sie etwa, Jordis, ich hätte nicht längst bemerkt, daß Sie mich mit diesem Herrn, der entweder ein Depp ist, oder so tut, als wäre er einer, aufziehen wollen?"

In diesem kritischen Augenblick erschien der Kaviar in seiner krystallenen Eisschicht auf dem Tische. Wie herrliche graue Perlen lagen die einzelnen Körner in der breiten Dose.

Jordis verstummte. Der bittere Gesangslehrer machte ein freundliches Gesicht. Nur Phosphor, der aus allen seinen Himmeln gestürzt war, und wieder einmal erlebte, daß er von einem Menschen verkannt wurde, saß in seelischen Krämpfen auf seinem Stuhle, während die andern bereits kräftige Mengen des herrlichen Gerichtes in sich hineinschaufelten.

Endlich aber nahm auch er einen Bissen! Und Wunder über Wunder! Wieder triumphierten seine Geschmacksnerven über seine seelische Erregung. Wenn auch noch traurig gestimmt, aß er dennoch mit vollster Erkenntnis das herrliche Gericht! Über ihn kam ein gewisser Frieden, eine gewisse Ergebung in diese Welt, in der es viele Schmerzen, aber auch viele Genüsse für ihn gab.

Und als er nun gar ein Glas des köstlichen Amontillado schlürfte, ging er unter in eine unbeschreibliche Dankbarkeit gegen Jordis, gegen den Wirt und die ganze Welt.

Nach dem Caviar dauerte genießendes Schweigen an, das endlich der mildgewordene Gesangsprofessor mit den Worten unterbrach:

„Also es ist Ihre feste Absicht, diese junge Dame, für die Sie irgend ein Interesse haben, bei mir ausbilden zu lassen!"

„Herr Jordis hat Sie mir so sehr gerühmt, daß ich zu diesem Entschluß gekommen bin," gab Phosphor zur Antwort.

Der Professor nahm eine nachdenkliche Miene an.

„Meine Zeit ist sehr teuer," sagte er gewichtig. „Auf die einfache Bezahlung der Stunden kommt es mir nicht an! Habe ich einen Schüler geprüft und das Material einer Ausbildung für wert befunden —"

Es ist ein enormes Material," schaltete Jordis ein, „ich kenne es."

„Gut!" sagte Ysenberg. „Also selbst wenn das zuträfe, will ich keine Arbeit ins Blaue hineinverrichten. Drei Jahre dauert die Ausbildung. Wird diese Zeit, in der ich zweimal anderthalb Stunden wöchentlich gebe, unterbrochen, so ist das auch trotz der Bezahlung für mich ein Verlust, denn meine lieben Freunde und Konkurrenten Manuele della Garcia zum Beispiel überwachen alle meine Schüler, und jeder, der nicht seine Ausbildung mit Erfolg beendet, wird mir auf die Passivseite geschrieben! Also — ich verlange für den Monat dreihundert Mark. Verlange, daß die Summe für die ganzen drei Jahre auf einer Bank deponiert wird. Verlange des Weiteren, daß eine Summe deponiert wird, durch die der Lebensunterhalt der jungen Dame als genügend gesichert erscheint, die Studien fortzusetzen, auch wenn Sie nicht mehr dasselbe Interesse für sie bezeugen sollten wie jetzt! Das sind alles Forderungen, die ich im Interesse der Kunst stelle!"

In der Verdauungspause hatte sich Ysenberg das alles herausgerechnet, denn noch immer vermochte er nicht zu glauben, daß Phosphor und Jordis es mit ihm ernst meinten.

Aber siehe da! Ohne mit der Wimper zu zucken, langte Phosphor ein Scheckbuch aus dem Portefeuille, schrieb zwei Schecks über zehntausend Mark aus, fügte mit derselben Füllfeder einige Zeilen, die die detaillierten Auszahlungsbestimmungen enthielten, auf einem halbabgerissenen Briefbogen hinzu, fragte den mehr als erstaunten Gesangslehrer, ob er alles für erledigt hielte, verlangte Kouvert und einen Botenjungen und schickte das Ganze zur Bank.

Bei dieser Handlung, die mit einer traumsicheren Selbstverständlichkeit ausgeführt wurde, ward selbst Jordis blaß. Ysenberg aber wußte nunmehr gar nicht, was er von dem allen halten sollte. Endlich aber brach er in ein Gelächter aus. „Natürlich, Sie haben es leicht! Die junge Dame existiert gar nicht, und somit fällt diese Schenkung von selbst an Sie zurück!"

Da aber erhob sich Jordis feierlich und erklärte: „Ungläubiger Ysenberg! Credo, quia absurdum est! Sie existiert doch!"

Siebenzehntes Kapitel

Qu'ils sont doux,
Bouteille jolie,
Qu'ils sont doux
Vos petits glougloux.

Molière, Médecin malgré lui Act I, Scene VI.

Die Platte des Onkel Jakob Jordis! – Die Geſchichte vom Unterſtaatsſekretär Rindfleiſch. – Phosphor ſchließt mit Jordis Brüderſchaft. – Des Jordis Geſchichte. – Die letzte Platte kommt gerade im rechten Augenblicke, Mathilde wächſt aus einer Viſion in die Erſcheinung. Auch Yſenberg muß an das Unglaubliche glauben. Mathilde wird wie Niobe getröſtet, das Mahl geht zu Ende, aber Phosphor ſchwelgt weiter in privater Seligkeit.

Eine gewaltige silberne Platte ward aufgetragen, auf der sich kleine geröstete Toastscheiben befanden, die scheinbar mit simpelm gebratenen Speck belegt waren.

Ysenberg machte ein enttäuschtes Gesicht, und Phosphor sah Jordis mit einem verdutzten Gesichte an, als wollte er sagen, wie dies einfache Gericht dem Kaviar folgen könne, verstehe er wirklich nicht.

Jordis deutete ruhig mit großer Geste auf die Schüssel und als ob er einen Ausländer vorzustellen hätte, sagte er zu den beiden Tischgenossen:

„Das Gericht, welches mein Großonkel Jakob Jordis der Ältere erfunden hat!"

Unter der Suggestion dieser Worte langten sich Phosphor und der Gesangsprofessor jeder einige Scheiben auf den Teller und begannen zu kosten. Selige Verklärung ergoß sich alsbald über die Gesichter der beiden Schmeckenden. Ysenberg untersuchte die Schnitten und sagte: „Ach so, der Speck wird über Rindermark gedeckt!"

„Kosten Sie einmal den Speck allein, ungläubiger Thomas," befahl ihm darauf der Philosoph kategorisch.

Ysenberg gehorchte. Erstaunt fragte er alsbald: „Was ist das für Speck? Er schmeckt nach Fasan und Haselhühnern!"

Jordis lächelte. „Eines Morgens kam zu meinem Großonkel Jakob Jordis dem Älteren der Unterstaatssekretär von Rindfleisch, ein Mann, der von Regierungs wegen mit meinem Onkel, der ein großer Eisenmann war, zu verhandeln hatte. Mein Onkel saß gerade beim Frühstück und ließ den Unterstaatssekretär auffordern, daran teilzunehmen. Herr von Rindfleisch nahm mit Dank an. „Sieh, sieh, wie einfach, Herr Jordis," bemerkt er, als er genau

eine solche Platte, wie diese erblickte. Mein Onkel Jakob erwiderte in seiner leisen Art ein wenig lächelnd: „Herr von Rindfleisch, kosten Sie einmal! Ich wette mit Ihnen, daß Sie sich von Ihrem Unterstaatssekretärgehalt diesen Speck zum Frühstück nicht dreimal die Woche leisten können!" — Herr von Rindfleisch kostete und war stumm von Erstaunen! Da ließ mein Onkel den Koch kommen und wies dem Unterstaatssekretär nach, daß zu einem Speck drei Schnepfen, vier Fasane und zwei Haselhühner verwandt waren. Mein Onkel pflegte nur den Speck zu frühstücken, in den man beim Braten diese Tiere wickelt!"

Mit Andacht speisten nun Phosphor und Ysenberg von dem köstlichen Gericht. Ohne Zweifel wird der Geschmack einer Speise erhöht, wenn man weiß, wie herrlich sie hergestellt ist. Dazu tranken sie tropfenweise den milden, fünfzehnjährigen Lafitte, der die Weichheit eines träumerischen jungen Mädchens hatte, wie Jordis sagte.

Danach saßen sie eine kleine Weile ruhig da und ließen die Zunge nachempfinden. „Dieses Nachklingenlassen der Nerven und Gedanken bei allen sinnlichen und geistigen Eindrücken bezeichnet den echten Pantagrueliſten!" behauptete Jordis, „denn so nur kommt der Mensch zur Erkenntnis dessen, was er genossen, und verdaut was er genossen mit Bewußtsein! Sinnloses Verschlingen geistiger und materieller Güter macht nur fett, nicht froh."

Romané Conti wechselte nunmehr den mädchenhaften Bordeaux ab. Heißer wurde das Blut der drei Genießenden, Lachen ertönte häufiger, die Hände sanken schwerer auf den Tisch. Phosphor konnte sich nicht mehr bemeistern, er stand auf, ging um den Tisch, breitete die Arme gegen Jordis aus und rief: „Komm in meine Arme und sage zu mir du!" Jordis erhob sich, sie küß-

ten sich auf beide Wangen und tranken Bruderschaft mit verschränkten Armen, also wie es sich gebührt.

Von diesem Bunde war Ysenberg ausgeschlossen. Ein unwillkürlicher Neid bemächtigte sich seiner, und plötzlich sagte er zu Jordis gewandt mit merklich kälterer Stimme: „Jordis, ich habe neulich Ihre vergangene Frau getroffen!"

„Meine Frau?" fragte Jordis, „wie geht es ihr?"

„Sie reist bereits wieder mit einem anderen jungen Geiger, mit dem sie konzertiert, und den sie auch heiraten wird, wie alle die anderen zuvor!"

„Ja, ja, das ist so ihre Art," seufzte Jordis. „Aber was geht mich das noch an! Auch das Kapitel ist überstanden, verdaut, wie sich's für einen guten Pantagruelisten gebührt!"

Phosphor ward von überströmendem Mitleid erfaßt. „Du mußt jung gewesen sein, als du geheiratet hast?" fragte er mit einer Miene, die seine tiefe Empfindung verriet.

„Jung? — wie man's nimmt! Kriegsjahre zählen doppelt," erwiderte Jordis lachend. „Mit vierundzwanzig lernte ich meine Frau kennen. Mit fünfundzwanzig wurde ich mündig und konnte sie heiraten, und als ich sechsundzwanzig zählte, ließen wir uns scheiden, und seit dieser Zeit bemühte ich mich, Psycholog zu werden! Es hat aber nichts geholfen! Jetzt bin ich achtundzwanzig!"

Es wurde ruhig unter den Dreien, ein jeder schaute in die blutroten Lichtreflexe, die in den breiten Burgundergläsern leuchteten.

„Meine Frau ist Pianistin, mußt du wissen," nahm Jordis plötzlich wieder das Wort auf. „Nun von der Jordis-Schäfer hast du doch sicher schon einmal gehört! Sie war meine Frau!"

Wieder herrschte eine Reihe von Minuten bleierne Stille. Mit

weinheißen Köpfen saßen die Drei beieinander und schwiegen. Plötzlich begann der Philosoph aufzulachen.

Ysenberg sah ihn groß an.

Jordis sagte mit Lachen kämpfend: „Ich muß daran denken, wie wir beiden heirateten und was das für Folgen hatte. Kennen lernten wir uns beim Durchspielen eines Programmes für eine Tournée, die ein Impresario uns anbot. Brahms konnte ich damals noch nicht bewältigen. Meine Frau meinte, ich wäre dazu noch zu jung und zu robust. Auf der Tournée wurde die Heirat beschlossen. Mein Vater ahnte nichts davon, er hatte andere Pläne mit mir vor. Nach seiner Ansicht sollte man nicht weiter heiraten, als wie der Rauch des Schornsteins reicht! Und just in dieser erbaulichen Reichweite saß ein biederer alter Bankier, der eine sehr hübsche Tochter hatte. Mit meinem Musikberufe hatte sich mein Vater schweren Herzens ausgesöhnt, aber er wollte nun meine Lebensstellung wenigstens äußerlich stabilisieren. Sein Freund, der Bankier, wollte seine Tochter, sein einziges Kind, auch nicht aus der Reichweite des Schornsteins lassen. Und so saßen nun die beiden alten Herren täglich morgens beim Frühstück beisammen und berieten sich über die Verbindung ihrer Kinder. Der Bankier war weiter in der Welt herumgekommen, wie mein Alter, hatte wohl auch mehr mitgemacht. Kurz, er machte meinen Vater darauf aufmerksam, daß bei meiner Künstlerlaufbahn vielleicht doch etwas hängen geblieben wäre, und ihre Pflicht wäre es, mich davon frei zu machen. Und um alles klipp und klar zu wissen, schrieben sie beide an ein großes Auskunftsbüro, um sich über meine zeitlichen Umstände zu vergewissern.

Sie hatten schon allerhand Pläne gemacht. Natürlich hatte ich etwas ausgefressen, damit wollten sie mich erst erschrecken, und

mir hernach ihre wahre Herzensmeinung offenbaren. Eine Villa wollten sie dem jungen Paare bauen und ein erkleckliches Vermögen festlegen, dessen Zinsen für den Haushalt gebraucht werden sollten. Das alles wollten die beiden guten alten Herren tun. So saßen sie denn mit einer gewissen Spannung beim Portweinfrühstück und warteten auf die Auskunft. Und diese Auskunft ließ denn auch nicht lange auf sich warten! Da wurde ich sehr gerühmt als solide, als Mensch mit ganz hübschem Einkommen, vertrauenerweckend aber sei besonders, daß ich verheiratet sei und einen kleinen Buben hätte! Da war es natürlich aus! Mein Alter konnte es durchaus nicht verschmerzen, daß er so urplötzlich öffentlich zum Großvater geworden war."

„Aber warum denn nur?" fuhr Phosphor auf, „das begreife ich nicht!"

„Weil Sie kein bürgerlich denkender Mensch sind," entgegnete Jordis. „Denken Sie doch an! Meine Frau hatte schon zwei Männer hinter sich, und außerdem liefen die greulichsten Geschichten von ihr um! Selbstverständlich war sie in den Augen meines Vaters und seiner Haushälterin eine Sirene, in deren Netze ich geraten war, die es nur auf sein Vermögen absah. Denn um ihr Vermögen fürchten alle Leute, die eines haben!"

Ysenberg nickte tief und bedächtig: „Die Meinung ist ja auch gar nicht so unbegründet! Ich bin sehr skeptisch gegen Frauen. Ich habe zu viele Schülerinnen gehabt!"

„Und deine Frau?" fragte Phosphor dringend weiter.

„Ein jedwedes Lied hat ein Ende," erwiderte Jordis, „und jedes Glück auch! Meine Frau war leidend, ging an die Riviera mit dem kleinen Buben. Ich war einen Winter allein auf Gastspielen. Die Weiber liefen mir nach, wie das nun einmal so ist! Und wer

Musik im Leibe hat, hat auch Nerven! Daß ich in diesem Kartenspiel der Liebe gerade das böse Kreuz Aß ziehen mußte, war persönliches Pech! Als meine Frau gesundet zurückkam, war ich leidend! Wir konzertierten nicht mehr zusammen, trotzdem ich damals ein großer Brahmsspieler war. Selbstverständlich mußten wir uns trennen! Als Musiker war ich durch sie gewachsen und hörte folgerichtig auf, als sie nicht mehr bei mir war! Auch interessierte ich mich für die Psychologie. — Schwamm drüber. — Jedenfalls habe ich die Berechtigung zum guten Pantagruelisten erbracht! Klein gekriegt hat mich das alles nicht! Ich habe viel verdaut und fühle mich letzten Endes noch sauwohl! Haraduridar!"

Allein ganz fröhlich klang dieser letzte Ausruf doch nicht, Phosphor spürte, daß bei diesem Menschen, der mit lachendem Gesicht e das alles erzählte, zwar keine Tränen mehr über die Backen liefen, aber er wußte es traumsicher, daß sich seine Tränen alle in der Herzkammer trocken aufhäuften zu großen schimmernden Schmerzensschätzen, in denen die Seele einmal ersticken mußte, wie der Geizige im Golde!

Alle Gäste waren aus dem Lokal bereits entwichen. Einige Sonnenflecke lagen auf den sauberen Dielen. Ysenberg trat ans geöffnete Fenster und schaute auf die Straße.

Jordis schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und rief: „Warum essen wir nicht? Herr Wirt, die neue Platte!"

Aber siehe, die Platte kam bereits von allein dahergewandelt. Ungeheuer war sie und bestand aus köstlichem, grauem, englischem Steingut. Erst als sie auf dem Tische niedersank, gewahrte man, daß sie in den Armen des kleinen, schlauen Feinschmeckerwirtes geruht hatte, so gewaltig war ihr Umfang.

Auf dieser Riesenplatte erhob sich eine Masse, die einem Pudding nicht unähnlich sah, und umkränzt war von den zartesten Scheiben des Brustfleisches und rötlichen Schenkelfleisches des Puters. Grüner Salat umgab in reichlicher Fülle den breiten Rand der Schüssel. Und ein Duft stieg von dieser Platte auf, der eine Vorahnung der künftigen Genüsse verhieß.

An diesem Tage schienen sich zweierlei Gestalten um Phosphors Seele zu streiten. Eben noch war er in träumerischer Hingabe an das vor ihm stehende neue Gericht versunken, da trat aus dem lichten Nebel, der den Raum erfüllte, plötzlich das Bild der Frau, die er liebte. Auf einem Sonnenreflere schwebend stand sie mit rotgeweinten Augen, im Hut, das Jakett über den Arm gehängt, vor ihm, und wie es ihm deuchte, schaute sie ihn vorwurfsvoll an.

„Ach, Mathilde," seufzte der gute Doktor Phosphor.

„Nun fangen Sie abermals mit Mathilden an," rief Jordis voller Entrüstung. „Sie sollten doch wissen, daß ein jedes Ding seine Zeit hat. Jetzt sind wir im Zeichen dieses gastronomischen Turmes."

Doch wie der Philosoph seine Augen erhob, stand Mathilde leibhaftig da, das Jakett über den Arm gelegt und mit rotgeweinten Augen . . .

Ein Rationalist wird das füglich so erklären, daß sie, wie sie versprochen hatte, nach Beendigung ihres Besuches gekommen sei.

Allein zu gewissen Zeiten gewinnt ein jedes Ding der Erscheinungswelt eine übernatürliche Macht schon dadurch, daß es erscheint. Denn wie soll uns die Vernunft je das Geheimnis der Existenz eines Abwesenden beweisen?! Wie können wir es uns erklären, daß plötzlich jemand, den wir wo anders vermuten, zur Tür hereinkommt? Oder wer will die viel größeren Wunder auf-

decken, daß wir mit etwas Unsichtbarem brieflich verkehren? Und gar das Telephon erscheint dem Unbefangenen als rechtes Werkzeug höllischer Mächte.

So war denn Mathilde im Augenblick für Phosphor und für den mitfühlenden Jordis wie eine fleischgewordene Vision. Wie vor einer solchen erschraken sie auch.

Doch sie begann wie selbstverständlich sofort aufs schnellste zu berichten, daß ihr Kind nicht gut gehalten worden sei. Gerade als sie mit der Frau, bei der das Kind in Kost sich befand, rechtete, wäre Rahn gekommen und hätte ihr eine schreckliche Szene gemacht. Da sie sich nicht hätte erweichen lassen, sei er brutal geworden und hätte geschrieen, sie solle nicht mehr auf ihn rechnen. Die Kostmutter des Kindes aber hätte die Gelegenheit ergriffen, sie zu demütigen und hätte ihr erklärt, sie müsse eine Schandperson sein, daß ein so guter Mensch wie Rahn nichts mehr von ihr wissen wolle. Daraufhin hätte sie das Kind kurzerhand zu ihrer Schneiderin, einer guten und treuen Person gebracht, die leider nur zu alt sei, um das Kind zu warten.

Ganz verzweifelt war die arme Mathilde nach ihrem Abenteuer und weinend bat sie Phosphor, sie gehen zu lassen, sie brächte Niemandem Glück.

Jordis hatte ihr inzwischen auf dem Teller von der köstlichen Platte vorgelegt. Als sie fertig war mit ihrem Ausbruche, ergriff er das Wort und sagte: „Liebes Fräulein Bollhaas! Inzwischen hat der gute Doktor alles geordnet." Dann deutete er mit dem Daumen auf die Fensterbank, auf der Ysenberg inzwischen sanft entschlummert war: „Dort gewahren Sie Ihren Gesanglehrer, den würdigen Professor Ysenberg. Er hat für drei Jahre sein Unterrichtshonorar angewiesen erhalten. Der Doktor hat auch Ihr

Leben für diese Zeit sicher gestellt. Nach dieser Berichtigung dürfte es für Sie an der Zeit sein, von diesem herrlichen Gerichte zu speisen."

Nun griff Jordis mit der Linken nach rückwärts, packte Ysenberg am Rockschoße und zog ihn wieder an den Tisch. Verstört fuhr der Gesangsprofessor aus seinem Schlummer auf.

„Ungläubiger Thomas!" herrschte ihn Jordis mit tiefer Stimme an. „Erkenne nunmehr die Wahrheit, die du so lange geleugnet. Die du hier vor dir erblickst, ist Mathilde, deine Schülerin für dreihundert Mark. Kniee nieder und bete sie an!"

Ysenberg dienerte dreimal verlegen. Dabei aber schielte er mit Augen und Nase ständig nach der frischen Platte. Er schien nicht eben sehr zufrieden, daß noch ein Gast herangekommen war, so sehr ihn auch die Existenz der Schülerin erfreute.

Auch über die betrübte Mathilde gewann die Platte ihre Macht auszuüben. Mechanisch schob sie einen Bissen in den Mund. Einen zweiten ließ sie folgen und fragte dann: „Was ist das nur, es schmeckt ausgezeichnet."

„Eine Pute ist's, Mathilde," flüsterte geheimnisvoll Jordis, „eine Pute, in die vier zerstampfte Wachteln, mit Trüffeln gemischt, als Füllung gestopft wurden. Edle Kräuter wurden dazu getan, köstlichstes Rindermark als Fett verwandt, und so entstand dieses Gericht, das einem König zur Ehre gereichen würde."

Und er goß im grandiosen Strahle Mathilden Romané ein, und siehe da, Homer behielt recht: auch diese Untröstliche wurde durch leckere Speise und Trank beruhigt.

Schäumender Romané löste den nicht moussierenden Bruder ab. Mathildes Gesicht wurde hoffnungsfreudiger und Phosphor saß in stiller Seligkeit da, dieweil er sah, wie sich die Geliebte tröstete und wie es ihr schmeckte.

Der Stilton reizte die Zunge von neuem und kräftigte den Magen. Die Erdbeeren mit Crême d'Isigny erfrischten den Gaumen. Ysenberg erzählte von seinen großen Erfolgen, und endlich beim letzten Glase sang Mathilde, von Phosphor und Ysenberg gemeinsam gebeten, ein Lied.

Schön und klar erklang ihre herrliche Stimme und die beiden Wirtsleute kamen und stellten sich Arm in Arm an den Tisch, um dem Gesange zu lauschen. Mathilde sang nur Volkslieder, aber keiner achtete auf den Text, alle hörten auf ihre schöne Stimme. Ysenberg konnte nicht anders, zum nicht geringen Ärger Phosphors umarmte er das Mädchen und sagte zu Jordis: „Hätte ich das gewußt, ich hätte sie auch umsonst unterrichtet und mir nur für später Prozente gesichert. Sie ist ein Phänomen!"

Phosphor war selig. Er merkte es gar nicht, daß dem braven Jordis die Rechnung präsentiert wurde und daß dieser sie ihm vorlegte, obwohl er doch nach Vereinbarung der Gastgeber war. Anstandslos zahlte er die Zeche und schritt alsdann den anderen nach, als wandele er in einem goldenen Garten. Laut hätte er gern allen Leuten, die an ihm vorbeiglitten, gesagt: „Schaut meine Mathilde an! Ist sie nicht herrlich?"

Müller
Linie

Achtzehntes Kapitel

Ἁρμονίη τόξου καὶ λύρης.

Heraklit von Ephesus.

Eine neue Vision Phosphors. — Der Musiker Jordis tritt in Erscheinung. — Des Tages Ereignisse tauchen aus dem Nebel auf. Das Café. — Was Jordis von der modernen Kultur hält! — Von der Schwierigkeit, in unserer Zeit Pantagrueliſt zu sein! — Wozu Phosphor sein Mammon verliehen ward. — Rahn und die Malerin. Phosphor hört, was Rahn über ihn, Mathilde und Jordis denkt! Phosphors Zorn und Niederlage.

Phosphor fühlte seine Beine als vereiste Klumpen, seinen Rücken als Plättbrett, seinen Kopf als Bienenstock, seine Ellbogen als Bleigewichte und seinen Bauch als gärendes Mostfaß, da er sich spät in der Nacht in einem engen schlauchartigen Lokal wiederfand. Lampen, die primitiv mit rotem Papier umgeben waren, spendeten mystisches Licht, die von Weindunst, Menschenausdünstung, Mädchenparfüm und Zigarrenrauch mephitisch durchseuchte Atmosphäre war so dick und weiß, daß man sie wie geronnene Sahne mit Messern hätte zerschneiden können.

Als Phosphor seine Blicke umherschweifen ließ, ruhte sein Kopf auf seinem rechten Unterarm, der wiederum einen Stützpunkt in einem Marmortischchen gefunden hatte.

Ihm gegenüber saß ein junger Mann, der ein Mädchen krampfhaft umschlungen auf seinem Schoße festhielt. Verliebt schaute er der etwas mageren Schönen in den offenherzigen Busen. Die Begier ließ scheinbar seine Augen in seine großen Nasennüstern rollen, weil sie von dort aus ihr Rekognoszierungsfeld besser überschauen konnten. Eine andere junge Dame, deren Gesichtsausdruck auf große Nonchalance schließen ließ, hatte ihre Goldkäferschuhe ungeniert auf die Tischkante gelegt. Ihr sehr dezenter, schwarzer, knappanliegender Tuchanzug kleidete sie ausgezeichnet, ihre etwas übermütige Haltung verriet ausgezeichnete Wäsche, gutsitzende gelbseidene Strümpfe und noch etwas mehr. Ferner tauchten in dem Nebel kühne Frisuren junger Leute, seltsam gebundene Krawatten, Shagpfeifen, schwarze Schnauzbärte, dünne sehr bewegliche Hände und sich lustig bewegende Weinkelche auf.

Wäre des Dampfes Beize nicht gewesen, Phosphor hätte geglaubt, er erlebe eine Vision.

Die Klänge eines Klaviers und einer Geige schlugen an sein

Ohr, und Weiber- und Männerstimmen stimmten im Chorus mit ein.

Ein schwarz umrahmtes, blasses Gesicht trat aus dem Nebel. Die erregt glühenden Augen gaben Phosphor das Gefühl, dieser Mann müsse ein weißer Neger sein. Die Erscheinung lehnte an einem Tisch und begann ein Gedicht zu deklamieren in einem selsamen, intensiv betontem Rhythmus, als humpele ein Lahmer mit Anstrengung schnell durch das Lokal. Beifallsgetöse erscholl. Phosphor, der alles nur zusammengeflossen zu sehen vermochte, hatte kein einziges Wort von dem Vortrag verstanden.

Da goß ihm einer eine Wasserkaraffe über den Kopf. Alles lachte auf. Er aber fühlte sich nur erquickt und drehte wohlgefällig den Hals hin und her. Er hörte die selbst im Zorn noch gleichmütige Stimme Jordis, der da sagte, man müsse vor diesem Menschen Respekt haben, er wäre ein Gönner der Kunst.

Zum ersten Male erhob Phosphor den Kopf, als ihn ein großer, blonder, gutmütiger Mann mit weichem Hemd und schöner Seidenweste fragte, ob er sich nunmehr wieder besser fühle.

Phosphor stammelte nur „danke, danke" — — dann sah er, wie sein Freund Jordis breit und gemächlich durch die Menge schritt, oben auf dem Podium mit dem Geiger ein paar Worte wechselte und das Instrument ergriff. Totenstill wurde es in dem engen Lokale. Jordis hielt die Fiedel in seinen gewaltigen Händen, die Ärmel waren ihm über die Handgelenke gerutscht, ein kalter Zigarrenstummel hing schief in seinem breiten Maule, die Haare waren kratzbürstiger denn je, und seine Augen sahen schwer betrunken durch die Augengläser über den Geigenhals rings in dem Raume herum.

Ein mißtöniges Quarren entquoll der Geige, so daß das ganze

Lokal in Grunzen ausbrach. Da aber reckte sich die Figur des Geigers, ein Lauf von einer Zartheit und einer Brillianz, der auch dem größten Ignoranten sofort den Meister verraten hätte, entrann dem Instrument. Ein Paar prüfende Akkorde setzten ein, zwei oder drei Takte waren Pause und der Spieler entlockte der Geige Töne von einer Kraft und einer Intensität, daß im Nu jeder Nebel aus Phosphors Hirn fortgefegt war und er zu lauschen begann, krampfhaft und gespannt.

Weit wurde der Raum, die Decke entschwebte, Pfeiler schossen auf, Spitzbogen begannen sich zu wölben und in eine kühle Kirche ward unserem Phosphor das heiße Lokal gewandelt. Das blonde Mädchen, das sich eben noch gespreizt hatte, kroch in sich zusammen und begann zusammengekauert zu weinen und zu schluchzen, als wolle sie Buße tun. Die Zigarren hörten auf zu qualmen, aller Augen wurden starr, und die Akkorde einten Alle im gleichen Gefühl.

Die Geige schwieg. — Der ganze Raum atmete schwer auf.

„Bachs Chaconne", sprach eine Stimme hinter Phosphor sehr freundlich.

Ein Beifall brach los. — Jordis stand oben auf seinem Podium wie ein großer Bube, der einen schlechten Streich begangen hatte.

Einige schienen ihn hier zu kennen. Ein paar Stimmen riefen: „Die ungarischen Tänze." Und Jordis spielte, spielte, — daß es allen in den Gelenken zuckte, daß die Mädchen üppige, stolze Gesichter annahmen, die jungen Männer mit den Absätzen auf dem Boden mitvibrierten.

Eine Saite sprang, das Geigenspiel brach ab. Das Summen begann aufs neue. Der dicke Nebel begrub alles.

Phosphor sann den Ereignissen des Tages nach. Bildartig flogen sie wieder an ihm vorbei und nahmen eine so plastische Ge-

stalt an, daß er sie noch einmal in aller Schärfe erlebte, noch einmal jedes Wort vernahm, daß zu ihm gesprochen ward.

An einer hellen Straßenecke nahm Mathilde von ihm Abschied. In überströmendem Dankbarkeitsgefühle ergriff sie seine Hand und küßte sie. Da zog ihn Jordis energisch in ein Café, das sich an der Ecke befand, damit er nicht unnötig Aufsehen unter verständnislosen Menschen erregte. An einem Nebentische saßen fünf oder sechs magere, halb elegant, halb salopp gekleidete, junge Herren vor halb geleerten Wassergläsern und rauchten eifrig Zigaretten. Sie führten eine angeregte Unterhaltung, und was der gute Doktor Phosphor von ihrem Gespräch auffing, imponierte ihm im höchsten Maße, denn die Reden trotzten von kühnen Wendungen, von sentenzartigen Sätzen, und die Worte „Kunst, Kultur, wir guten Europäer, neue Ziele, Ausblicke, Feinheit, große Gesinnung, Ewigkeitszug" flogen von Mund zu Mund mit den verschiedenartigsten Betonungen. Ehrfürchtig hatte Phosphor seinen Mentor gefragt, wer diese Herren wären, die in so souveräner Weise zu plaudern verstanden. Jordis hatte gelächelt: „Der blonde junge Mann mit der malvenblauen Kravatte und dem sehr hohen Kragen und Gehrock verkörpert augenblicklich das Feuilleton der Freien Neuen Presse, das heißt jedes Wort, was er sagt, stammt aus den Aufsätzen, die er vor zwei Stunden gelesen hat. Der kleine Dicke mit dem schwarzumränderten Klemmer, der so fettige lange Haare und ein so ausgebildetes Gesäß hat und sich mit Vorliebe mit seinen Nasenlöchern beschäftigt, ist ein Ästhet, der alles nachspricht, was er in den Blättern für die Kunst gelesen hat. Der junge Mann mit dem dänisch karrierten Anzuge, den O-Beinen und den ausladenden Handbewegungen ist weiter nichts als ein sehr fettgelesenes Feuilleton der Fischerschen „Neuen

Rundschau." „Verzeih," hatte Phosphor unterbrochen, „sind diese Herren die Verfasser solcher geistreichen Artikel und Feuilletons?" „Nein," hatte Jordis unter Lachen geantwortet, „aber ihr Traum ist es einmal solch ein Verfasser zu werden. Doch schon jetzt sind sie hochmütiger, als wären sie die Artikelschreiber. Sie sind der Gipfel unserer großstädtischen Kultur, — ihrer Meinung nach! Ein jeder nennt sich mit Emphase Schriftsteller oder Dichter! Ein jeder ist eine Hoffnung! Ein jeder trägt den Marschallstab der Kritik in der Tasche. Gewisse moderne Kritiker sind die Götzen, die sie anbeten und denen sie nacheifern. Sie bevorzugen einen Stil, der eine Mischung ist aus Nietzscheaphorismen und Jargonausdrücken. Ihre Gefühle sind so fein und fragil, daß sie in komplizierte Satzflacons verpackt werden müssen, denn sie sind flüchtig wie Rosenöl. Diese jungen Leute machen nur nach, was andere ihnen vormachen. Ich pfeife auf den ganzen Kulturschwindel, wie er jetzt ausgeschrieen wird," hatte er geschlossen. „Ein jeder muß Eigenart haben, wie es so schön heißt, muß seine Individualität beweisen. Aber wohin sind wir damit gekommen? Das sich jeder ein paar Spezialitäten einlernt, die hernach teuer bezahlt werden. Verloren gegangen ist das Geheimnis Heraklits, die Harmonie des Bogens und der Leier. Allzumal ist ihnen die Kindlichkeit abhanden gekommen. Fürwahr es gehört viel Mut dazu, heutigen Tages Pantagruelist zu sein, und alles zu verdauen, was auf den Tisch des Lebens aufgetragen wird. Es gibt allzu viele Gerichte und die meisten sind beim Bacchus unverdaulich. Da kann nur Wein, Ironie und Humor helfen, das sind und bleiben die besten Purgantia, die uns zur Erleichterung verliehen wurden."

Sind Menschen einmal von dieser pantagruelistischen Stimmung ergriffen, wie es Jordis und der mitfühlende Phosphor

waren, so pflegen sie nie allzu leicht ein Ende zu machen. Von Ort zu Ort war Phosphor seinem Meister gefolgt. Hatte weiter getrunken und weiter verdaut. In einer Schnapsstube hatte ihm Jordis noch tausend Mark abgepumpt, denn da war der treffliche Philosoph in eine tieftraurige Stimmung geraten und hatte von dem Jammer seines Daseins gesprochen. Womit anders konnte der Doktor den Trefflichen trösten? Ihm war der schnöde Mammon verliehen worden, und der andere hatte die Macht, aus dem Mammon Leben zu gewinnen. Durfte sich Phosphor noch länger besinnen? Nein und dreimal nein! —

Schattenhaft glitten all diese Szenen jetzt noch einmal an ihm vorüber. Da schlugen Worte an sein Ohr, der Name Jordis ward genannt und auch der seine fiel.

Er schaute zur Seite, und sah hinter sich in einer Ecke den Maler Rahn mit einer sehr gut gewachsenen Dame sitzen, die eine üppige Brust, splendide rote Haare und erregte Augen zeigte.

„Franzl," hörte Phosphor sie zu dem Maler sagen, „wie immer bist du wieder einmal sehr töricht gewesen. So wie du mir das erzählst, hättest du nicht so schroff Schluß machen brauchen. Du hättest diesen reichen Doktor, den sich deine Mathilde gesichert hat, doch ganz gut für dich ausnützen können. Ich hätte dir das sicherlich nicht übel genommen, ich bin nicht heuchlerisch und eifersüchtig, wie dein verstecktes Pfarrerstöchterlein. Bilder hätte er dir abnehmen sollen, und er hätte dabei Geld schwitzen müssen, daß es nur so eine Art gehabt hätte. Nimm dir nur ein Beispiel an deinem Jordis. Der hatte ganz recht, der nützt den alten Esel gehörig aus, ehe er ihn mit seiner Mathilde laufen läßt. Du hast ja selbst gesehen, daß er und Jordis nur den besten Sekt getrunken haben."

Wie ein Gift brachten diese Worte alle Säfte im Leibe Phos-

phors zum Sieden. Ab schüttelte er die Mattigkeit, die seine Glieder gefangen hielten. Mit einem Satze sprang er auf und schleuderte den Tisch und ein paar Stühle um. „Wie kommen Sie dazu eine Dame zu verleumden, die Sie gar nicht kennen," schrie er voll Wut in das Lokal hinein! „Wie können Sie solche Lügen aussprechen, Herr Rahn? Augenblicklich nehmen Sie Ihre Beleidigungen gegen die Dame zurück, die noch heute morgen Ihre rechtmäßige Braut war, und mit der Sie nur gebrochen haben, um Ihre eigne Untreue zu verbergen!"

Dieser Rede an diesem Ort folgte ein allgemeines Gelächter, Bravorufen, Toben und Beifallklatschen. „Abraham a Santa Clara hat das Wort," schrie ein übermütiger Student. Rahn erhob sich mit Souveränität und Sicherheit und sagte: „Nehmen Sie das Maul nicht zu voll, Sie alter betrunkener Kerl!" Und zur Seite gewandt warf er hin: „Der Mensch ist so aufgeregt, weil ich ihn heute aus meinem Atelier rausgeschmissen habe. Er wollte Bilder schnorren!"

Nun war es mit der Besinnung Phosphor aus. Er ergriff einen Stuhl und wollte ihn auf Rahn herabsausen lassen, allein der Stuhl verfing sich in einer über ihm hängenden Lampe und zerschmetterte diese, so daß die glühendheißen Zylinder und Glokkenscherben hier und da die Gäste des Lokales verbrannten.

Ein allgemeiner Tumult brach aus. Da aber die Gäste so eng saßen, daß sie sich kaum rühren konnten, entstand ein Gedränge, das keine großen Aktionen ermöglichte. Doch wurde Phosphor von Weibern ins Gesicht gekratzt, Männerfäuste rauften ihm einige hundert Barthaare aus, eine Weinflasche flog ihm mit aller Wucht auf den Magen und ein Stuhl gegen das Schienbein. So entschwand ihm die Besinnung.

Neunzehntes Kapitel

All that we see or seem
Is but a dream within a dream.

Edgar Allan Poe.

Der gebannte Phosphor. Stimmen aus einem fernen Leben. Was Phosphor erhorcht! Das Phantom wird angekündigt und Phosphor aus seinem Banne erweckt. Die Unheimlichkeit einer neuen Umgebung. Wie sich die neuen Gestalten in alte umwandeln, und wie bei dieser Wandlung Jordis seine Welt verliert, die Phosphor in seiner Naivität in Besitz nimmt. Der geprellte Jordis. Das Ringen um die geistige Hegemonie zwischen Phosphor und Jordis nimmt seinen Anfang. Die ersten Angriffe des Jordis scheitern, trotzdem der Leierkastenmann ihm zu Hilfe kommt. Rahn geht durch den Raum und verschwindet. Jordis will dem Phosphor die Wirklichkeit der Welt beweisen.

Langsam nur löste sich Phosphors Körper aus tiefer Erschlaffung. Schwere Dumpfheit hielt ihn fest in ihrem Banne. Ein taubes Gefühl beherrschte seinen Kopf, als wäre er mit weichem warmem Mus gefüllt. Regte sich Phosphor nur ein wenig, so spürte er Schmerzen in seinem Rücken, in den Oberarmen und im linken Schienbeine.

So verharrte er regungslos und genoß die köstliche Ruhe. Eine leichte und selten zarte Decke schmiegte sich um seine Brust. Auf seinen Händen und seinem Bauche lag etwas, das ihn mit wohltuender Wärme durchströmte.

Stimmen tönten, die er weder verstehen noch zu unterscheiden vermochte. Unmöglich war es ihm, seine Augen zu öffnen, sie gehorchten ihm nicht. Und dennoch war diese Machtlosigkeit süß. Da klang etwas, das ihn vibrieren ließ. Er ward unruhig, ein heftiger Wille überkam ihn, zu hören. Wieder erscholl der Klang, der ihn vertraut zu sein dünkte, und dann verstand er: sein Name wurde genannt: Phosphor. Nun drangen andere Sätze in sein Bewußtsein: Du Annerl, koch noch eine Kanne Kaffee. Nach unserer schweren Sitzung von gestern trinke ich die eine allein, und die andere muß unserem Vorkämpfer für bedrängte Mädchenunschuld verbleiben!

„Laß nur," ertönte eine andere Stimme im tiefen Baß, „in zwanzig Minuten mache ich Pause, dann kann das Annerl aufstehen und das Frühstück herrichten!"

Nach diesen Worten trat Stille ein, deren Süßigkeit der ruhende Phosphor wohltuend empfand!

„Ich geb's auf, es fleckt heute doch nicht, es ist zu verdammt," begann die tiefe Stimme von neuem. „Der viele Alkohol von heute nacht liegt mir zu schwer in den Knochen! Ach es ist jam-

merschade! Der Mensch zeigt so eine herrliche natürliche Erschlaffung in seinen Muskeln, wie man sie bei den besten Modellen nie sieht! Er liegt da, als wäre er tot!"

Tot! Phosphor begannen die Beine zu frieren. War er nicht vielleicht wirklich tot? Eine entsetzliche Herzensangst überwältigte ihn. Jede Fiber seines Körpers war gelähmt. Zwar vernahm er die Worte, die gesprochen wurden, doch zu regen vermochte er sich nicht. Es gelang ihm mit der größten Willensanstrengung nicht, seine Augendeckel zu heben. Ja. Er war tot, hörte aber noch auf unbegreifliche Weise. Was würde geschehen, wenn diese Leute um ihn, die er nicht kannte, es merkten, daß er wirklich tot sei und nicht nur tot schiene. Angespannt lauschte er jetzt auf jedes Wort, hing doch sein Schicksal ab von dem, was diese Menschen über ihn beschließen würden.

„Nach allem, was du mir von ihm erzählt hast," hub die tiefe Stimme von neuem an, „ist er doch ein ganz famoser Kerl. So mir nichts dir nichts für das Mädchen Unterrichtsgeld und Subsistenzmittel zu garantieren, das finde ich doch ungeheuer anständig! Jeder täte das nicht!"

„Es sind das die einzigen Sensationen, die reiche Menschen haben können," erwiderte die andere Stimme mit einer Nonchalance, die dem in Angsten lauschenden Phosphor bekannt erschien. „Freilich für den Künstler sind diese Menschen ebenso wertvoll wie die künstlerischen Ideen selbst, denn unstreitig wird der Nimbus, der nun einmal der Kunst anhaftet, von den Genießenden geschaffen! Daher wäre es von größtem Wert für die gesamte Kunst, wenn für die rezeptiven Menschen Akademien errichtet würden, wo sie genießen lernten, um ihre Sensorien gehörig fein und aufnahmefähig zu machen! Menschen von sensibler und enthusiastischer

Anlage sollten gezüchtet werden! Dafür könnten meiner Ansicht nach die gesamten Akademien für die Künstler geschlossen werden!"

„Nun, es existieren doch schon genug rezeptive Menschen in Gestalt von Kritikern," brummte die Baßstimme unwillig dazwischen. „Warum willst du diese lästige Menschenordnung noch vermehren!"

„Ach rede mir doch nicht von unseren Kritikern! Sie sind keine Pantagrueliſten! Sie haben keine Mägen! Alle leiden fast an dem Übel geistiger Indigestion! Sie sind übersättigt, und alles, was sie neues in sich aufnehmen müssen, veranlaßt ihnen Übelkeit! Darum lieben sie immer abwechselnd das ‚Feine', wenn sie überreizt sind, oder das ‚Gesunde', wenn sie nach einem großen geistigen Katzenjammer wieder einmal ein Stück Rindfleisch brauchen! Ihnen fehlt eben das, was ein rezeptives Genie auszeichnen sollte, die unbegrenzte Aufnahmefähigkeit, ein robuster geistiger Magen, der geistige Pantagruelismus!"

Der Begriff Pantagruelismus rief in Phorphor die Erinnerung an Jordis, den vergangenen Tag vollständig zurück. Seine Gedanken verdichteten sich und nahmen plastische Formen an. Die Gespräche in dem Weinhause traten klar in sein Bewußtsein zurück und blitzschnell durchlief er die ganze Kette der Ereignisse bis zu dem Augenblicke, wo er unter den seltsamen roten Lampen gesessen hatte. Da aber brach sein Erinnerungsvermögen jäh ab.

„Es ist jammerschade, er beginnt sich zu rühren," begann die Baßstimme von neuem. „Diese schlaffe Muskulatur war nicht zu bezahlen! Du wirst erst den Unterschied sehen, wenn nachher der alte Hesekiel daliegt!" Wie ein Schwert drangen diese Worte in Phosphors Seele.

Hesekiel! Der Leierkastenmann. Der Schicksalsmensch für ihn und Mathilden sollte kommen. Ein so heftiger Krampf befiel

den armen Doktor, daß alle seine Glieder zu zucken begannen, daß sich seine Augen entsetzt öffneten und er mit dem wilden Schrei: Mathilde! Mathilde! auffuhr und alle Lähmung jäh abschüttelte.

Die wundervolle weiche Decke, die seine Brust umschmiegt hatte, flog plötzlich davon. Das Warme, das bisher auf seinen Händen und seinem Leibe gelegen, wich. Ein heftiges Kältegefühl überlief Phosphors Haut. Als er sich seiner Sinne wieder bewußt wurde, sah er vor sich ein schönes Mädchen mit zerrissenen Kleidern und entblößten Schultern und Brüsten stehen. Langes blondes Haar floß ihr bis zu den Knien herab. Sich selbst sah er auf einem Lager in weißes Linnen gehüllt.

Doch siehe, vor ihm schien aus einer graugelben Masse ein Mann, der ihm in Haltung und Lage glich, ins Leben zu wachsen. Ein Weib ruhte über ihm. Phosphor schwankte und begann sich mit diesem Manne zu verwechseln! — Da flog sein Blick weiter. Neben der phantastischen Gruppe stand gebeugt ein Mann im weißen Kittel und machte große Augen.

Phosphors Staunen wuchs. Seltsame regungslose Gestalten standen hier und da an den Wänden, einige waren mit Lappen umwunden, als hätten sie Wunden in einer Schlacht davongetragen. Endlich gewahrte er an der Rückwand ein Haupt, das mit einem grünen Seidenfetzen umwunden war und über einem Leibe, der in einem Brokatschlafrock stak, gedankenvoll nickte. In türkischer Weise hockte dieses Wesen auf einem Diwan. Vor ihm stand eine Schale mit Kaffee und in der Hand hielt es gravitätisch einen langen Tschibuck. Zwei bekannte Augen richteten sich jetzt auf Phosphor und eine bekannte Stimme begann in den schnödesten Diskanttönen zu singen: „Er ist erwacht! Gelobt sei sein Name in Ewigkeit!"

Das Wesen sprang auf, näherte sich Phosphor und flößte diesem aus seiner Tasse etwas starken schwarzen Kaffee ein. „Wie geht es nun Euer pantagrueliſchen Gnaden," fragte es zeremoniös. „Ich hoffe, Euer Liebden werden es diesem wackeren Steinhauer verzeihen, daß er Euer Herrlichkeit für sein ausgebliebenes Modell, den schicksalsträchtigen Leierkastenmann, als ruhenden Christus benutzt?"

„Stopft mir nicht meine Ohren voll Worte, sondern laßt meine Augen das Dasein genießen!" erwiderte Phosphor, dem Ton und Sprachweise seines Mentors vom Tage vorher satzvergiftend in den Geist gedrungen war.

„Eine pantagrueliſche Antwort! Eine gute Antwort! Sie verrät, daß die letzten vierundzwanzig Stunden nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind!" rief triumphierend das grünbrokatene Schlafrockwesen aus, indem es emporsprang und geschickt auf einem Pantoffelabsatz herumwirbelte. Viele Arme und drei Gesichter wie ein indisches Götterbild schien der Grünbrokatene im Augenblicke zu haben, Phosphor aber wurden Züge und Bewegungen bekannter und bekannter und als der Pantoffeltänzer sich wieder niederließ, entquoll Phosphors Munde wie ein Seufzer der eine Name: „Jordis!"

Ja! Jordis, der Magus seines neuen Lebens, Jordis, der ihm die Pforten zur Wanderung durch das vielgestaltige Dasein geöffnet hatte und ihm erklärte, was in ihm ruhe, der nach seinem eigenen Zeugnis nur eine Traumfigur war, die sich Phosphor selbst geschaffen, stand vor ihm leibhaft.

Wie ein Heimatklang ertönte ihm die Stimme seines Mentors, der jetzt mit grotesker Armbeugung vorzustellen begann:

„Diese schöne Magdalena wird in diesen Räumen Annerl ge-

nannt und wird sofort einen herrlichen Kaffee kochen, und dieser Mann dort, der seine Muskeln durch Steinhauen stärkt, hat gestern den sterblichen Leib Eurer Herrlichkeit vor einer Tracht Prügel bewahrt!"

Phosphor richtete sich auf, um den Mann im weißen Kittel die Hand zum Dank zu reichen. Bei dieser Bewegung überkam ihn ein Schwindel und die Gestalt vor ihm begann sich in Rauch aufzulösen.

„Jordis," rief er betäubt von diesem Phänomen, das sich so selbstverständlich in seine neuerworbene Erkenntnis vom Traumsinn des Daseins einfügte, „Jordis, halte ihn fest! Er beginnt sich aufzulösen, ich möchte ihn nicht in meinem Lebenstraume missen, ich möchte es nicht!"

Der Bildhauer, der diesen etwas verzwickten Gedankengang nicht begriff, schaute mit aufgerissenem Maule Phosphor an, trat einen Schritt zurück, als müsse er sich vor diesem Wahnwitze in Sicherheit bringen und befahl dem Annerl: „Hol eine Kanne kalten Wassers und gieß es ihm über den Kopf! So etwas von Kater habe ich noch nie erlebt!"

Auch Jordis, der den Ursprung dieser Gedanken kannte, wich voll Entsetzen zurück. Sein Gedanke vom Traumsinn des Daseins, aus dem er selbst die Kraft zog, sein abstruses Dasein zu leben, war in einen anderen übergeflossen, nicht gedanklich, nein, als eine magnetische Notwendigkeit, die ein ganzes Leben vom Fundamente aus umgestalten mußte. Neid und Eifersucht gegen diesen Menschen, der doch nur sein Geschöpf war, begannen in Jordis aufzuschießen, noch aber vermochte er sich darüber keine Rechenschaft zu geben, denn seine Neugierde trachtete danach, mehr aus Phosphor herauszulocken.

Darum erwiderte er mit einer priesterlichen Handbewegung, nachdem er durch ein langes Nachdenken Phosphorn gezwungen hatte, die Aufmerksamkeit voll auf ihn zu lenken: „Tiefsinniger Freund! Ob dieser Mann eine Wirklichkeit besitzt oder nur eine von uns erträumte Existenz, wollen wir mit der Resignation, die den echten Denker so gut kleidet, auf sich beruhen lassen! Ich stelle ihn dir nur vor als einen Mann, der sich freiwillig dazu verurteilt hat, Formen dieser Welt in Stein nachzubilden, die durch die Konvention als Kunstwerke angesehen werden und somit wirklich recht beträchtliche Summen abwerfen!"

Der Bildhauer lachte: „Na, na — — wenn ich auch nicht übertrieben von mir denke, etwas wert ist der Kram denn doch schon!"

„Ach, wir kennen das," gab ihm Jordis lachend zur Antwort. „Ohne Einbildung und Selbstüberschätzung ist kein Dichter, Künstler oder Musiker möglich! Was unterschiede diesen in seinem Selbsteinbildungstroste so glücklichen Mann von einem ganz gewöhnlichen Hochstapler, wenn nicht die Konvention auf die eingebildeten Kunstwerke pekuniären und moralischen Vorschuß gäbe?"

„Nun ist aber genug der Narrheit," begehrte der Bildhauer auf. „Wir sind nicht allein, du mußt Rücksicht auf diesen Herrn hier nehmen!"

Doch Jordis schnitt mit unnachahmlicher Grandezza alles Weitere ab: „Bitte alter Freund, fürchte nicht in deinem geldbedürftigen Sinne, daß ich dir einen Käufer abschrecken will! Ich habe die Pflicht, diesem Manne die lautere Wahrheit über alle Erscheinungsformen unseres Daseins zu sagen! Ich bin sein Virgil in diesem Inferno, nur gedenke ich ihn die Grausamkeiten dieses Infernos nicht mit der Genugtuung des alten Dante betrachten zu lassen, sondern mit den Humoren des guten Meisters Franz Rabelais!"

Phosphor sah, wie der Mann im weißen Kittel ratlos mit den Achseln zuckte und gutmütig resignierend sagte: „Jordis, soviel Abstrusitäten auf einmal verdaut kein gesunder Mensch! Wenn du eine Nacht durchgebummelt hast, bist du schrecklich."

Während Jordis halb belustigt, halb geschmeichelt über diese Bemerkung lächelte, durchfuhr den ruhenden Doktor eine Erleuchtung: Sicherlich, diese beiden miteinander redenden und hadernden Menschen waren nur Teile seiner eigenen Persönlichkeit. Alle diese tollen Gedanken kamen ihm, weil er die Nacht durchzecht und durchbummelt hatte. Und er gab diesen Gedanken Ausdruck indem er mehr zu sich, als zu den Traumfiguren in diesem Raume redete: „Ja Jordis, wir wollen es jetzt genug sein lassen mit den Gedanken, wir wollen uns anderen Betrachtungen zuwenden!"

Diese Worte faßte der Bildhauer nur allzu natürlich auf, ging zur Tür hinaus und rief ermunternd: „Annerl, eile dich, der Doktor hat schon Hunger!"

Jordis aber war der Unterton in diesen Worten nicht entgangen und eifersüchtig und ängstlich zugleich fragte er Phosphor, indem er das Du mit dem Sie vertauschte: „Wie meinen Sie das, lieber Doktor?"

„Wörtlich!" gab Phosphor harmlos zur Antwort. „Wenn ihr meine selbsterschaffenen Phantasiegeschöpfe seid, so sind alle Worte und Gedanken, die ihr da äußert, die meinen. Und ich konstatierte soeben, daß sich das tatsächlich so verhält!"

Jordis' Gefühle bei diesem Geständnis können nur mit denen eines Gastes in einem Restaurant verglichen werden, der von gewaltigem Hunger geplagt in den überfüllten Raum eintritt, aber ein saftiges Lendenstück erwartet, das er telephonisch bestellt hat.

Er sieht, wie ein solcher Braten an ihm vorbeigetragen wird, und freut sich nun auf das ähnliche Stück, das seiner harrt. Endlich aber teilt ihm der Kellner höflich mit, seine Portion sei soeben anderweitig vergeben, weil man an ihn in der Aufregung und Eile nicht mehr gedacht hat.

Dieser Phosphor nahm ihm seine Lebensidee mit der größten Selbstverständlichkeit vor der Nase fort und parodierte sie in aller Aufrichtigkeit und Harmlosigkeit. Wie oft hatte Jordis jungen Leuten damit imponiert, daß er sie als Phantasiefiguren und das Leben als Traum angesehen, und nun wurde er selbst von diesem Manne also parodiert. Jordis hatte sich an seiner eigenen Angel gefangen. Und so geschah es, daß er zum ersten Male in seinem Leben vielleicht keine treffende witzige Antwort fand.

Düster blieb er vor dem Lager Phosphors sitzen, der sich mit zusammengepreßten Lippen und glänzenden Augen wieder ausgestreckt hatte.

Neue Gedanken erwuchsen in Phosphors aufgewühltem Hirne, und er genoß diesen Zustand unwillkürlichen Schaffens mit Entzücken.

Währenddem aber brütete Jordis, wie er diesem Menschen die Wirklchkeit beweisen könne. Zerstören mußte er ihm die Ideen, daß er, Jordis, nur eine Traumfigur sei. Das Privilegium, die Welt zu träumen, wollte er allein haben. Was war er denn noch, wenn er nicht in diesen Ideen lebte, allein und abgesondert von den anderen, denen das Leben eine tote Wirklichkeit blieb und bleiben mußte!

Da pochte es dreimal dumpf an die Tür.

Erschreckt fuhren Phosphor und Jordis aus ihren Gedanken auf, starrten zur Tür und starrten sich an.

Die Tür ward geöffnet, und herein schritten geisterhaft hintereinander der Leierkastenmann und der Maler Rahn.

Entsetzt ergriff Phosphor Jordis' Hand, die er umklammerte und nicht los ließ. Seine Augen hingen gebannt an dem Leierkastenmanne.

Da kam der Bildhauer eilig durch's Atelier geschritten und begrüßte den Leierkastenmann mit den für Phosphor seltsam klingenden Worten:

„Wie Sie sehen, Hesekiel, haben wir bereits Ersatz für Sie!"

Der Leierkastenmann krümmte sich unter diesen Worten demütig zusammen und schielte verstohlen nach dem Lager. Er musterte die darauf ruhende Person. Als er aber Phosphor erkannte, wuchs seine Gestalt. Mit einem bösen Lachen und bläkenden Zähnen starrte er den ruhenden Doktor an.

„Entfernen Sie das Phantom, entfernen Sie das Phantom!" bettelte Phosphor wie ein kleines Kind zu Jordis gewandt. Dieser ersah seine Chance und flüsterte: „Sehen Sie nun, mein lieber Doktor, daß Sie sich durchaus in einer wirklichen Welt befinden, daß Sie keinerlei Macht haben, diese Phantasiegeschöpfe kommen und gehen zu lassen, wie Sie es wollen!"

Allein Jordis sollte dieses Mal unrecht behalten, denn der Bildhauer, der sich nicht geneigt fühlte an diesem Morgen noch weiter zu arbeiten, entließ den Leierkastenmann für den heutigen Tag und gab ihm ein kleines Geldstück. Grinsend ging dieser zur Tür, dort wandte er sich noch einmal um. Das Affchen war ihm wie gewöhnlich auf die Schulter gesprungen und schnitt seine abscheulichen Grimassen, während der Leierkastenmann höhnisch ins Atelier hineinsagte: „Ich empfehle mich allerseits!"

Diese Äußerung schien Phosphor ganz besonders boshaft und niederträchtig zu sein. Die andern aber, selbst Jordis kümmerten sich nicht mehr sonderlich um den Leierkastenmann. Der Bildhauer sprach mit Rahn, und Jordis brütete darüber, wie die Bosheit des Schicksals Phosphor gegen ihn recht behalten ließ.

Rahn machte sich von dem Bildhauer los und schob sich in den Gesichtskreis Phosphors, dem er unwirklich erschien wie der Leierkastenmann.

Er begann, während er sich fortwährend verhaspelte, eine Reihe Entschuldigungen über die Ereignisse der vergangenen Nacht hervorzustottern und schloß endlich, der Doktor möge sein Verhalten zu Mathilde nicht mißdeuten.

All das, was Rahn gesagt hatte, war an den Ohren des Doktors vorbeigegangen, wesenlos und wirkungslos. Rahns Worte waren für ihn nur ein Geräusch. Vielleicht verstopfte die Antipathie seine Ohren sicherer wie Wachs. Er sah nur immer das Gesicht des vor ihm Stehenden, das krampfhafte Lächeln und die lauernden, beobachtenden Augen. Er wußte, daß dieser Mensch einen Zweck verfolge, er mußte sich die rothaarige Malerin neben ihn denken, und kalt und klar erwiderte er ihm:

„Also Ihre Freundin hat Sie wirklich überreden können zu mir zu kommen und denkt nun sicherlich, ich würde Ihnen einige Bilder abkaufen, für die ich dann Geld schwitzen soll?"

Diese Worte wirkten auf den Maler schlimmer als ein Peitschenhieb. Nichts ärgert einen Menschen, der diplomatisch handeln will und sich um seines Vorhabens willen verstellt, mehr, als wenn ihm Ursache und Absicht seines Handelns kühn auseinandergesetzt werden! So war es kein Wunder, daß Rahn zornig wurde und in heftigstem Tone Phosphor anfuhr, er solle sich hüten. Die beste

Absicht hätte er gehabt, er hätte als jüngerer sich bei einem älteren Herrn entschuldigen wollen.

Phosphor unterbrach ihn: „Bemühen Sie sich nicht länger, mir alle Ihre Vorsätze und Pläne auseinanderzusetzen, die doch nur den Zweck haben, mir irgend etwas zu Ihrem pekuniären Nutzen vorzutäuschen! Zufälligerweise habe ich gehört, was Ihre Freundin gestern zu Ihnen sagte und Ihnen bezüglich meiner Person anriet! Wundern Sie sich also nicht, wenn ich über Ihre Absichten vollkommen unterrichtet bin!"

Die letzten Worte hatte Phosphor mit etwas stärkerer Stimme gesprochen, als wie man sie im Tagesgespräch gewöhnlich anwendet. Der Maler, der sich in seinen Hoffnungen, einen dummen reichen Mann auszumisten getäuscht sah, geriet in hellen Zorn. Er schrie laut: „Sie beschimpfen mich! Sie beschimpfen einen Künstler! Sie tun, als wenn Sie einen gemeinen Jobber vor sich haben!"

Jordis stellte sich nun vor Phosphors Lager und redete auf Rahn ein, sich doch etwas mehr im Zaume zu halten. Rahn, der sich ärgerte, daß Jordis Phosphor in Schutz nahm, begehrte noch stärker auf:

„Was mischst du dich eigentlich ein! Was geht dich diese ganze Angelegenheit überhaupt an? Denkst du, ich wüßte nicht Bescheid? Du willst dir diesen Menschen sichern, du willst ihn und seinen Beutel für dich allein behalten! Wen ich bisher gesprochen habe, hat noch bisher zu mir geäußert, daß dieser Mann mit all seinen Absichten nun bloß noch für dich und deine Zwecke in Betracht käme! Weiß doch jeder, wie du es verstehst, Leute auszubeuten!"

Diese Worte trafen den lustigen Philosophen an seiner empfindlichsten Stelle, denn sein heiteres, sorgenloses Leben gründete sich

in der Hauptsache darauf, daß er junge Künstler und weltfrohe Genießer in seine Kunst des Pantagruelismus einführte, und sich durch diese Kunst erhalten ließ. Allein kein Mensch jemals hatte wohl eine größere Selbstbeherrschung Beleidigungen gegenüber als gerade Jordis. Trotzdem er bleich ward, sagte er mit einer fürchterlichen Herablassung: „Lieber Rahn, jeder Mensch von einigem Werte wird beneidet! Ich achte auf solche Kotspritzer gerade so, wie auf Schmutztropfen, die an das Spritzleder eines Wagens sich anhängen!"

Rahn, dem so schroff gedient wurde, konnte in seiner Wut nur noch schrill auflachen. Er wandte sich an Phosphor, verbeugte sich ironisch devot und sagte: „Auf jeden Fall bestellen Sie Fräulein Mathilde Vollhaas einen ergebenen Gruß von ihrem ehemaligen Bräutigam, der keinerlei Sorge mehr für ihren künftigen Lebensweg hegt, da er sie in so trefflichen und harmlosen Händen weiß!"

Phosphor sprang auf und wollte auf den Maler los: „Rohling," schrie er, „wie kannst du es wagen, mit deiner profanen Zunge den Namen dieses einzigen Mädchens zu begeifern!"

Vor dieser energischen Kraftäußerung hatte sich Rahn bis in die Tür zurückgezogen, und rief nun aus der Tür ins Zimmer hinein: „Wer von euch will nun noch bezweifeln, daß er intim mit ihr steht, und daß ich recht hatte, mich aus der Schlinge zu ziehen!"

Dann klapperten seine Stiefel sehr eilig die Stufen der Treppe hinunter, als fürchte er doch noch den Zorn des eventuell nachsetzenden Doktors.

Der aber war ganz gebrochen wieder auf sein Lager gesunken, und murmelte nur immer vor sich hin, während er den Kopf schüttelte: „Wie ist nur eine solche Schlechtigkeit möglich! Wie ist nur eine solche Schlechtigkeit möglich!"

Von einer Seite aber, von der er es nicht erwartet hatte, kam ihm ein plötzlicher Trost. Ein weicher nackter Arm legte sich um seinen Nacken und das Annerl sprach anerkennend: „So an Schneid hätt ich Ihnen nie zugetraut! Does ist fei nett, daß Sie das arme Mädel verteidigt haben gegen den dalketen Strißi! Nun aber, essen Sie a weng, damit Sie wieder an Hamur habn!"

Diese etwas unbehilflichen Worte kamen zur rechten Zeit! Die Achtung, die sie ausdrückten, taten der wunden Seele Phosphors wohl! Eine Äußerung im Dialekt wird ja so gern als Äußerung einer unverfälschten Natur aufgenommen.

Bei allen Anwesenden war das Barometer der guten Stimmung im Fallen begriffen nach diesen letzten Unerquicklichkeiten. Das Annerl verscheuchte die üblen Humore, die sie durch ihren Dialekt schon zum Weichen gebracht hatte, vollends, da sie die große Platte mit Wurst, Butter und Brot und eine neue Kanne heißen Kaffees brachte. Sie rückte einen kleinen Tisch an das Lager Phosphors, auf dem auch der grünbrokatene Kismetmensch Jordis sich niederließ, während der Bildhauer sich einen altdeutschen Stuhl heranrückte und das Mädchen auf seinem Knie sich niedersetzen ließ.

Hätte sich Phosphor noch vor sechs Tagen träumen lassen können, daß er ein Teil dieses immerhin nicht gewöhnlichen Bildes sein würde, das sich in dem hohen Atelierraum also von selbst komponiert hatte? Würde der ehrbare Doktor und Rentier nicht jedem, der ihm prophezeit hätte, daß er nach einer durchschlemmten Nacht mit einem fragwürdigen Bildhauer, einem noch fragwürdigeren Mädchen und einem heruntergekommenen Musiker nach den vorausgegangenen Szenen mit Heiterkeit und Humor frühstücken würde?

Knapp vierundzwanzig Stunden weilte der gute Doktor Phos-

phor unter diesen schwankenden Existenzen, und in dieser Zeit war ihm der Glaube an die Stabilität des Daseins geschwunden! Damit war er von der größten Fessel befreit, die die Konvention auferlegt. Frei und wohl fühlte er sich, denn die Episode mit Rahn war wie ein Traum im Traume an ihm vorbeigegangen. Die Höhe und das Oberlicht des Raumes, die regellose Anordnung der Figuren und Gegenstände, die Spuren schöpferischer Arbeit, die an einem Tonklumpen auf einer Drehscheibe, an dem großen Christus, dem er selbst soeben als Vorbild gedient hatte, und an noch vielen andern kleineren Arbeiten sichtbar wurden, das harmlose Gebaren des Mädchens, der zwanglose Verkehr, all das stimmte ganz mit den neuen Gesetzen seines Daseins überein.

So trank er denn voll Behagen den Kaffee, den ihm das Annerl fleißig und aufmerksam mit ihren schönen nackten Armen einschenkte, hörte auf einige technische Bemerkungen, die der Bildhauer über seine Arbeit machte, und freute sich über die skurrile Manier, mit der Jordis seinen Schlafrock trug. Ohne Vorsatz war er und ohne gesellschaftliche Hemmung, wie ein Mensch, der sich an einem schönen Sommertage nackt am Strande des Meeres dehnt! Sein einziges Bedauern war, nicht selbst Künstler zu sein, ein Bedauern, das einen jeden sensiblen Menschen zu überkommen pflegt, wenn er das äußerliche Leben und Treiben von Künstlern mitmacht.

Und er faßte endlich sein Wohlbehagen in den Satz zusammen: „Das Dasein hat seine Reize, wenn man es richtig zu träumen versteht."

Über des Philosophen Jordis Gesicht ging ein Zucken, denn wieder hörte er aus dem Munde dieses Mannes seinen Lieblingsgedanken. Doch er bezwang sich und kämpfte seinen Groll nieder. Er wollte dem Doktor schon die Wirklichkeit beweisen.

Der Bildhauer, der sein Frühstück schneller als die andern beendet hatte, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und wandte sich an Phosphor:

„Herr Doktor," sagte er, „eine interessante Neuigkeit findet sich im Tageblatt, die auch für Sie von Interesse sein dürfte: ‚Dem Gesangsprofessor Ysenberg ist es geglückt, eine ganz seltene Stimme bei einer jungen Dame zu entdecken. Durch Fürsprache des Professors hat sich ein reicher Herr Dr. Ph. bereiterklärt, die Ausbildung der jungen Dame dem bewährten Lehrer Professor Ysenberg anzuvertrauen! Wir wünschen dem Professor zu dieser Entdeckung Glück.'"

Phosphor fuhr auf: „Aber Ysenberg hat die Entdeckung gar nicht gemacht, sondern ich!"

Jordis lachte: „Ysenberg, der alte Fuchs läßt keine Gelegenheit zur Reklame unbenutzt!"

„Aber ich denke, er ist ein Künstler — — —"

Der Bildhauer erstickte vor Lachen und rief fröhlich: „Ein Künstler ohne Reklame ist wie ein Schmetterling ohne Flügel."

Phosphor senkte seinen Kopf. Dann bemerkte er traurig zu Jordis: „Der Leierkastenmann und sein Affe haben noch immer Macht über mich! Immer wenn ich gerade schön träume, beginnt sich alles ins Häßliche zu verzerren! Es ist schade um die Welt!"

Der Bildhauer schüttelte den Kopf. Das Annerl aber rief: „Net traurig sein, Doktor, net traurig sein, das ischt koa Spaß net!"

Jordis erhob sich. Erregt schritt er im Atelier auf und nieder, er erschien sich selbst wie ein entthronter König, oder wie ein Schauspieler, der sieht, daß ein Kollege eine Rolle besser spielt. „Ich muß ihn von diesen Gedanken abbringen," sagte er sich. „Ich muß!"

Dann trat er hinter Phosphor und sagte zu diesem hart: „Sie werden noch erkennen, daß es eine Wirklichkeit gibt! Ich werde es Ihnen beweisen!“

Phosphor sah ihn entsetzt an. Ward sein Mentor sich selber untreu. Und mit leisem Grausen sah er, wie auch Jordis Züge des Leierkastenmannes annahm.

Zwanzigſtes Kapitel

Aus Furcht, dass sonst der Himmel niederfällt,
Der Tittibha im Schlaf die Beinchen aufwärts hält.
Bei wem auch wäre hier kein Stolz vorhanden,
Der in dem eigenen Herzen ist entstanden!

Pantschatantra.

Fortſetzung des Ringens zwiſchen Jordis und Phosphor. Die Traumexiſtenz der Trambahn wird unter Gefahren von Phosphor erwieſen. Jordis greift zur Liſt, da die Brutalität der Wirklichkeit ſich ihm feindlich erweiſt. Er hüllt Phosphor in Worte ein. Der geheimnisvolle, Phosphor aus früherem Daſein bekannte Raum. Was das ſonderbare kleine Männchen lehrte. Jordis erringt einen Vorteil, aber Phosphor bekennt ſich nicht geſchlagen.

Schweigend schritten Phosphor und Jordis, nachdem sie das Atelier des Bildhauers verlassen, dahin, und bogen in die städtischen Anlagen ein, die am Ende der Straße begannen. Beide wurden von zweispältigen Gefühlen geplagt und von ihren aufdämmernden Gedanken im Bann gehalten.

Phosphor hatte sich am Tage zuvor blind seinem Begleiter und Führer angeschlossen. Die neuen Lebenszonen, in die er mit all der frischen Sensibilität und Harmlosigkeit, die er seinem Sturz auf den Kopf verdankte, hineingestürmt war, hatten ihn durch ihre Fremdartigkeit und Buntheit zunächst verwirrt. Wie einem Wüstenwanderer, der auf seinen weiten Ebenen durch sein scharfes Gesicht jeden Stadtmenschen verblüfft, in der Stadt aber durch das Gedränge und die Mannigfaltigkeit der Eindrücke benommen, oft auf fünfzig Schritt keinen Menschen mehr erkennen kann, war es dem guten Phosphor ergangen. Freude hatte er an all dem Neuen und Unbekannten, das sich ihm darbot, aber zu gleicher Zeit bangte ihm, er könne sich in diesem ihm neuen Gefühle verlieren. Er hatte aufgegriffen die Lehre Jordis', daß alles nur sein Traum, alle diese Menschen, die fremd und dennoch vertraut auf ihn zukamen, Geschöpfe seiner Phantasie wären. Nun da sich auch diese neuen Geschöpfe seiner Welt ebenfalls langsam zu verzerren begannen, wie seine alten Freunde, der Handelsamtsvorsitzende, der Oberlehrer und der Bauunternehmer, ward Phosphor von der Unheimlichkeit seines Daseins schwer bedrückt.

Der Sensible hat die Fähigkeit eines Mikrophons in sich: Gedanken, die flüchtig und schnell das Hirn eines Vorbeieilenden durchziehen, tönen wie Worte in seinem Ohre wider. Blicke werden zu sprechenden Gesten und leichte Bewegungen des anderen scheinen der ganzen Welt zu offenbaren, was der andere über den Sensiblen denkt.

Überall vernahm Phosphor, wie er mit den Worten entschuldigt wurde, „dieser Mann ist ein Mäzen, ein Gönner! An diesen Mann muß man sich halten, da er Geld besitzt.“ Bei einem jeden Menschen gewahrte Phosphor gierige Blicke. Das Lächeln, mit dem sich Leute ihm näherten, erschien ihm brutal und begehrlich.

Am unheimlichsten war ihm sein Mentor Jordis geworden. Daß dieser seine eigene Lehre vom Traumsinn des Daseins verleugnete, beängstigte ihn wie ein schwerer Alpdruck. Scheu betrachtete er den neben ihm Schreitenden in der bangen Erwartung, er würde ihn plötzlich von neuem mit der Maske des Leierkastenmannes anstarren. Sich aufzuraffen, diesen Menschen von sich zu weisen, war er nicht imstande, denn er hing an diesem Manne mit einer plötzlich erwachten freundschaftlichen Zuneigung.

Hilflos gebunden und beengt erschien sich Phosphor in dieser neuen Welt, die doch die seine sein sollte, die er sich selbst geschaffen haben sollte in seiner Phantasie. Alle seine Geschöpfe wollten sich wider ihn, ihren Schöpfer erheben und er vermochte sie nicht zu bändigen. Im Fieber fühlte er sich befangen, ja im Fieber, und das entschuldigte seine Kraftlosigkeit vor ihm selbst.

Schlimmer noch litt Jordis, der mit zusammengebissenen Zähnen und in der Tasche geballten Fäusten daherschritt.

Mit einer gewissen Ironie hatte er dem sonderbaren Kauz, den er in Phosphor sah, seine eigensten Gedanken und Meinungen eingeimpft. Für voll hatte er diesen gutmütigen Menschen, der in seiner Torheit an seine Haushälterin so große Summen verschwendete, nie genommen. Es hatte ihm Spaß gemacht, sich mit diesem Manne zu beschäftigen, sintemalen er von ihm obendrein pekuniären Nutzen hatte. Mit der Souveränität eines Mannes, der sich seines Wertes sicher ist, wenn auch die ganze übrige Welt

schreit, „das ist ein Verkommener und ein Lump", pflegte Jordis seine Opfer auszubeuten, und Opfer, von denen er lebte, hatte der gute Jordis immer. Viele Menschen liebten seine skurrile Redeweise, und besonders jungen Studenten und Künstlern imponierte er durch seine Art der Kritik außerordentlich. Er gehörte zu der Klasse von Menschen, in denen eine bedeutende künstlerische Potenz zu finden ist, die aber nicht mehr die körperliche Energie aufzubringen vermögen, die zur künstlerischen Arbeit gehört. Meistens pflegen sie sich mit der Ausrede zu trösten: „Habe ich etwas innerlich durchlebt, so ist es auch künstlerisch für mich erledigt! Ausführen!? Für wen? Die Menschen verstehen meine sublimen Gedanken doch nicht, und in der Zeit, in der ich arbeite, habe ich schon zehn andere Projekte wieder ausgedacht, und daran habe ich mehr Genuß."

Für Jordis war die Lebensanschauung, alles wäre eine von ihm geschaffene Welt, notwendig wie das liebe Brot, ja noch notwendiger, denn ohne diese Lebensanschauung hätte er ja sein tägliches Brot nie gehabt.

Bitter lachte der um seine eigene Philosophie genarrte Denker in sich hinein. Hatte er doch soeben noch einen sicheren Trumpf, den ihm Phosphors Angst vor dem Leierkastenmann gab, eingebüßt. Das Schicksal schien sich verschworen zu haben, um ihm sein eigenes Spiegelbild in diesem Phosphor zu zeigen, der ihm zuerst gefolgt war mit der rührenden Anhänglichkeit eines zugelaufenen Hundes, nur mit dem kleinen nahrhaften Unterschied, daß er von diesem Zugelaufenen gefüttert wurde.

Rascher schritten die beiden mit sich beschäftigten Geher dahin. Beängstigender wurden beiden die eigenen Gedanken. Aber während in dem überfütterten Phantasieleben Phosphors alles nur

um den einen Punkt der ewigen Verwunderung kreiſte, konzentrierte ſich Jordis auf das eine Ziel, den Uſurpator ſeiner Lebensidee zu entthronen, ihn ins Nichts der Wirklichkeit zurückzuſchleudern.

Wie ein jeder echte Genießer war Jordis ſkrupellos, indem er nur die Situation ſah oder Reize empfand, die ihn letzten oder ergötzten. Doch da auch er von den letzten zwölf Stunden abgeſpannt war, brachte er nicht genug Phantaſie für etwas wirklich Großes, Groteskes auf, was den Phosphor hätte umwerfen können. Jordis griff wie ein ergrimmter Knabe zu etwas Nächſtliegendem. Eine durch die Anlagen fahrende Tram brachte ihn auf einen Plan, den er ſofort auszuführen beſchloß. Mit ernſtem Geſichte hielt er plötzlich Phosphor mitten auf einem Straßenübergang an und fragte: „Sie nehmen es alſo ernſt mit meiner Idee, daß das Leben von unſerer Phantaſie erſchaffen wird?“

Phosphor nickte und antwortete: „So ernſt, daß ich dieſe Idee für die meine erkläre, da du ja nur ein Geſchöpf meiner Phantaſie biſt, und ſagſt, was ich dir verleihe!“

Jordis zerriß das Herz, aber er bewahrte volle Ruhe.

„Gut!“ ſagte er. „Immerhin iſt es aber nötig, daß Sie Ihren Glauben vor ſich ſelbſt erweiſen! — Dort muß eine Trambahn um die Ecke der Anlage biegen. Sie fährt an dieſer Stelle beſonders ſchnell. Stellen Sie ſich der Bahn in den Weg. Mitten zwiſchen die Schienen. Iſt die Ihr Gedanke, ſo werden Sie ſie zwingen! Bringen Sie ſie zum Halten, dann haben Sie recht!“

Feſt blickte er Phosphor in die Augen, und dieſer, gebannt von der Energie des Blickes, verharrte zwiſchen den Schienenſträngen, während ſich Jordis, um das Reſultat abzuwarten, auf den Bürgerſteig begab.

Die Trambahn bog im Bogen um ein Boskett. Die Strom-

rolle an den Drähten spie große Funken. Die Schienen, heftig gerieben, heulten auf, das Fahrzeug kam drohend herangeschossen. Mit einem Sprunge zur Seite brachte sich Phosphor in Sicherheit und ließ die Tram vorbeisausen, während der Lenker, der schon die Schutzvorrichtung gelöst und die Bremse angezogen hatte, schimpfte.

Höhnisch kam Jordis auf den Doktor zugeschritten, faßte ihn unter den Arm und zog ihn weiter. „Da sehen Sie, wie es mit Ihrem Glauben beschaffen ist! Sie vermögen dieses Geschöpf Ihrer Phantasie durchaus nicht zum Halten zu bringen!"

„Die Vorstellung der Furcht erwuchs in mir!" erwiderte der Doktor sehr gedemütigt. „Ich hatte meinen Willen nicht konzentriert. Ich bin nur meiner eigenen Phantasie aus dem Wege gegangen!"

„Was ist das für eine Phantasiewelt!" höhnte Jordis, „in der Sie nicht gebieten? Sie ist schlimmer als eine wirkliche Welt, in der Sie sich frei bewegen können! Sie nehmen Reißaus vor sich selbst! Nein Doktor — Sie sind nicht reif für meine Lebensidee! Sie sind ein Witz, den ich mir selber ersonnen!"

Phosphor wurde abwechselnd blaß und rot. Wieder sah er in der Ferne eine Tram kommen. Fest ergriff er Jordis unter den Arm, zog ihn in die Trambahngeleise und sagte leise und hartnäckig:

„Jetzt werde ich Ihnen beweisen, daß mein Wille die Tram zum Halten bringen kann." Und mit festen Schritten ging er dem Fahrzeug, das geschwind daherschoß, entgegen.

Einige Passanten lachten. Jordis wurde es unbehaglich zumute. Nur noch vierzig Meter konnte der Wagen entfernt sein. Leute begannen auf dem Trottoir in gleicher Richtung sich mit ihnen eilig vorwärts zu bewegen.

„Doktor machen Sie Halt, kommen Sie zur Seite" bat der Philoſoph. Phosphor ſchritt mit zuſammengepreßten Lippen weiter. Kaum zwanzig Meter war der große Wagen entfernt, da riß ſich Jordis los und ſprang auf den Bürgerſteig. Als er ſich umſchaute, hielt der Wagen drei Meter von Phosphor entfernt.

Triumphierend ſchwang dieſer ſeinen Hut. „Ich habe gewonnen," ſchrie er, „ich habe gewonnen!"

Wie ein Bube, der ſich nach ſiegreichem Wettlauf vor ſeinen Kameraden brüſtet, ſtand Phosphor breitbeinig zwiſchen den Schienen vor dem Wagen, während ſich die mitfahrenden Leute ratlos anſahen und der Lenker ſich mit einer bedeutungsvollen Geſte an den Kopf griff.

Dies aber ſah in ſeiner Glückſeligkeit Phosphor nicht. Nur Jordis wurde es gewahr, der zwiſchen Staunen und Unbehagen ſchwankte und dem das Jungenhafte des ganzen Streiches offenbar ward.

Der Doktor war lachend neben ihn getreten. Der Wagen ſetzte ſich wie ſelbſtverſtändlich in Bewegung. Der Schaffner hinten rief den beiden noch irgend etwas zu, was ſehr maſſiv klang.

Jordis zerbrach ſich den Kopf, warum diesmal dieſer Effekt ſo prompt erfolgt war. Noch einmal wandte er den Blick, um dem Wagen nachzuſchauen. Phosphor rief ſtolz: „Können Sie es ableugnen?" Da trat in des Jordis Augen eine Stange mit einer Tafel in die Erſcheinung. Mit der Hand wies er auf die Schrift der Metallplatte und las Phosphor vor:

„Bedarfshalteſtelle."

Der Doktor fuhr auf und ſprudelte hervor: „Beweiſt das etwas gegen mich! Dies iſt nichts als das feſtgewordene Zeichen meiner Willensmanifeſtation. Es iſt ein Symbol für mich. Ich

bedurfte an dieser Stelle einer Halteſtelle, und ſo erwuchs eine zu meinem Bedarf!"

Jordis, der ſich von ſeinem Schüler ſo geſchlagen und übertroffen ſah, konnte trotz ſeines Grolles nicht umhin, ein wenig zu lächeln. Phosphor deutete dies Lächeln auf ſeine Weiſe, er blieb ſtehen und ſagte mit myſtiſch erregter Stimme: „Jordis, ſollteſt nicht auch du eine Inkarnation des Leierkaſtenmannes ſein!"

Jordis ſchwieg. Er ſah jetzt klar, daß ſich des Doktors Leben um feſte ſelbſtgewählte Ideen kriſtalliſierte, daß er nicht mehr der wachsweiche Menſch vom Tage vorher war, den er kneten konnte nach ſeinem Behagen und mit Ideen infizieren, wie es ihm Spaß machte. Wollte er dieſen Menſchen niederzwingen, ſo mußte er einen ernſten Kampf mit ihm kämpfen, mußte andere Menſchen wirken laſſen und ſelbſt das Spiel nur leiten. — Oh, er wußte ſchon, wie ein Menſch wirblig zu machen ſei, er hatte ſchon Geſcheiteren die Köpfe verdreht als dieſem Phosphor!

Dieſer Gedankengang war unzweifelhaft richtig, Jordis wußte ja nicht, daß Phosphor tatſächlich ein ungewöhnlicher Menſch war, durch ſeinen Sturz auf den Kopf. Durch dieſen Sturz war Phosphor aus der Sphäre des Gewöhnlichen geſchleudert worden, dieſem Sturze verdankte er ſeine Superiorität, die ſonſt nur das Genie zeigt.

Jordis legte, getreu der Aufgabe, die er ſich geſtellt hatte, eine milde philoſophiſche Verklärung über ſein Geſicht.

„Teurer Freund und Pantagrueliſt," hub er zu ſeinem Begleiter an, „ich ſehe, daß Sie ſich ganz in den Traumſinn des Daſeins hineingefunden haben! Nun aber beſteht ohne Frage auch bei Ihnen die Erfahrung, daß gewiſſe Träume dauernd wiederkehren nach irgendeinem Geſetze Ihrer eigenen Natur. Da heißt es eine

Lösung finden, und wenn es Ihnen recht ist, setzen wir die Wanderung durch die Gedankenhöhlen, durch unser Trauminferno fort! Betrachten Sie mich ruhig als eine willfährige Traumfigur, als einen Gedankenkomplex Ihrer Seele, der sich inkarniert hat!"

Sobald Gedankenreihen überzeugend und in einem nicht allzu schnellen Deutsch vorgetragen werden, verfehlen sie selten, auf den Zuhörer suggestiv zu wirken, selbst wenn gegen den Redner das größte Mißtrauen vorliegt. Darin liegt die Macht aller Volksredner, Parlamentarier, Sektierer und Prediger, Demagogen und Faiseure jedweder Art beschlossen. Nicht die Worte wirken auf den Menschen ein, aber die zeitweilige poetische Gebärde, mit der diese Worte umgeben werden, und die zeitweilig richtige poetische Gebärde kann im gegebenen Augenblick auch ein Modewarenkommis beherrschen, der einer Dame eine verlockende Ode im Handelsjargon vorsingt.

Auch die Worte des Philosophen Jordis wirkten für den Augenblick benebelnd und berückend auf unsern guten Doktor Phosphor ein, und er folgte dem Freunde vom Tage vorher willig.

Schweigend schritt Jordis vorauf, ohne ein weiteres Wort an Phosphor zu richten. Durch stumme Winke dirigierte er ihn über Straßen und Plätze. Alte Gegenden der Stadt, die in der Hitze des Mittags ein schweigsames, lauerndes Aussehen gewannen, als wären Geheimnisse in ihren Häusern verborgen, glitten an Phosphor vorbei. An einem schwarzen Kanal gingen sie entlang, an dem Blumenmarkt, wo ganze Körbe voll blauer, roter, gelber Blumen ihren betäubenden Geruch mit der säuerlichen Ausdünstung einten, die dem Wasser entstieg. Alte schweigsame Frauen saßen neben den Blumen wie zauberische Weiber, die in Blumen verwandelte Elfen bewachten. In der Ferne klang über die Dächer

eine Musik, fern, als käme sie auf den Stäubchen daher, die in den Strahlen der Sonne spielten. Eine kleine kühle Gasse nahm endlich die beiden Wanderer auf. Sie traten durch eine kleine Pforte, deren Holz schön geschnitzt war, gingen eine kleine winklige Treppe hinauf, traten in einen breiten langen Gang, dessen Holzdielen weithin hallten. Breite Türen waren an den Wänden in regelmäßigem Abstand, auf denen mit schwarzer Farbe Zahlen geschrieben standen.

Eine schwere Hand hielt Phosphors Herz umpreßt. Etwas Dunkles erhob sich in ihm. Er sann krampfhaft etwas Entschwundenem nach, und wußte nicht, daß ein Stück seiner eigenen Vergangenheit hier gespensterhaft lebendig wurde.

Aus all den Räumen drang ein leises Summen und Brummen, als wäre in einem jeden ein Mühlrad im Gange.

Jordis schritt vorauf. Eine Pforte mit der Zahl 43 öffnete er. Phosphor fühlte sich beängstigt, als er hineintrat, eine Menge von Köpfen wandte sich nach ihm um, und Augen, von denen viele mit Gläsern bedeckt waren, umfaßten seine Figur.

Die beiden Wanderer nahmen Platz.

Beängstigt fragte Phosphor: „Was ist das?"

Jordis gab wie ein Mensch im Traum zur Antwort: „Es wird einer kommen, der wird reden über die Erfahrung, über das Leben und über den Traum."

In diesem Augenblicke begann ein allgemeines Trampeln und ein kleines Männchen mit einer ungeheuren großen Stirn über einer goldenen Brille und einem langen, schmalen, weißen Barte hüpfte vor all die Menschen und nahm hinter einem gelben Kasten Platz, so daß es schien, nur der große Kopf läge auf dem Kastendeckel.

Mit leiser mäkliger Stimme sprach der Mann über Namen,

Bücher, von denen Phosphor nichts verstand. Aber die ihn umgebenden Menschen schienen den höchsten Anteil zu nehmen, sie schrieben nach und beugten sich vor, um kein Wort dieser Stimme zu verlieren.

Jordis saß mit unbewegtem Gesicht an seinem Platz.

Phosphors Gedanken verrannen. Ihm deuchte, er hätte dieses Bild schon geträumt. Ihm war, als sähe er sich vor Zeiten auch so sitzen wie alle diese Menschen und ängstlich schreiben, was eine gleiche müde Stimme wichtig verkündete. Als ob er durch ein viereckiges Loch im Fußboden, der die Decke eines anderen Gemaches ist, hinablugte, erschien er sich. Aber er war doppelt, war über und unter den Belauschten.

Eine Regung all der um ihn Herumsitzenden ließ Phosphor aufmerken. Er sah, wie der kleine Mann sich erhoben und sich neben die gelbe Kiste gestellt hatte. Vor einer großen Schiefertafel, vor der er stand, verschwand der Gehrock und die schwarze Hose. Nur der mächtige Kopf mit der noch mächtigeren Stirn und eine kleine prophetisch sich hin und herschwingende Hand trat in die Erscheinung. Ihr Gelenk wurde von einer Manschette umspannt, die eng durch einen breiten talerförmigen Perlmutterknopf zusammengehalten war. „Meine Herren," hub der mächtige Kopf an zu sprechen, während die Augen durch die Brillengläser zu leuchten begannen, und das Zucken der Lippen eine mächtige innere Erregung verriet. Die Stimme aber ward feierlich, wie die eines Mannes, der einem Volke sein Geheimnis zu verkünden hat: „Meine Herren! Nunmehr komme ich dazu, Ihnen etwas von der Persönlichkeit dieses wunderbaren Baco zu sagen. Auf eine andere Weise als sonst wohl sterbliche Menschen kam dieser dazu, sich mit der Philosophie zu befassen. Aller Macht war dieser herrschsüchtige und ge-

waltgewohnte Menſch beraubt worden, und er war dem Adel ſo verächtlich, daß keiner mehr mit ihm verkehrte. Nicht erwieſen iſt worden, ob er Geld unterſchlagen hatte oder Eide gebrochen, aber feſtſteht, daß er ſeinen Zeitgenoſſen als böſe und ſchlecht erſchien.

So war denn dieſer Mann, deſſen Kunſt es bisher geweſen war, auf Menſchen zu wirken, abgeſchnitten von aller Welt, oder, was ihm Schlimmeres bedeutete, abgeſchnitten von allen Menſchen, auf einem Landgute und war ſich keines Wirkens mehr bewußt.

Einen anderen Mann von ſolchem Stolze und ſolchem Ehrgeize hätte dieſer Zuſtand zur Verzweiflung gebracht. Nicht ſo ihn. Dem Prospero Shakeſpeares gleich, der auf ſeinem wüſten Eilande ſitzt, abgeſchnitten von der Herrſchaft und der Menſchheit, verſuchte er ſich die Geiſter zu unterjochen. Er, der Mann der vielfältigen Erfahrung, durchblätterte die Bücher, die die Weisheit der Zeit enthalten ſollten und fand, daß dieſe Weisheit zum größeren Teil aus Denkkunſtgriffen und logiſchen Kniffen beſtand. Und ſo kam er dazu, eine Wiſſenſchaft der Erfahrung zu begründen, und er, den die Menſchen ſeiner Zeit verachteten, wurde ſo, ihnen zum Trotze, ein Herrſcher, einer, deſſen Denken und Wollen ſich den Kindern derer aufzwang, die ihn verachteten. Deutlich wurden zwei Triebe an ihm offenbar, die den Philoſophen beſeelen: Der Drang nach neuen Wegen der Erkenntnis, die immer ſich aus den perſönlichen Erlebniſſen ergeben und der Drang, mit Hilfe der neuen Erkenntnis ſich innerlich über die anderen Menſchen zu erheben. Philoſoph ſein bedeutet ein Vollgefühl ſeiner eigenen Macht haben."

Mit einer Stimme, die mit ſo tiefer Überzeugung geſättigt war, hatte der kleine Mann das geſprochen, daß das Auditorium wie mit ewigen Wahrheiten durchſchauert wurde.

Erregt saß Phosphor da und starrte auf den großen Kopf mit den dicken Brillengläsern, der sich da vor ihm bewegte. Etwas vom Leierkastenmann schien dieser Mensch ihm zu haben, denn in jedem Satze empfand er etwas, das wie eine auf ihn gemünzte Bosheit war.

Der Vortragende hub von neuem mit einer leichteren Stimme an, und Phosphor dünkte es, als wäre dies Wort gegen ihn selbst gerichtet, denn sein Blick traf sich mit den blitzenden Brillengläsern.

„Das Lebenswerk Bacos bedeutet uns aber das: Ein Ende war gemacht worden mit all dem Spintisieren, das da trachtet, die Welt aus dem eigenen Geiste herausspinnen zu können, der denkende Mensch begann sich mit dem Probleme der Wirklichkeit, der Außenwelt zu beschäftigen!"

Diese ruhig gesprochenen Worte brachten lange zurückgehaltenen Groll bei Phosphor zum Ausbruch. Sah er doch, wie Jordis ihn lächelnd von der Seite betrachtete. Mit wilder Energie sprang Phosphor auf und schleuderte in den Raum die wilden Worte: „Entschwinde Phantom, entschwinde Leierkastenmann! Ich lasse mich nicht narren! Keinerlei Macht hast du über mich!"

Da war es ihm, als erhöben sich Wogen von Gesichtern. Alle die behaarten Scheitel, die er vorher gesehen, wandelten sich blitzschnell in Fratzen, die mit Gelächter, Hohn, Entrüstung ihn umgaben. Hunderte von Stimmen murrten, drohten, sprachen durcheinander, bis alles sich zu dem Rufe, der donnernd zur Decke stieg, einte: „Abzug! Unverschämtheit! Raus!"

Wirrnis umgab Phosphor, seine Energie erlahmte, und er ließ es geschehen, daß er gepackt und aus dem Saale geschoben wurde. Die Pforte mit der Ziffer 43 schloß sich, aber eine Schar Studen-

ten umgab den Doktor, und sprach auf ihn ein. Er vermochte nichts zu erwidern, blaß und gelähmt lehnte er an der Wand.

Mit hundert Zungen und tausend Händen redete Jordis für ihn. Er erklärte das mit epileptischer Anlage, mit starker Neurasthenie, mit einer Herzkrankheit. Und es gelang ihm wirklich, die Dabeistehenden zu bewegen, Phosphor in seinen Mantel zu helfen und ihn hinab zu einer Droschke zu geleiten. Alles ließ der Erschöpfte mit sich geschehen. Seine Erstarrung begann sich erst zu lösen, als er in der Droschke saß. Er schloß die Augen, da aber kehrte sofort das Bild der tausend häßlichen Fratzen wieder. Stumm mit stieren Augen blieb er sitzen, während seinen Augen Tränen entquollen, die ihm langsam über die Backen liefen.

„Wie fühlen Sie sich nach diesem Kampfe mit der Wirklichkeit?" fragte Jordis mit leiser, teilnahmvoller Stimme.

Phosphor richtete sich auf. Fest gab er zur Antwort:

„Ich werde den Leierkastenmann, der mir diesen Streich gespielt hat, dennoch züchtigen."

Dann sank er wieder in sich zusammen und brütete weiter.

Einundzwanzigſtes Kapitel

Mensch, bleib dir selber treu!
Troll, sei dir selbst genug!

Ibsen — Peer Gynt.

Der Kampf zwiſchen Phosphor und Jordis um die Exiſtenz der Wirklichkeit wird fortgeſetzt. Phosphor iſt erſchöpft, wird aber von ſeinem Gegner geſtärkt. — Von Erde, Friede und Gott! — Viſionen der Straße. — An einem Spielplatze menſchlicher Gerechtigkeit glaubt Phosphor Mathilden zu hören, aber er wird wieder zurückgeworfen aus ſeinem Hochgefühl in den Sumpf der Enttäuſchung, durch den Leierkaſtenmann in anderer Geſtalt. — Jordis glaubt ſich ſeinem Ziele nahe. Letzter Vorſtoß. Jordis nimmt Mathilden für ſich in Anſpruch. — Phosphor bleibt feſt, wird aber aufgeſogen vom Maſſentiere, in deſſen Rachen Jordis ihn gelockt hat.

Es ist ein altes Gesetz, daß das selten Getane in viel stärkerer Weise angreift, als das, was man gewohnheitsmäßig leistet, wenn auch die gewohnheitsmäßige Leistung an sich größere Kraft und Mühe erfordert.

Der Bürger und Rentier Doktor Phosphor hatte seine geistigen Fähigkeiten nie in krankhafter Weise überanstrengt; aber wie sich das nach Herkommen und Konvention geziemte, seinen Platz als wertvoller Baustein im Mauerwerke der sogenannten menschlichen Gesellschaft ausgefüllt.

Seit er auf den Kopf gefallen war, hatte er im bürgerlichen Sinne nichts getan. Er hatte gegessen und getrunken, hatte herumgelungert in Kneipen und bei fragwürdigem Volke, hatte gehört und gesehen; kurz, ohne ernsthafte Tätigkeit in verächtlicher und nichtstuerischer Weise Maulaffen feilgehalten.

Allein die nun erwachte Fähigkeit in ihm, nichts verständlich, sondern alles als Wunder der Phantasie zu betrachten, ermüdete den an solche Strapazen nicht gewöhnten Geist Phosphors beträchtlich. Die eine Stunde Kolleg mit Jordis hatte ihn mehr angegriffen, als ein Semester, das er voreinst als Student zu Füßen seiner Professoren abzusitzen pflegte.

War Phosphor auch durch seinen Sturz auf den Kopf mit Sensivität erfüllt, so hatte er doch immerhin nicht seinen Körper gewechselt, der durch dreiunddreißigjährige Gewohnheit eine gänzlich andere Art der Lebenserfassung oder Nichterfassung besaß. Dieser Körper mußte sich in der jetzigen Lage fühlen wie ein altes ehrwürdiges Zuchthaus, in dem durch ein Erdbeben in einer Nacht sämtliche Tore und Ketten brachen, und die urplötzlich befreiten Gefangenen ein wildes, zügelloses Leben wider alle Hausordnung und wider jedes Reglement führen.

Jordis hatte bald die gänzliche körperliche Erschöpfung seines Gefährten erkannt. Da er besser als jeder andere wußte, daß auf einen safterschöpften Organismus geistig nicht einzuwirken sei, daß Magenleere unüberwindbare geistige Schwere bedeutet, so ließ er das Gefährt vor einem kleinen Restaurant halten, das ihm durch die Güte seiner Beefsteaks wohl bekannt war.

„Erzeuger meines Traumdaseins," sagte er devot beim Aussteigen zu Phosphor, „laß uns jetzt die pantagruelische Seite unseres gedanklichen Daseins weiterspinnen. Ein saftiges Stück vom toten Rind wird unseren Geist beflügeln, so daß wir bald wie ein hundertpferdiger Aroplan uns in die Höhen hinaufschrauben werden, aus denen wir die Landkarte unserer eigenen Seele überschauen können!"

Den todesmüden Phosphor durchrauschten diese Worte geräuschvoll aber wirkungslos wie Regenwasser eine alte Dachtraufe. Wie ein Echo eigener Gedanken klangen die Worte des Philosophen an ihm vorbei. Bildhaft glitten Gestalten von Menschen an der sonnebestrahlten Straßenwand vorüber und lösten sich in Schatten auf. Erst als er das Kauen seiner eigenen Zähne fühlte, als der warme, duftige, herzhafte Saft ihm über die Zunge rann, wuchs seine Seele allmählich mit seinem Körper zusammen.

Jordis beobachtete seinen Begleiter mit kritischen Augen, etwa wie der Unparteiische mit der Uhr in der Hand einen niedergeschlagenen Borer beobachtet. Wird sich der Niedergeworfene in zehn Sekunden wieder stellen können? Der sonst so harmlose Bohémien war gegen diesen Mann hart und erbarmungslos. Alle Nerven seiner verborgenen Eitelkeit waren durch Phosphors Naivität bloßgelegt worden, denn nichts ist bei einem Menschen mit künstlerischem Blute, der nichts arbeitet, so stark entwickelt wie

die Eitelkeit. Sie ist seine Sonne, sie ist der Lethetrank, in der er Vergessenheit seines ganzen verlorenen Lebens und Werkes findet. Die Demütigung war für Jordis um so empfindlicher, da er sich seiner Armut Phosphor gegenüber bewußt war. Solange er den reichen Mann leitete, wie es ihm paßte, so lange war Phosphor in seinen Augen ein anständiger Kerl. Nun aber, da dieser besitzende Mensch sich über ihn erhob und im völligen Ernst die Rolle einnahm, die Jordis zu posieren liebte, ward er für Jordis ein „Bourgeois, der sich etwas einbildet".

Dieser Bourgeois sollte auf die Knie. Er sollte verzweifeln, er sollte sich in den Qualen seiner neuen Existenz winden! Des Jordis Augen wurden grün bei diesen grausamen Gedanken.

Er wußte, was für schwache Punkte sein eigenes Anschauungssystem hatte. Er kannte alle die Stellen, wo die Vita activa der Vita contemplativa tödlich werden konnte. Am eigenen Leibe hatte er zu oft die Leiden erfahren, die der sensitive, aufnahmefrohe Mensch durch die Umwelt empfängt. Er gedachte Phosphor sofort mit den stärksten Griffen zu packen, ihn in große Menschenmassen zu schleudern, ihn dem dumpfen Willen einer kompakten Gesamtheit von Seelen auszuliefern, worin der einzelne ersäuft. Jordis hatte das Gesetz erprobt, daß der geistige Mensch stark ist so lange, als er Freiheit über seines Leibes Dunstkreis besitzt, daß er aber an Beängstigung erstickt, wenn er spürt, wie sein Dunstkreis sich vermischt mit dem Dunste anderer Menschen. Nur der Triebmensch fühlt sich wohl in der Ausströmung tierischer Wärme von anderen seiner Gattung. Ihn macht das dunkle Bewußtsein, Teilchen des großen, verschmolzenen Massentieres zu sein, stark.

Es war, als ob Phosphor den antipathischen, magnetischen

Strom, der von Jordis ausging, spürte. Mit gequälten Blicken erhob er sich. Einen Moment zögerte er und schüttelte sich, wie von Frost ergriffen. Er schwankte; sollte er nicht allein gehen?

Doch die Fesseln, die ihn mit Jordis verbanden, waren zu stark, und Phosphor war in seinem veränderten Dasein zu neu. Noch war er nicht stark genug, um sich auf sich selbst zurückziehen zu können.

So gingen denn die beiden Feinde wieder wortlos nebeneinander, als wären sie die besten Freunde und Kameraden.

Durch ein eisernes Gattertor schritten sie. Kreuzdornblüten begannen zu duften. Unter weißen Wölbungen zwischen hohen, grünen Hecken vergaß Phosphor seines Gefährten, befangen von Sonnenklarheit und Duft.

Hinter der Hecke begann es sich zu regen. Viele Menschen schienen mit gedämpfter Stimme zu reden. Phosphors Sinne begannen zu erwachen. Die Hecke spaltete sich, er sah einen Haufen von Menschen in schwarzen Gewändern, die sich um einen Fleck drängten. Als sich die Menge ein wenig auseinanderzog, gewahrte er ein Loch, das den schönen Rasen häßlich und unschön zerriß. Ein scharfgeschnittenes Gesicht, umflattert von langen weißen Haaren ward gegen den blauen Himmel sichtbar. Ein Arm in weitem, schwarzem Ärmel reckte sich empor, sank, erhob sich und strich von links nach rechts durch die Luft. Dann bückte sich der Greis und an Phosphors Ohren schlugen die Worte: „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du auch wieder werden! Friede gebe dir Gott!“

Dichter drängten sich die Menschen, Schluchzen ertönte, helle, jammernde, weibliche Stimmen wurden laut.

Phosphor empfand an den Schläfen einen dumpfen Schmerz, als preßten sich zwei kalte Fäuste hinein. „Erde, Friede, Gott!“

Dieſe drei Worte hämmerten ſich in ſeinen Kopf, betäubt ſchritt er weiter. Er atmete auf und ſah Hunderte von Hügeln mit Blumen und Efeu geſchmückt. Kreuze ſchauten in die tiefblaue Luft des Frühlingsnachmittages. Ernſte Menſchen ſtanden mit gefalteten Händen vor den Hügeln oder ſaßen ſinnend auf kleinen Bänken.

Ein junges Mädchen, von dem Phosphor nur den Rücken ſah, ſagte zu einer andern, einer rührenden, ſchmerzlichen Geſtalt mit goldblondem Haare: „Nun wollen wir auch die Großeltern beſuchen.“ Sie ſchritten eine Gräberreihe hinauf und legten auf einen eingeſunkenen Hügel Veilchen.

Phosphor ſchauerte. Unter ihm wohnten tote Menſchen. Vielleicht half jetzt ſein Fuß den Leib eines drunten Ruhenden noch mehr belaſten.

Er ſah Jordis ins Geſicht. Starr wie Bleikugeln waren deſſen Augen. Feſt gepreßt ruhten ſeine Lippen aufeinander. Er näherte ſich Phosphor und ſprach ernſt: „Auch dies alles iſt nur ein Traum!“

Dies Wort erſchütterte Phosphor bis in ſein tiefſtes Weſen. Was war nun Wirklichkeit? Was war Traum? Er fühlte die Kühle, die die mit Toten gedüngte ſchwarze Erde unter ihm ausſtrömte. War er der Herr dieſer Erde oder war er ihr Geſchöpf? Es war ihm unmöglich auszudenken, daß auch er einſt da drunten ruhen könnte.

Der Menſch der Gemeinſchaft, der Menſch der Konvention hat vor dem Tode auch Grauen, aber er fügt ſich dem Tode, er ergibt ſich in ihn, wie er ſich in alles Gewohnte, alles Hergebrachte ergibt.

Aber der Menſch, der ſich ſelbſtändig fühlt, der den Beruf in ſich ſpürt, ſich ſelbſt die Welt zu ſchaffen, muß mit dem Tode

ringen. Niemals darf er sich feige ergeben. Denn sonst ist er vor sich selbst entthront.

Phosphor war diese Kämpfe nicht gewohnt. Nicht allmählich war er in sie hineingewachsen. Urplötzlich war er in seine Gedankenwelt hineingeschleudert worden, und hatte nicht das Rüstzeug, sie zu bewältigen.

Erschüttert schritt er weiter. Ein Mann mit einem Spaten kam gegangen und warf die grüne Erde auf. Phosphor sah ihm in Gedanken verloren zu. Der Mann schaute auf. Sein braungegerbtes Gesicht verzog sich zu einem Grinsen und er brummte giftig, wie einer, der sich ärgert: „Der Herr möchten sich wohl hier gleich reinlegen, wenn ich fertig geworden bin."

Entsetzt griff Phosphor nach Jordis' Arm. „Auch hier treibt das Phantom sein Unwesen," sagte er zitternd, „aber ich wage nicht, ihm hier entgegenzutreten. Meine Stunde ist noch nicht gekommen."

Phosphor merkte es nicht, daß er zum Kirchhofstore hinausschritt. Unter Gekreische und Gelache trieben hier Kinder an der Kirchhofsmauer ihr Spiel. Ein kleiner, rotgekleideter Junge, der von einem andern verfolgt ward, geriet Phosphor zwischen die Beine. Er hob den Buben auf und schenkte ihm eine Münze. Der ganze Kinderschwarm folgte johlend: „Mir auch, mir auch!" rief die Rotte.

Musik erscholl. Klirrend zog ein Bataillon Soldaten vorbei. Stramm wie Maschinen marschierten sie. Mit starren Gesichtern, seelenlos, enteignete Menschen.

Phosphor lachte laut auf. Ihm kam es ins Bewußtsein, wie lächerlich, wie grotesk das war. Die Gesichter der andern Menschen ringsum waren mit Freude und Stolz bei diesem glänzen-

den Anblick erfüllt. Sie sahen nur den Glanz, die Stärke, nicht die Knechtung.

„Wahrhaftig, es ist ein Traum, ein komischer Traum," sagte Phosphor.

Jordis zog ihn durch halbdunkle, enge Gänge eines alten Gebäudes. Mechanisch nahm er wahr, wie sein Begleiter einem Manne mit einer Uniformmütze auf dem Kopfe ein Geldstück in die Hand drückte. Eine schmutzige Tür wurde geöffnet und der Doktor befand sich in einer Atmosphäre, die übel nach verbrauchter Luft, menschlichem Angstschweiß, nassen Kleidern und nach geistiger Öde roch.

Ein seltsames Bild spiegelte sich in den Augen Phosphors wider, dessen Geistestätigkeit sich durch die Fülle der Eindrücke in einem Zustande der Lähmung befand, sodaß er sich diese Figuren, die sich vor ihm regten und bewegten, nicht zu deuten vermochte.

Erhöht auf einer Art Katheder gewahrte er einen Mann in langem, schwarzem Gewande, der eine fremdländische, viereckig samtene Mütze auf dem Kopfe trug. Von blondem Barte war ein blasses, abgearbeitetes Gesicht umrahmt, und mit einer Art Mißbilligung schaute er zur Rechten hinab, wo auf drei Bänken eine Anzahl von wohlgenährten Männern dasaßen in apathischer, abgespannter Haltung, als wären sie sehr müde und sehr verärgert. Mehrere andere Männer in schwarzem Gewande, wie der Thronende, tauchten aus dem Dunstkreise dieses Raumes auf. Der eine sprach gerade. Seine blauen, vorquellenden Augen, die an eine Bulldogge gemahnten, traten bei jedem Worte stark hervor. Ihm gegenüber befand sich auf einer Bank eine schwarzgekleidete Dame, die von einem Herrn im Gehrock und einem Herrn im schwarzen Faltengewande unterstützt wurde. Auf der Ecke der Bank

saß neben einem Uniformierten ein junger Mann mit langen, schwarzen Haaren.

Phosphor versuchte sich dieses Bild klar zu machen, aber sein Vorstellungsapparat versagte. Immer neue Gesichter und Masken drängten sich vor seine Augen, aus den staubigen Dielen des Saales schienen sie emporzuwachsen unter Gemurre und Gesumme, dazwischen klangen Worte hart und scharf, die ihm aber nicht ins Bewußtsein drangen, immer stärker ward ein Druck, der sein Gehirn zusammenpreßte, immer schwerer wurde ihm das Atmen, er rang nach Luft und zugleich nach einer Erklärung dieses Bildes, das sein ermüdetes Hirn nicht mehr zu deuten vermochte.

Eine ganze Reihe von Männern wuchs in der ersten Reihe vor dem Schwarzen auf dem Katheder empor. Sie beugten sich über Blätter, die sie beschrieben. Sie beäugten gierig die Menschen, die vor ihnen saßen; Geiern und Raubvögeln ähnelten sie mit ihren scharfen, gebogenen Nasen, den alles erspähenden Blicken, den mißtrauischen Bewegungen ihrer zuckenden Schultern.

Phosphor fragte, beängstigt durch die Atmosphäre des Raumes: „Jordis, wo sind wir?"

„An einer Stätte, wo aus der unendlich langen Farce, die da heißt: Menschliche Gerechtigkeit, heute wieder einmal eine Episode gespielt wird! Hier können wir erleben, wie die Umwelt sich feindlich zeigt. Hier können wir den Zwiespalt unseres Daseins spüren!"

Phosphor, dem sich jäh alles wieder verwirrte, umklammerte des Jordis Hand. „Ich bitte dich, verwirre mir die Linien meines Bildes nicht. Ich verstehe kein Wort von dem, was du sagst. Was soll dies alles hier heißen . . ."

„Hast du denn keine Zeitungen gelesen, mein Alter," fragte Jordis.

Phosphor stand wie gelähmt. Der wunde Punkt in seinem geistigen Zustande wurde jäh berührt, und eine Art von Nervenschmerz durchzuckte ihn.

„Zeitung? Ja!" Er vermochte sich an keinerlei Zeitung mehr zu erinnern. Aber diese Gewohnheit, sich täglich anderthalb bis zwei Stunden mit der Zeitung zu beschäftigen, hatte doch in seiner Seele eine zu tiefe Furche hinterlassen. Er atmete schwer, etwas wie dumpfe Erkenntnis, daß er sich in einem unnormalen Zustande befände, überkam ihn und er seufzte: „Mir ist's, als würde ich verrückt."

Jordis begann ihm mit rasender Eile zu erklären, es wäre die bekannte Affäre mit der Regierungspräsidentin, die auf ihrer Schlafzimmerschwelle ihren Gatten erschossen hatte, weil sie von ihm brutalisiert worden wäre. „Aber", fügte er hinzu, „unter der Korrespondenz der Dame befanden sich Briefe des jungen Menschen dort mit langen, schwarzen Haaren. Er ist ein russischer Geiger, aber seine Papiere beweisen, daß er Anarchist ist. Und darum dröhnen alle Zeitungen von diesem Prozesse wider. Diese Frau hat eine seelische Marter durchzumachen, die größer ist als alle körperlichen Martern des Mittelalters zusammen. Denn Daumenschrauben legt ihr der Untersuchungsrichter an, mit glühenden Zangen zwickt sie der Herr Staatsanwalt, und geschmort wird sie auf dem Roste indiskreter Verhandlung."

Es wurde dem guten Doktor nicht alles mehr klar, was Jordis ihm sagte, aber er empfand um so stärker die Häßlichkeit der Szene, die sich jetzt vor seinen Augen abspielte.

Nacheinander wurden als Zeugen aufgerufen: ein entlassenes Dienstmädchen, eine Näherin, ein Offizier, ein Oberkellner eines

Hotels, eine Freundin der Angeklagten, ein Zigeunerprimas aus einem Nachtcafé, wo der Angeklagte verkehrte, und alle kramten nach ihrer Bildungsstufe Klatsch aus, den sie über die Angeklagte verbreitet oder den sie gehört hatten. Das ganze Vorleben der Frau wurde durchsucht, durchwühlt und jedes noch so kleine Abweichen von dem Wege gerader, bürgerlicher Konvention wurde mit Wohlgefallen konstatiert.

Wie Schweine erschienen in Phosphors Phantasie diese Menschen, die emsig den Boden nach den Trüffeln des Skandals durchwühlten. Er wurde traurig, unendlich traurig. Kaum noch hörte er, wie ihn Jordis auf die feine Schauspielkunst des Vorsitzenden aufmerksam machte, der mit unendlicher Gelassenheit den heftig werdenden Zeugen die Majestät des Gerichtsortes ins Gedächtnis rief. Es ließ ihn ganz kalt, daß der Verteidiger der Frau ein paar Worte zugunsten seiner Klientin sprach und dabei an die Geschworenen, deren Köpfe groß und dick wie hohle Kürbisse auf ihren Rümpfen saßen, appellierte.

Er wurde erst aufmerksam, als eine Dame aufgerufen wurde, die eine Freundin des Angeklagten war. Ihr seltsamer, mitleidiger und doch schmerzlicher, nervöser Blick reizte ihn. Mit leiser gemäßigter Stimme sagte sie etwas zugunsten des Beklagten aus.

Da erhob sich der Mann mit den vorquellenden Bulldoggenaugen plötzlich rasch von seinem Platze und fragte mit brutaler Stimme diese Zeugin: „Huldigt die Zeugin nicht der Anschauung der freien Liebe?"

Totenstille entstand in dem stickigen Saale. Gierig reckten die Journalistengeier ihre Köpfe vor, in die lethargischen Geschworenen war Leben gekommen, denn diese Frage kitzelte selbst ihre erschlaff-

ten Sinne. Die Menschen hielten den Atem an, denn ein jeder wünschte die Antwort auf diese heikle Frage zu hören.

Fest und klar erscholl die Antwort der Zeugin:

„Ich dächte, Herr Staatsanwalt, wahre Liebe ist immer frei."

Als führe ein kalter erquickender Bergwind in die Stinkatmosphäre des Raumes, als fiele ein kühler Regen auf ein verdorrendes Feld, so wirkten diese einfachen Worte. Jubel brach in dem Auditorium aus. Die phlegmatischen Geschworenen nickten beifällig. Mit einem Male schienen sich Phosphor all diese toten Masken, die ihn bisher umgaben, in fühlende Menschen zu wandeln. Einen Augenblick freilich, einen seligen Augenblick nur, fühlte er sich mit all diesen befreiten Menschen eins. —

„Das war Mathildes Stimme," jauchzte Phosphor im Vollgefühl seiner Freude auf. „Mathilde, Mathilde!" schrie er, denn alles Gute in dieser Welt kam ihm von Mathilden her.

Doch finsteren Antlitzes erhob sich der Vorsitzende. Er mahnte zur Ruhe, erhob die Hand, wies auf Phosphor und drohte ihm als dem ärgsten Schreier an, falls er noch einmal die Würde des Gerichts verletze, würde er ihn in Ordnungsstrafe nehmen.

Aller Blicke sogen sich auf dem Gesichte des Doktors fest. Er ward gebannt durch die Gewalt dieser Augen, sank in sich zusammen und ließ sich von Jordis durch die Tür ziehen.

„Ein böser Traum!" sagte Jordis zu ihm und Phosphor war zumute, als ob Triumph in des Jordis Augen läge.

„Wo ist Mathilde geblieben?" seufzte er. „Der Leierkastenmann."

Jordis ließ ihn in diesem Gedanken nicht zur Ruhe kommen! Er nahm ihn unter den Arm und zog ihn mit sich fort durch dunkel werdende Gassen und Straßen.

Aus einer Fabrik quollen Hunderte und Hunderte von Arbeitern. Eine schweißige Dunstwolke folgte ihnen und noch lange nachdem sie vorbeigegangen waren konnte man ihren Zug riechen. Arme zerlumpte Kinder spielten auf dem Pflaster, bleiche Frauen schauten aus den engen Fenstern, Mädchen drängten sich schamlos heran.

Schreien und Schläge drangen aus einem Hause. Jordis zog Phosphor ans Fenster, da sah er, wie im gelben Lampenlichte zwei Kerle ein Weib mißhandelten, während ihr Säugling in eine Decke gehüllt auf der Kommode lag und weinte.

In Phosphor schrie es, so wund war er. Seine Hände preßten sich auf die Augen und zerrüttet fragte er mehr sich selbst als Jordis: „Ist auch dieses mein Traum? Was für ein unglücklicher Träumer bin ich dann. Was für ein entsetzlicher Schöpfer einer entsetzlichen Welt?"

„Du Träumer sollst es sehen, wie wirklich sich diese Welt regt," gab ihm Jordis zur Antwort. „Komm, Phosphor, daß wir die Wirklichkeit finden!"

Auf einem kleinen Platze gewahrten sie Männer, die sich um ein Banner zum Zuge ordneten. Grobe Beleidigungen wurden laut gegen das Herrscherhaus, gegen den König.

„Wie gut es ist für einen Staat, wenn er einen angestammten Herrscher hat," sagte Jordis. „Ihm kann alles zur Last gelegt werden, ihn kann man verwünschen, ihm kann man fluchen, wie dem lieben Gott. So wie sich die großen Zeitungen ihre Sitzredakteure halten müssen, müßte sich der Staat, der keinen Herrscher hat, Verwünschungsmonarchen beschaffen, damit für alle Armen und Geknechteten die Möglichkeit da ist, den Jammer ihres Daseins auf ein Symbol abzuladen."

Sie schritten weiter. Die Straßen wurden leerer. Reiter mit Helmen galoppierten zu vieren durch die Straßen.

„Ich habe genug von diesem Daseinsspuk," rief Phosphor, und zog Jordis mit sich fort. „Überall grinst mich die Maske des Leierkastenmannes an. Allein, ich bin es jetzt satt, unter diesen Phantomen herumzuirren. Ich will zu Mathilde, sie ist die einzige, die mir unverzerrt bestehen blieb. Fort!"

Jordis schaute den Doktor befriedigt an. Endlich hatte er diesen Menschen, der in seiner Einfalt glaubte, er, der schöpferische Jordis, sei aus seinem phosphoreszierenden Verstande entsprossen, auf den Punkt gebracht, wohin er ihn haben wollte. Jetzt gedachte er ihn völlig umzubrechen und in seine Abhängigkeit zu bringen. Erkennen sollte er, daß er nur einen Teil von der Geisteswelt des Jordis ausmache und sich mit der Rolle eines Trabanten begnügen.

„Mathilde ist ein seltsamer Mensch", bemerkte er sachlich. „Unter den verschiedensten Gestalten ist sie schon in meine Lebenskreise eingedrungen, als Zigarrenverkäuferin, als große Dame, als Frau eines Bildhauers, als Kellnerin, als Studentin der Nationalökonomie, als Backfisch und als Frau von vierzig Jahren ist sie mir in meinem Leben begegnet. Immer, wenn ich glaubte, wir sollten miteinander verknüpft werden, löste sie sich schelmisch in ein wesenloses Nichts auf, und doch bin ich sicher, ich werde dereinst noch einmal mit ihr verbunden."

Phosphor starrte Jordis mit Entsetzen an. Dieser Mann wollte ihm seine Mathilde nehmen. Das Blut begann zu stocken, und er schrie mit heiserer, überschnappender Stimme:

„Das ist nicht wahr! Das ist nicht möglich!"

„Warum sollte es nicht möglich sein?" gab Jordis ruhig zur Antwort. „Du erkennst den Leierkastenmann unter allen möglichen

Figuren, die dir über den Weg laufen, ich aber erkenne, daß mir Mathilde mehrfach als Weib begegnet ist. Unsere Träume spielen uns manchen ähnlichen Streich."

Um Phosphor begann sich alles zu drehen. Er mußte sich an des Jordis Schultern halten, desselben Jordis, gegen den er im Augenblick einen ätzenden Haß empfand. Mühsam keuchte er:

„War sie in deinen Träumen dein?"

Jordis spürte, daß er über sein Ziel hinausschoß, darum begütigte er den Aufgeregten:

„Stets noch entzog sie sich mir bisher. Aber warum sorgst du dich. Als Pantagrueliſten ziemt es dir, daß du warteſt, bis die einzelnen Schüſſeln des Lebens für dich aufgetragen werden. Nur eines ist deine Sache, mit ihnen fertig zu werden." Nach diesen Worten brach er in ein Gelächter aus, das Phosphor hämisch und boshaft erschien.

Den armen Doktor überkam eine ungeheure Angst, die sich hemmungslos steigerte wie im wirklichen Traum. Ihm war, als dürfe er diesen Menschen, der Macht über Mathilden hatte, nicht verlassen. Ängstlich faßte er ihn unter den Arm und klammerte sich an ihn, wie ein Träumender es tut, der eine entschwindende Figur nicht erblassen sehen will.

Nur der Gedanke beherrschte ihn, diesen Jordis nicht von sich zu lassen. Niemals sollte er Mathilden erlangen! Niemals.

Mitten auf einem weiten Platze machte sich Jordis brutal von ihm los. Drohend sahen sich beide in die Augen. Sie maßen sich. Jordis überkam die Erkenntnis, daß er es nicht mehr mit einem gewöhnlichen Menschen zu tun hatte. Er erkannte auf Phosphors Gesicht das Stigma des Fanatikers. Er wich zurück und wandte sich zum Gehen.

Schweigend folgte ihm Phosphor durch die Gartenanlagen,

die um das Parlamentsgebäude symmetrisch angeordnet waren. Scharf hob sich gegen den rötlichen Nachthimmel der Scheitel des großen Staatsmannes ab, dem hier ein Denkmal errichtet war. Die sich regenden Zweige der Büsche glichen großen Polypen, die in der rötlichen, vom Widerscheine der Tausende von Lampen und Laternen mit seltsamem Lichte erfüllten Atmosphäre herumfingerten.

Aber des Doktors Augen waren nur auf Jordis gerichtet. Er sah und hörte nichts, was rings um ihn her vorging.

Ein gleichmäßiges Stampfen, das näher und näher kam, ließ ihn endlich aufsehen. Da sah er vor sich Tausende von schwarzen Gestalten, Männern und Weibern näher kommen unter der rötlichen Kuppel des Himmels. Die Gesichter vermochte er in der Dunkelheit nicht zu erkennen, und so erschien diese Masse, die sich näher und näher heranwälzte, wie ein großes gemeinschaftliches, tausendfüßiges Wesen.

Ein schwerer, dumpfer Wille schien diesen Menschenklumpen vorwärts zu bewegen. Unaufhaltsam schob er sich vorwärts, auf das Parlamentsgebäude zu. Als ob die ganze Menschheit sich vereinigt hätte, erschienen diese Tausende Phosphor, und dem seelischen Druck weichend, den diese ungeheure von gleichem Triebe gedrängte Menge ausübte, schloß sich Phosphor ihr an.

Jordis wollte ihn am Rockzipfel festhalten, er hörte ihn noch sagen: „Aber, das ist Narrheit, gleich — —". Der Rest wurde verschlungen. Phosphor hatte seinen Führer durch das Inferno verloren. Mit all den gleichgerichteten Menschen strebte er mit, ohne zu wissen, um was es sich handelte, was sie wollten, was sie beseelte.

Diese Gesichter, die entschlossen waren, er wußte nicht wozu, bannten ihn. Alle seine desolaten Gedanken waren zerstoben wie

Staub im Winde. Dieses Mitschreiten, dieses Mitdrängen unter diesen Tausenden, tat ihm wohl. Er ging unter, er verlor sich und alles, was ihn quälte. Die allgemeine Dumpfheit wirkte auf ihn. Es war wie das Untersinken eines hoffnungslos Ertrinkenden, der sich seiner Rettung begeben hat und untergehend zwischen dunkelgrünen Wänden, fast etwas wie Wollust empfindet.

Plötzlich begann das Vorwärtsdrängen zu ersterben, die Menge stockte, ein Geschrei brach aus, das Phosphor nicht verstand. Es war ein Triumphgeschrei, ein Siegesgeschrei, und Phosphor schrie mit wie alle, die um ihn waren.

Doch das Siegesgeschrei verwandelte sich hier und da in Wehrufe. Ein Wirbel durchfurchte die große Masse. Eine allgemeine Ratlosigkeit ließ alle sich aufrecken und ducken, dann hörte Phosphor etwas Rasselndes näherkommen. Reißend brandete der dunkle Strom zurück und riß auch Phosphor mit den Tausenden dahin. Schneller und schneller kam die Masse ins Laufen. Phosphor wurde von vielen angstverzerrten Gesichtern überholt. Auch ihn überkam ein ungeheurer Schrecken. Rosse hörte er trappeln, und wie er sich umwandte, sah er am rötlichen Nachthimmel die dunklen Helme und die dünnen Streifen von Säbeln einer Kette von Reitern. Näher und näher kamen sie. Hier und da stürzte einer aus der Masse, und die Rosse gingen über ihn fort, während sich aus dem Dunkel Wehgeschrei vom Boden erhob.

Hinter Phosphor stürzte ein Weib. Er stockte, da er sah, daß sie überritten werden mußte. Er konnte nicht anders, stürzte herzu, riß sie fort und hielt das Pferd am Zügel auf. Das tat er, ohne es zu überdenken. Dann aber ward er zu Boden geschleudert, einige Fäuste packten ihn fest, er ward emporgerissen, zurückgestoßen und fortgetragen, er wußte nicht wohin.

?
P

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Nur der Mensch, der arme Tropf
Spricht von höh'rer Lebenspflicht;
Eifrig zählt er Knopf an Knopf:
Soll ich, oder soll ich nicht?

Margarete Beutler: Leb wohl Bohème.

Von den verschiedenen moralischen Zuständen des Fräulein Bollhaas und der Einwohner der Kolonie. – Frau Fama, die Zugeherin. – Spannung und Erwartung. Der Herr Bauunternehmer und die Polizei. Ein unerwartetes Ereignis. Wie sich das Schicksal an Frau Fama rächt, und wie auch die Wahldemonstration und die Aufregung der Nation ihre Wellen bis in diesen kleinen Ort schlagen.

Kein Mensch wird es Fräulein Mathilde Vollhaas verübeln, daß sie nach den Ereignissen des bedeutungsvollen Donnerstages, an dem Phosphor sich dem Pantagruelismus und sie selbst der Gesangskunst ausgeliefert hatte, kopfschüttelnd in ihrem Zimmerchen saß und noch einmal alles überdachte, was eine Haushälterin bei einem Junggesellen erleben kann, während vom Sofa her das gesunde Schnarchen ihres Söhnchens ertönte, das im Schatten der sorgsam abgeblendeten Lampe lag.

In dem Wirbel der Geschehnisse war ihr gar nicht mehr aufgefallen, wie sehr die einzelnen Handlungen, Gedanken und Vorsätze ihres Herrn im Gegensatze zu dem Lebensernste standen, den man von einem guten, seiner selbst sicheren Manne zu erwarten hat. Ihre weibliche Neugier hatte sich von den jugendfrischen Gefühlen Phosphors gern überwältigen lassen. Nun aber, da sie alles hübsch ordentlich der Reihe nach noch einmal überdachte und sich zurechtlegte, ergriff sie eine große Haltlosigkeit.

Die Ernüchterung begann, als sie auf dem kleinen Treppenabsatze vor dem Hause stand und nach dem Schlüsselbunde suchte. Da stürzten die Nachbarsleute an den Zaun und staunten das Kind an ihrer Seite wie ein Wunder an. Just zur gleichen Zeit kamen der Bauunternehmer und der Oberlehrer vorbei, und der letztere stieß den Herrn Bauunternehmer demonstrativ an und machte ihn auf Mathilden aufmerksam. Hernach kam die Zugeherin, die sich stets am Abend für die Einkäufe beim Fleischer Order holte, und sagte dummierig: „Der Kleine sieht aber dem Herrn Doktor recht ähnlich!“ Mathilde gab ihr darauf kühl zur Antwort: „Finden Sie? Das müßte ein recht merkwürdiges Naturspiel sein!“ Diese niederträchtige Bemerkung zeigte ihr deutlich, wessen sie sich bei den lieben Nachbarsleuten zu versehen hatte.

In der Tat war denn auch die liebe Nachbarschaft bereits gründlich am Werke, das Kind in die „schauderhafte Skandalgeschichte" einzugliedern. Wie eine leibhaftige Fama ging die Zugeherin durch die Straßen und trug den leuchtenden Funken der interessanten Neuigkeit eigenhändig von Haus zu Haus. Dieser armen Person war das eine Art Festfreude, die ihr über die Sorgen des Alltags hinweghalf. Sie hatte zu Hause einen rohen, trunksüchtigen Mann, der sie und ihre Kinder verprügelte. Eine andere Lebensfreude als ein wenig Klatsch hatte sie nicht in ihrem sorgenvollen Dasein, und dieses Bedürfnis, das sie mit den alten Galliern und Athenern teilte, und das immerhin eine geistige Anteilnahme an der Welt bedeutet, übte sie aus, wo sie nur konnte.

Auch zeigte es sich dabei, daß diese einfache Frau Phantasie besaß. Je nach den Personen, denen sie diese Neuigkeit überbrachte, richtete sie das Alter und die Größe des Kindes ein. Am Ende der Straße lag das sagenhafte kleine Geschöpf noch unmündig, unschuldig in seinen Steckkissen mit blaßblauen seidenen Bändern und hatte einen Schnuller im Mund. Denn die zuhörende Frau war selbst Mutter eines reizenden Babys, und infolgedessen mußte ihr das so plötzlich vom Himmel gefallene Kind des Doktors Phosphor höchst interessant sein!

In der Mitte der Straße hingegen wohnten Leute, die zwei ungezogene Buben ihr eigen nannten. Diesen erzählte die brave Zugeherin selbstverständlich, daß der kleine Phosphor ein großer Lausbub sei. In ihrer Gegenwart hatte er nach einem Singvogel mit Steinen geworfen. Daraufhin sagte die Mutter der beiden Buben befriedigt zu ihrem Manne: „Da siehst du deutlich, lieber Waldemar, daß unsere Sprößlinge nicht allen Unfug auf der Welt anstiften!"

Auch den Oberlehrer ließ das Kind nicht raſten. Sobald er ſich von dem Bauunternehmer getrennt hatte, fuhr er in die Stadt, wohin ihn ſeine Verabredung mit dem Handelsamtsvorſitzenden rief, um dieſen von der neuen Wendung des Falles zu unterrichten.

Kühl dieſem Kinde gegenüber blieb einzig und allein Löffler. Er hatte am Vormittag in Erfahrung gebracht, daß die Grundſtücke, die Phosphor durch die ausgefallenen Hypotheken zugefallen waren, eine ſichere und große Zukunft hätten. Es handelte ſich bei ihnen um ſehr viel Geld, und das hatte der Bauunternehmer infolge des Streites mit Phosphor leichtſinnig aus der Hand gegeben. Jetzt, nachdem das Kind eine Löſung aller ſcheinbaren Ungereimtheiten des Doktors gegeben hatte, atmete der Bauunternehmer auf! Er ſah klar und faßte einen Plan, „parat zu bleiben", die „Perſon" aus Phosphors Haus zu „ekeln" und dann die Verbindung durchzuſetzen. Alles, was er in Phosphor hineinſah, verriet ihm, daß dieſer ein mehr als gutmütiger Menſch ſein müſſe. Darum ging er an demſelben Abend noch in das Eiſerne Kreuz, um den Polizeihauptmann, der auch am Stammtiſche verkehrte, über Phosphor auszuholen. Er ließ es ſich eine Flaſche guten Sekt koſten, für den das Haupt der Hermandad aus ſeiner Militärdienſtzeit eine gewiſſe Schwäche behalten hatte, und der Hauptmann verſprach ihm vertraulich, unter der Hand über das beſagte Fräulein Vollhaas Recherchen einzuholen.

So war denn ſchon das Gerüſt für das erweiterte Skandalgebäude, das die Kolonie zu Ehren des Herrn Doktor Phosphor und ſeiner Haushälterin aufführte, gut vorgebaut. Und am nächſten Morgen rührten alle Zungen neuen Klatſchmörtel, trugen hundert Mäuler neue Bauſteine, um das Gebäude zum Frommen und zur Freude der lieben Mitbürger und Mitmenſchen zu vollenden.

Eine ganze Ladung von Neuigkeiten und Vermutungen wurde durch die früh aus der Stadt zurückkehrenden beiden Herren, den Herrn Handelsamtsvorsitzenden und den Oberlehrer, mitgebracht.

Auf der Suche nach den Spuren Phosphors waren sie auch in die Straße geraten, wo die „Lasterhöhle" lag. Dieses Lokal genoß ganz ungerechtfertigt bei allen guten Bürgern den Ruf, den der lustige Name anzudeuten schien. Die roten Laternen wirkten aufpeitschend, der Gesang und der improvisirte Tanz zwischen Tischen und Stühlen hatte den Reiz des Außergewöhnlichen, die merkwürdigen Frisuren der ständigen Besucher, die Tatsache, daß Künstler mit ihren Modellen dorthin gingen, all das verlieh diesem Orte einen gruseligen Geruch. Dorthin waren die beiden wackeren Herren auf ihrer Ausschweifungstour gelangt, gerade, als sich in dem Lokale, das sie sich selbst bis zuletzt als höchsten Leckerbissen der Ruchlosigkeit aufgespart hatten, das Getöse eines Streites erhob. Atemlos hatten sie dem Toben gelauscht und so recht die Empfindung genossen, einer Untat nahe zu sein. Da ward plötzlich die Tür zur Straße aufgestoßen, und beide sahen, wie ein Mann in einem Mantel hinausgetragen und in eine der Droschken, die stets vor dem Lokale hielten, gehoben ward. Als sie an der Droschke vorbeigingen und den bewußtlosen, an Stirn und Nase blutigen Mann betrachteten, erkannten sie beide — — den Doktor Phosphor.

Dieses Abenteuer übertraf die kühnsten Hoffnungen, die sie sich gemacht hatten. Sofort hatten sie sich zusammen in ein Nachtcafé gesetzt und alle möglichen Erklärungen durchdacht. Endlich waren sie zu dem Schlusse gelangt, daß die Sache nicht recht geheuer sein könne. Das war freilich schon ihre Anfangsüberzeugung gewesen. Allein zu dieser Ansicht waren sie gelangt wie der

Bergsteiger, der spiralenförmig hinaufklimmt und dabei wieder auf dieselbe Aussicht stößt. Das einfache „nicht geheuer" war ihnen jetzt in einen tiefen, schreckenerregenden Nebel von Grauen getaucht, beide konnten dieses Wort jetzt ihren Mitbürgern mit einer Intensität zuflüstern, die alles in ihren Bann zwingen mußte.

Mancherlei von dem, was da geredet wurde, erfuhr Mathilde am Freitag, natürlich von Frau Fama, ihrer Zugeherin. Diese erzählte ihr, daß der Doktor Phosphor einem Verbrechen zum Opfer gefallen sein müsse und malte die Erzählung des Oberlehrers und des Handelsamtsvorsitzenden schreckensvoll und unheimlich aus.

Mathilde, die sich zu ängstigen begann, weil sie es sich nicht zu erklären vermochte, warum der pünktliche Mann so lange von seinem Hause fernblieb, wurde unruhig. Die Stimmung der Menschen lastete schwer auf ihr, denn sie bemerkte mit der Empfindlichkeit, die Frauen nun einmal eigen ist, wie sich die Nachbarn ständig an dem Gartenzaune zu schaffen machten, um ihr ungeniert in die Fenster schauen zu können. Sie sah, wie die Dienstboten an den Türen auf der Lauer lagen, um die Zugeherin auszuhorchen. Auch blieb es ihr nicht verborgen, daß sämtliche ältere Leute der Kolonie ihren Vormittagsspaziergang so einrichteten, daß er sie notwendigerweise an dem Hause Phosphors vorbeiführen mußte.

„Und der Doktor kam noch immer nicht!"

Sie beruhigte sich wohl damit, daß er mit Jordis zusammen wäre, und daß sie schon eine Nachricht erhalten würde, wenn ihm ernstlich etwas zustieße; allein mit diesem Gedanken gab sie sich nicht zufrieden. Dazu kam, daß sich das Kind unglücklich in dem fremden Hause fühlte. So gern wäre es einmal hinaus auf die Straße gegangen. Dies aber ließ Mathilde nicht zu, da sie gänzlich von den Nachbarn eingeschüchtert war.

So litt sie denn und verwünschte heimlich die Stunde, da sie sich auf die überspannten Pläne des Doktors eingelassen hatte.

Ihre Unruhe war der Zugeherin selbstverständlich aufgefallen. Das ewige Schauen nach der Uhr, das Warten, die Unrast der sonst so gleichmäßigen Mathilde machten auf die Frau einen starken Eindruck, und sie übermittelte dies geschäftig, als sie nach dem Mittagessen nach Hause ging, allen Leuten, die ihr begegneten. So wuchs denn mit der Spannung Mathildens die Spannung der ganzen Kolonie, und in jedem Hause wurde krampfhaft auf den Doktor Phosphor gewartet. Aber der Tag verging, der Doktor kam nicht. Die Beängstigung Mathildens steigerte sich und das Gruseln des ganzen Ortes vermehrte sich ins Ungemessene.

Die Ahnung eines schweren Verbrechens lastete auf den Gemütern aller, und auch der ruhige Bauunternehmer vermochte sich nicht zu verhehlen, daß das lange Ausbleiben seines vorläufig gewesenen Schwiegersohnes immerhin verdächtig sei. Wiederholt konferierte er mit dem Polizeihauptmann und dieser, der inzwischen dem Bauunternehmer die willkommene Nachricht übermittelt hatte, daß der Vater des Kindes von Fräulein Bollhaas nicht angegeben worden sei, versprach ihm, am nächsten Tage wegen einer anderen Angelegenheit einen Polizeimann in das Haus des Doktors Phosphor zu senden, um einmal den Busch abzuklopfen.

Die Leute, die das Haus Phosphors sensationslüstern umlungerten, sollten am Abend wenigstens einigermaßen auf ihre Kosten kommen. Ein heftiger Wortwechsel lockte sie alle vor das Gartentor. Deutlich vernahmen sie, wie Mathildens kräftige Altstimme mit einer vor Wut fast kreischenden männlichen Tenorstimme rang. Allerlei Worte fingen sie auf, wie „Schuft!", „Doktor Phosphor", „Kind", „Niedertracht", „Schmutzigkeit", „Gemeinheit" — —

Ein ganzes Häuflein aufmerksamer Leute stand vor dem Garten und war so andächtig in seine horchende Beschäftigung versunken, daß es von einem Manne überrascht wurde, der zorntoll aus der Villa herausschoß und die Gartentür sinnlos aufriß. Eine Bäckersfrau und ein alter Laternenanzünder, die unter den Menschen der lauschenden Gruppe sich befanden, wurden von dem Wilden überrannt.

Diese Leute verfehlten natürlich nicht, den Unbekannten als einen Hünen von Kerl zu schildern. Sie hatten deutlich einen schwarzen Vollbart, gräßliche Augen und einen finsteren Gesichtsausdruck gesehen! Die aufgefangenen Worte des Streites waren hinreichend, mehrere Geschichten zu erzeugen, und der Erfolg war, daß man sich am Stammtische an diesem Abend einigte, dieser Mensch müsse bei dem Verbrechen, das an Phosphor verübt worden war, mitschuldig sein! Sicherlich hatte der Doktor ein Testament zugunsten Mathildens gemacht und war nun von dieser ränkesüchtigen Person beseitigt worden!

An diesem Stammtischabend brach ein Streit aus zwischen dem Major von Reische und dem Apothekenbesitzer Dr. Rutze. Der Major hatte behauptet, das Kind wäre ein halbes Jahr alt, und Dr. Rutze hatte lachend geantwortet, es wäre ein Bengel von vierzehn Jahren, er wäre heute in der Apotheke gewesen und hätte durch sein freches Auftreten seinen Provisor geärgert. Beide Herren gerieten in so große Hitze und ereiferten sich dermaßen über diese an sich gewiß gewichtige Frage, daß sie vom Stammtische aufstanden und sich frühzeitiger als sonst nach Hause begaben. Natürlich legte der Stammtisch auch diesen Umstand Mathilden mit einem gewissen Rechte zur Last!

Der Mann, der sich bei Mathilde befunden hatte, war in Wahr-

heit nicht von einer gigantischen Größe, trug auch keinen Vollbart, hatte auch keinen finsteren Gesichtsausdruck. Der Mann war der Kunstmaler Rahn.

Der Grimm hatte an ihm gefressen, als er sich so von Phosphor durchschaut sah. Dabei hatte das Wesen des seltsamen Doktors dennoch auf ihn Eindruck gemacht.

Rahn gehörte zu den Menschen, die es nicht über sich gewinnen können, zu sehen, wie sie von einem anderen Menschen aufgegeben werden. Jetzt, wo er Mathilde verloren hatte, wo er fühlte, wie verächtlich er sich in den Augen Phosphors gemacht hatte, trat eine Umwälzung in ihm ein. Und so hatte er sich auf den Weg zu Phosphor gemacht, um Mathilde noch einmal zu sprechen.

Mathildens erstes Wort war gewesen: „Wo ist der Doktor?"

Rahn, der ihre Angst sah, hatte es sich nicht versagen können, zu antworten, daß sich der Doktor mit Jordis und verschiedenen Mädchen herumtriebe!

Mathildens Antwort war sehr kurz: „Das ist nicht wahr!"

Da hatte Rahn gelacht und ihr erzählt, wie sich Phosphor in der Lasterhöhle betragen hätte, und daß er ihn hernach sehr vertraut mit dem Modell Kreiderers in dessen Atelier angetroffen hätte.

Danach begann Rahn zärtlich und sentimental zu werden. Mathilde war gereizt und hatte sich jede Annäherung oder Berührung verbeten.

Der Maler verlangte in seinem Zorne das Kind!

Mathilde sprach ihm ein jedes Recht auf das Kind ab!

Ein Wort hatte das andere gegeben.

Mathilde bewies ihm, daß er ja aus Rücksichten für seine Familie damals nicht als Vater des Kindes hätte gelten wollen. Jetzt freue sie das, da er so keinerlei Rechte mehr auf sie oder das Kind habe.

Dem war ein Wutausbruch des Malers gefolgt.

Diese Szene hatte nicht dazu beigetragen, die Nervosität Mathildens zu besänftigen. Die ganze Nacht lag sie schlaflos.

Noch immer war keine Nachricht von Phosphor gekommen.

Minute um Minute schlichen die Vormittagsstunden des Sonnabends vorüber. Die Zugeherin hatte an diesem Tage ein Mädchen geschickt mit der Nachricht, sie könne nicht kommen. Diese Frau hatte sich so in das Gefühl hineingesteigert, daß hier etwas Fürchterliches vorliegen müsse, daß sie sich nicht mehr in das schreckliche Haus hineingetraute.

Alle Bewohner der Kolonie erwarteten eine Katastrophe! Am Nachmittage war denn auch das geschehen, was alle erwarteten.

Langsam und feierlich kam ein Polizeimann die Villenstraße heruntergeschritten. Ernst war sein rotes, feistes Schutzmannsgesicht, ruhig zwirbelte er den dicken Schnauzbart. Er war sich seiner Bedeutung in dem Augenblicke, da er die Gartenpforte zum Phosphorschen Hause öffnete, vollkommen bewußt. Die Blicke der ganzen Kolonie ruhten auf ihm, seiner Klugheit sollte es beschieden sein, vielleicht einige Klarheit in diesen verwickelten Fall zu bringen!

Mathilde drohte das Herz zu zerspringen, da sie den Wachtmann eintreten sah. Mit stockender Stimme fragte sie ihn: „Lebt der Doktor noch?"

Der Wachtmann notierte sich diese bedeutungsvolle Frage in seinem Geiste und sagte seinerseits: „Madamm! Ich komme zunächst in einer Meldungssache. Hier in dem Hause befindet sich ein Kind, das bisher noch nicht gemeldet worden ist! Ich wollte Sie erinnern, daß das Kind bis heute abend gemeldet sein muß! Setzen Sie den Herrn Doktor Phosphor in Kenntnis!" —

„Ich warte die ganze Zeit auf den Doktor, er ist aber seit Tagen nicht nach Hause gekommen!"

„Sie vermissen also den Herrn Doktor Phosphor!"

„Ja!" erwiderte Mathilde mit stockender Stimme.

„Sie können in diesem Falle der Polizei Meldung abstatten! Soll ich die Angelegenheit zur Meldung bringen, oder wissen Sie vielleicht, wo sich der Doktor aufhalten kann?"

„Ich weiß, mit wem er zuletzt zusammen war," erwiderte das geängstigte Weib.

Der Wachtmann schmunzelte. Wenn es so stand, war der Fall leicht aufzudecken. Er sagte darum noch einmal mit sämtlichem Amtsgewicht: „Wenn Sie irgend etwas bedrückt, Madamm, so sprechen Sie nur auf dem Polizeiamt vor! Wir werden für Sie alles tun, was Sie wollen! Im Falle der Nichtanmeldung des Kindes bis heute abend werden Sie oder der Doktor sich einer Polizeistrafe von fünf Mark unterziehen müssen!"

Ratloser als zuvor verblieb Mathilde im Hause zurück. Der Besuch des Polizisten war ihr unheimlich! Sie ahnte irgend etwas Verstecktes. Sie sah sich umschnüffelt und bedrängt von allen Seiten. Und der Doktor hatte immer noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Nein, diesen Zustand hielt sie nicht länger aus.

Auch die Erregung im Orte war auf dem Siedepunkte!

Da geschah, was alles auf den Kopf stellte:

Zuerst sahen einige würdige alte Leute Mathilde mit einem eilig um die Stirn geschlungenen Kopftuche zur Polizei laufen. Dann stürzte sie wieder nach Hause, kam in Jackett und Hut wieder zum Vorschein. An der Hand hatte sie das Kind und eilte mit diesem zu der Zugeherin.

Diese wußte gar nicht, wir ihr geschah, als Mathilde sie himmel-

hoch bat, doch sich des Kindes anzunehmen. Sie müsse den Doktor aufsuchen, sie müsse sich vergewissern, wo er wäre, sie hätte bis heute keine Nachricht! Als Entgelt und für Auslagen gab ihr Mathilde, da sie kein kleineres Geld zur Hand hatte, ein Zwanzigmarkstück! Und dann eilte sie in fliegender Eile zum Bahnhofe.

Die Zugehfrau war vollständig überrumpelt worden durch die Hast Mathildens. Als sie allein war, kamen alle Nachbarinnen zu ihr. Allen erzählte sie von der Eile, mit der Mathilde von dannen gegangen war. Alle Nachbarinnen beschäftigten sich mit dem Kinde. Alle fanden, daß es dem Doktor sprechend ähnlich sähe! Alle sagten, sie meinten, das Frauenzimmer würde man nie wieder sehen!

Spät am Abend kam der Mann der Zugeherin nach Hause. Unterwegs schon hatte er davon gehört, daß seine Frau einen Beutel voll Gold erhalten hätte, dafür, daß sie den Bankert bei sich aufnähme! Er schlug zuerst einmal einen furchtbaren Krach und beschimpfte seine Frau. Fast hätte er sich an dem Kinde vergriffen.

Alsdann verlangte er wenigstens den Sündenlohn, den er dafür erhalten, daß das Wechselbalg in seinem anständigen Hause sich aufhalten könne.

Die Frau rückte endlich das Zwanzigmarkstück heraus. Er sagte, er würde sich schon auch das andere zu verschaffen wissen, und ging drohend und schimpfend zum Hause hinaus!

Er renommierte im ganzen Orte mit dem Golde, das sein Weib nun hätte. Eine ganze Maurergesellschaft hielt er mit Schnaps frei. Endlich zogen diese Gesellen vor das Polizeigebäude und brachten ein Hoch auf das allgemeine Wahlrecht aus! — Sie wurden alle festgenommen und konnten im Gewahrsam ihren Freiheitsrausch ausschlafen.

100°

Dreiundzwanzigſtes Kapitel

Reste en après ces accidens parfaictz
Que les esleuz joyeusement refaictz
Soient de tous biens et de manne celeste,
Et d'abondant par recompense honneste
Enrichiz soyent. Les aultres en la fin
Soient denuez: c'est la raison, affin
Que, ce travail en tel poinct terminé
Ung chascun ayt son sort predestiné.
Tel feut l'accord. O qu'est à reverer
Cil qui en fin pourra perseverer!

Rabelais. Gargantua. Livre I, Chapitre LVIII.

Der Arreſtant von Nr. 54. Sorgen der großen Polizei. Träume und Daſeinsformen. Wie zwei allzu bekannte Figuren rettend in das Daſein von Nr. 54 treten. Szenen im Nebel der Sinne und des Denkens. Wie ſich der Leierkaſtenmann wieder zum Schluſſe zeigt.

Am Abend der großen Wahldemonstration war mit anderen Arrestanten ein Individuum in bewußtlosem Zustande eingeliefert worden, das in der Arrestzelle Nr. 54 untergebracht und unter dieser Nummer zunächst in die Akten eingetragen ward.

Seit der Verhaftung, die am Freitag in später Abendstunde geschehen war, bis zum Sonntag vormittag war es der Identifizierungskunst der Polizei nicht gelungen, die Personalien von Nr. 54 festzustellen.

Die Legitimationspapiere dieses Individuums, das in dem Verdacht stand, ein längst gesuchter, gefährlicher, internationaler Anarchist und Bombenschmeißer zu sein, waren mit der ausgerissenen Jackettasche verschwunden. Auf alle Fragen des Polizeiwachtmeisters, Leutnants und Hauptmanns hatte der Verhaftete nur mit einem milden Lächeln geantwortet: „Ist es so notwendig, den Namen eines Menschen zu wissen, der sich für nutzlos hält?"

Als der Wachtmeister, der Leutnant und der Hauptmann nacheinander das renitente Individuum anschnauzten und ihm befahlen, bei Strafe dauernder Inhaftierung seine Personalien anzugeben, hatte der Mann in größter Hilflosigkeit gesagt, man solle ihm doch Zeit lassen, er müsse sich besinnen und erinnern, wer er wäre. Er hätte in der letzten Vergangenheit zwei Namen getragen und wisse nicht mehr, welcher für den jetzigen Fall der passende sei. Soweit er sich aber erinnern könne, wäre er ein Geiger, der zurzeit Psychologie studiere, manchmal aber sei es ihm zumute, als müsse er ein anderes Individuum sein. — — —

Auf diese Erklärungen hin, die mit leiser Stimme vorgetragen wurden, hatte der Polizeihauptmann einen Gerichtsarzt kommen lassen; dieser hatte die Pupillen des Angeklagten untersucht, ihn mit Nadeln in die Waden gestochen, Nervendruckpunkte abgetastet

und endlich die Erklärung abgegeben, er könne nicht genau sagen, ob man es mit einem höchst gefährlichen Simulanten oder mit einem schweren Hysteriker zu tun habe.

Alles, was sich die Nervenärzte nämlich bei abnormalen psychischen Zuständen nicht recht erklären können, decken sie gern mit irgendeinem der gerade zurzeit beliebten Gruppennamen. Als der Inhaftierte untersucht wurde, war gerade die Hysterie stark in ärztlicher Mode, und dieser Umstand machte aus ihm einen Hysteriker.

Nr. 54 betrug sich durchaus nicht renitent oder aufsässig gegen die Beamten. Die meiste Zeit saß der Inhaftierte auf einem Stuhle und starrte durch die Gitter hinauf in ein Eckchen blauer Luft, dabei prägte sich eine tiefe Furche über seiner Nasenwurzel ein, die dem Überwachenden verriet, daß Nr. 54 intensiv nachdachte.

Die Unruhe des Verhafteten, die sich im Auf- und Niederlaufen in seinem Aufenthaltsraume kundgab, wuchs bei jeder neuerlichen Vernehmung, in der die Inquirierenden versuchten, ihm seine Personalien zu entlocken.

Man kann den hohen Polizeibehörden gar nicht intensiv genug ihre Qualen nachempfinden, wenn sie nicht wissen, mit wem sie es eigentlich zu tun haben und über die Akten schreiben müssen: „Personalien unbekannt." Der ganze bureaukratische Maschinismus gerät dann in Aufregung, da es gilt, den „Unbekannten" in einen Rubrikaten mit Vor- und Vatersnamen zu verwandeln.

Ein anständiger Mörder, dessen Akten mit allen Vorstrafen, allen Arrestierungen, jedem Aufenthaltsorte, jeder Ordnungsstrafe sorgfältig ausgefüllt sind, ist der hohen Polizei lieber als der harmloseste „Unbekannte"! Denn die moralischen Delikte sind dazu da, daß der tüchtige Beamte sie aufdeckt, sie sind also durchaus nicht

das, was der Polizist verabscheut, nein, was er im gewissen Sinne hegt und pflegt! Für den Verbrecher hat er nun einmal seiner Natur nach dieselbe Vorliebe wie der Jäger für sein Wild. Was im grünen Revier grobe Sauen, Sechzehnender und starke Böcke sind, bedeuten dem Ordnungsbeamten seine schweren Jungen, Hochstapler und gewandte Taschendiebe.

Die heiklen Fälle der Polizeipraxis stellen die sogenannten politischen Verbrecher dar. Sie sind dem echten Polizeibeamten aus tiefstem Herzen verhaßt. Sie fallen nämlich nicht unter bestimmte Kategorien, über die man nach einer guten Praxis und einem soliden Schema entscheiden kann. „Der politische Verbrecher ist meistenteils ein guter, aber verrannter Mensch," sagte einmal ein hoher Polizeibeamter, „der zu unserem Pech mit der Ordnung, die nun doch einmal sein muß, in Konflikt zu geraten pflegt." Die armen geplagten Beamten kommen mit diesen Gesellen deshalb in Schwierigkeiten, weil sie so schwer zu rubrizieren sind. Um diesem Mangel, der nun einmal den „Politischen" anhaftet, abzuhelfen, hat man schon versucht, „gewisse andere Rubriken für diese" schwer zu bearbeitenden Leute zu finden. So versuchte man den sozialdemokratischen Agitator unter den Hochverratsparagraphen zu bringen, weil er doch nicht auf die Formel eingeschworen war: „Mit Gott für König und Vaterland", sondern „ohne Gott und ohne König" eine allgemeine Menschlichkeits- und Konsumverbrüderung anstrebte.

Es kamen dann aber leider die berufsmäßigen logischen Juristen und wiesen nach, daß das schöne Rubrum nicht passe, und die arme Polizei mußte nach anderen Paragraphen suchen, nach Volksaufwiegelung, Ruhestörung usw.

Die Anarchisten, die für gewöhnlich sehr harmlose Leute sind,

wurden mit Bomben, Dynamit und Sprengstoffen in Verbindung gebracht. Für die unsachgemäße Verwendung von Explosivmitteln zwecks Tötung von Menschen sieht das Gesetz und die Ordnung eine ganze Menge Rubra vor. Daher kommt es, daß noch heute die Legende verbreitet ist, daß jeder anständige Anarchist mit seinem halben Dutzend Dynamitpatronen Sonntag nachmittags ebenso seinen Spaziergang mache wie der gute Bürgersmann mit seinem halben Dutzend Zehnpfennig-Zigarren.

Für ein solches bombenfabrizierendes und menschenmordendes Individuum wurde also der Inhaftierte von Nr. 54 von Polizei wegen gehalten, und trotz seines harmlosen Betragens betrachtete sein Aufseher ihn mit mißtrauischen Blicken, denn was mochte der wohl alles auf dem Kerbholz haben, da er geflissentlich vermied, seinen Namen anzugeben!

Nr. 54 aber dachte nur an die wirren und wilden Gesichter, die in den letzten Tagen an ihm vorübergezogen waren. Krampfhaft sann er darüber nach, wer er wohl wäre.

Er sah sich in einem Saale, wo ein schwarzer Redner redete, dann wieder lief ein großer Kopf mit kahler mächtiger Stirn an ihm vorbei und sagte: „Einen andern von solchem Stolze und solchem Ehrgeize hätte dieser Zustand zur Verzweiflung gebracht!" Und der Gefangene bezog diese Worte naturgemäß auf sich selbst!

Das Fürchterlichste aber in seinem Zustande war das Gefühl, nicht zu wissen, wer er denn eigentlich sei! Bald sah er sich in einem nebelhaften Raume neben einem Menschen sitzen, dessen Kopf eine glühendrote Lampe mit menschlichen Zügen zu sein schien. Doch zur gleichen Zeit stand er mit einem kalten Zigarrenstummel im Munde auf einem Podium und geigte. Dann aber erscholl Klatschen und plötzlich ertrank alles in Finsternis.

In einer ungeheuren steinigen Wüste lag er, einsam, geblendet von den grellen Strahlen der Sonne. Er schloß die Lider, aber durch die Lider hindurch brach sie sich mit grellroten, gelbzuckenden Lichtern Bahn. Ein Weib lag über ihm. Aber als er die Augen mühsam öffnete, war es ein grüner Fels, der ihn zu erdrücken drohte.

Dann kicherte es um ihn.

„Er hat viel Geld, viel Geld," wisperte es rings um ihn. Und wieder kamen dunkle Massen daher, sicher und langsam, er konnte sich nicht erheben. Rötlicher Dämmer erfüllte die ungeheure Wüste. Und die Masse kam näher, unmenschlich, grausam, unabwendbar, einem urweltlichen Steinflusse gleichend. Und sie kamen daher und stampften über ihn dahin, einer nach dem andern, und ein jeder setzte ihm seinen Fuß auf die Brust!

Da begann er zu spüren, wie er in die Erde getreten wurde, er empfand, wie seine Lebenssäfte verströmten und ihm ward, als söge die Erde ihn gierig in sich. Die Sandkörner rieben ihn zu Staub, das Wasser löste ihn auf, kühler und kühler ward er, aber es schmerzte ihn nicht. Ihm ward weicher und wohliger, schon verfloß alles in violetter Dämmerung, die über ihm zusammenschlug, wie ein seidenes Tuch. Er war ausgelöscht und lebte dennoch.

Eine Gaslaterne brannte über einer Reihe von Haselsträuchern, die sich im Winde wiegten, und deren Blätter von Feuchtigkeit tropften. Sie fingerten in den dämmernden rötlichen Himmel, Leben schien in jedem Zweiglein, in jedem Blatte zu wohnen. Wie kleine Schildchen wiegten sich die feuchten Blätter, während unablässig feine Regentropfen auf sie niedersprangen, rund, glänzend und lebendig!

Die Gaslaterne verlosch. Aber das Springen der lustigen Trop-

fen dauerte weiter. War das eine luſtige Nacht! Dämmerung ſtieg auf, es wurde heller und heller, die Sträucher krochen wie frierend im Morgendämmer zuſammen, bis die große Klarheit des Tages ihnen die Lebenskraft völlig zurückgab.

Ein Schlüſſel knirſchte, eine Tür tat ſich auf und eine Stimme ſagte: „Hier mein Fräulein iſt Nr. 54, bisher noch nicht identifiziert. Feſtgenommen bei den Wahlrechtsunruhen von Freitag zu Samstag Nacht!"

Eine klangvolle, vor Erregung zitternde Altſtimme erſcholl: „Herr Doktor! Herr Doktor! Wie ſind Sie hierher gekommen?"

Nr. 54 richtete ſich auf. Die Spannung in ſeinen Zügen ließ ein wenig nach. Mit kindlichem Tone ſagte er: „Das war die Sonne, die da ſprach!"

Da fuhr die erſte Stimme ſchneidig und formell dazwiſchen: „Alſo Sie glauben den Inhaftierten zu erkennen, meine Herrſchaften?"

„Ich bin ſeine Haushälterin ſeit geraumer Zeit. Mein Name iſt Mathilde Bollhaas," ſprach die Altſtimme.

Nr. 54 faltete die Hände wie zum Gebet und ſagte glücklich: „Mathilde!"

„Sie erkennen die Dame alſo?" fragte der Beamte, der aus dem dunkeln Gange in die hellere Zelle trat.

Der Gefangene ſah ihn wieder ſanft und hilflos an. „Ich verſtehe noch nicht ganz," ſagte er leiſe.

„Nr. 54, laſſen Sie doch jetzt Ihr Verſteckſpielen, dieſe Dame und dieſer Herr ſind beide bereit, Sie zu identifizieren. Geben Sie zu, daß Sie Doktor Phosphor ſind?"

Mit großen erſtaunten Augen ſah der Zellenbewohner dem Beamten ins Geſicht. Mit der flachen Hand fuhr er ſich über die

Stirn und langsam und nachdenklich, als käme er selbst jetzt zur Lösung des Rätsels, sagte er: „Nein, das ist ein Irrtum, ich bin nicht der Doktor Phosphor. Es wird mir jetzt alles klar. Mein Name ist Jordis, ich bin Studierender der Philosophie, war vormals Geiger. Dieser Doktor Phosphor ist nur eine Phantasiegestalt von mir, die soviel Leben aus mir gesogen haben mag, daß sie jetzt lebendig in der Welt herumläuft. Dieser Prozeß hat mich ein wenig abgespannt und krank gemacht, Sie mögen darum meine Befangenheit entschuldigen. In einigen Tagen werde ich wieder in Ordnung sein!"

„Freund und Pantagruelist," nahm jetzt eine andere wohlbekannte Stimme das Wort, „welch seltsamer Irrtum hat sich deiner bemächtigt. Ich, Jordis, stehe vor dir, und du selbst bist Phosphor!"

Da faßte sich Nr. 54 verzweiflungsvoll an die Stirn und schrie: „Ich weiß nicht mehr aus noch ein! Wer bin ich nur? Mensch oder Traum eines Menschen? Was soll mir dieses Dasein, das ich nicht zu greifen vermag, wie das Bild im Spiegel des Wassers! In die Erde träumte ich mich versunken! Ausgelöscht aus diesem nutzlosen Leben, das erfassen kann, wer's vermag. O wäre ich doch noch einer der Haselsträucher unter der Gaslaterne, daß ich ruhen könnte mit leise wiegenden Zweigen und mich nicht abzuquälen brauchte mit solchen ernsthaften Fragen!"

Da fühlte der Verzweifelnde plötzlich in seinen Händen zwei warme, weiche Frauenhände ruhen. Ein langersehntes Gesicht sah er vor sich und eine Stimme hörte er sprechen: „Lieber Herr Doktor, was haben Sie durchmachen müssen! Sie sollen sich ausruhen zu Hause von all Ihrem Ungemach und werden es bald vergessen!"

Ein Freudenschein verklärte die matten Züge des gequälten Ge-

fangenen. „Mathilde," sagte er, „du bist gleich und unverändert. Dir haben die verzerrenden Gewalten nichts anhaben können!"

„Ich konstatiere, daß der Inhaftierte die Dame erkennt," sagte die schneidige Stimme des Beamten. „Nunmehr, meine Herrschaften, muß ich Sie bitten, die Zelle zu verlassen und Ihre Bekundungen im Bureau zu machen!"

„Können wir den armen Doktor nicht gleich mitnehmen," fragte Mathilde, „Sie sehen doch, daß er leidend ist!"

„Das wird sich finden!"

Noch einmal drückte Mathilde dem Inhaftierten die Hand, die Türe der Zelle schloß sich und Nr. 54 blieb sich wieder selbst überlassen.

Doch die Zelle erschien ihm nicht leer und öde. Sonne war in ihr zurückgeblieben, und leise schienen die tiefen Töne der Altstimme, die eben so befreiend vor ihm erklungen waren, weiter zu klingen und zu singen, wie Harfensaiten im Winde.

Eine selige Erschlaffung überkam den Gefangenen und er gab sich ihr willig hin.

„Herr Doktor Phosphor, Sie sind identifiziert und werden, da kein Grund zu längerer Inhaftierung vorliegt, bis auf Weiteres entlassen! Doch haben Sie Meldung zu machen, wenn Sie Ihren Wohnort verlassen wollen!" schnarrte plötzlich neben ihm die schneidige Beamtenstimme. Dann fühlte sich Phosphor ergriffen, Mathilde war an seiner Seite. Mit einem merkwürdig kühlen Gefühl an den Schläfen schritt er durch Gänge, gelangte ins Freie zu einem Automobil, in dem noch eine andere Gestalt saß, und fort ging es.

„Nun Doktor, wie geht es Ihnen jetzt," fragte mit einer wohlbekannten Stimme der ihm gegenübersitzende Begleiter.

Phosphor fuhr zusammen. Mechanisch aber antwortete er:

„Ich bin so matt. Ich kann mich noch nicht zurechtfinden, ich glaube, ich brauche Ruhe."

„Legen Sie nur Ihre Beine hier auf den Sitz, wir decken Sie zu," erwiderte der Gegenübersitzende freundlich.

Phosphor fühlte, wie seine Beine hochgehoben wurden, wie er in zwei Mäntel gehüllt ward, und spürte einen Augenblick Mathildens Kopf an seiner Brust, die sich um ihn bemühte. Dann schloß er die Augen und genoß den Luftzug und das ruckweise Vorwärtsschießen des Autos.

Einmal erklang Mathildens Stimme an seinem Ohre:

„Ich hatte nicht gedacht, daß sie ihn so ohne große Umstände freigeben würden!"

„Ach," antwortete die andere Stimme, „alle Angelegenheiten, die schwierig werden, pflegt die Polizei gern schnell und summarisch zu erledigen. Es ist ja noch gar nicht geklärt, ob sein Zustand nicht auf eine Polizeifaust zurückzuführen ist. Mir allerdings will es erscheinen, als ob er nur an einer allgemeinen Lebenserschöpfung leidet!"

Lebenserschöpfung! Dies Wort setzte sich in Phosphors Hirn fest, und rhythmisch wiederholte er sich im Takte mit dem Gerüttel des Kraftwagens: „Lebenserschöpfung! Lebenserschöpfung! Lebenserschöpfung!" Und dies Wort summte in ihm noch nach, als er von Mathilde auf sein Kanapee gebettet wurde und eine gute Fleischbrühe erhielt.

„Soll ich einen Arzt holen?" fragte Jordis' Stimme.

„Wir wollen erst sehen, wie die bekannten Räume auf ihn einwirken!" erwiderte Mathilde. „Wozu ihn jetzt schon wieder durch einen Menschen quälen!"

Der weiche, warme, mitleidige Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, tat Phosphor wohl. Er schmiegte sich in den Klang dieser Stimme ein, wie das Kind in den weichen Rock der Mutter. Es begann ihm wohl zu werden.

Wie ein Kind ließ er sich von Mathilde eine zweite Tasse Fleischbrühe einflößen und lag nun da, wohlig durchwärmt, mit halbgeschlossenen Augen, so daß es den beiden anderen erschien, als ob er schliefe.

Aber Phosphor wachte. Sein Geist rang rege und ruhig nach Klärung. Die Frage, ob er Phosphor oder Jordis wäre, bedrängte ihn nicht mehr, die Depression, die ihn noch beherrschte, war in der anderen Frage beschlossen: „Wozu existierst du eigentlich?" Alle Bilder und Gesichter, die an ihm vorübergezogen waren, ließen ihm das Dasein so unendlich wertlos erscheinen. Was sollte er in dieser Welt, die sich ihm fortwährend von selbst erzeugte, und deren Grimassen ihn doch nur fortwährend verhöhnten? Auf unsichtbaren Widerstand stieß er allüberall. Und er selbst mußte doch diesen Widerstand erschaffen haben! Was war die Frage, ob er Jordis oder Phosphor wäre, schließlich anderes als die Frage, ob er Herr in seiner Welt wäre oder ihr Sklave!

Denn er vermochte sich nicht mehr innerlich mit der Gedankenwelt des Jordis auseinanderzuhalten, die in ihn übergeflossen war. Und er mußte sie als sein Eigentum sehen, wollte er nicht zusammenbrechen im Gefühle entsetzlicher Hohlheit.

Die Lebensanschauung des Jordis hatte ihn zum ersten Male die Dinge der Welt von einem erhöhten Standpunkte aus übersehen lassen. Das war für ihn, der bisher ein Mensch der Ebene, ein Mensch der Konvention gewesen war, der nie den Mut gehabt hatte, auf einen Berg zu steigen, um unter sich Welt und Menschen zu erblicken, ein großes bestimmtes Ereignis gewesen.

So gelingt es jungen Menschen, die viele Heinesche Verse gelesen haben, nicht leicht, sich aus dem Banne dieser Verse loszumachen. Maler sehen mit den Augen anderer Maler, Politiker arbeiten mit den Methoden und Maximen anderer Politiker. Erfinder okkupieren die Ideen anderer Erfinder!

Was ist denn die Persönlichkeit? Aus wieviel Quellen ist sie zusammengeflossen, oder aus wieviel Neigen schmutziger Gläser wurde sie zusammengerührt?

Persönlich ist vielleicht nur das, was mit der königlichen Geste der Selbstverständlichkeit ausgeführt wird. Ein jeder, der an sich zu zweifeln beginnt, ist vielgespalten, und kann nicht mehr emporwuchten wie die Eiche des Waldes, sondern wächst auseinander, wie die krüppelhafte Eiche am Rande der Heide, die in den Wurzeln von der Erika bedroht, keine stammbildende Kraft mehr aufzubringen weiß.

Dem sinnenden Phosphor schien es, als ob die beiden Stimmen, die den Raum durchwalteten und seinem Ohre vernehmlich wurden, dasselbe Thema aufgenommen hätten, dem er so leidenschaftlich nachsann.

„Ich kann mir das Wesen des Doktors gar nicht mehr zusammenreimen," erklang es. „Er war bis vor kurzem ein solider, regelmäßiger Mann. Dann löste er seine Verlobung auf, und von der Zeit an scheint ein anderes Wesen von ihm Besitz ergriffen zu haben!"

„Jetzt wird mir alles klar," sagte die tiefere Stimme, „er hat eben die exzentrische Periode, die einen jeden Pfahlbürger einmal überkommt! Ich Narr, ich hielt ihn für einen Pantagrueliſten, und nun ist in Wirklichkeit der Pantagruelismus nur ein Fieber, das ihn krank gemacht hat!"

„Ach gehen Sie mir mit Ihren überspannten Ausdrücken, was soll nun der Pantagruelismus wieder bedeuten?!"

„In diesem Falle geistige Indigestion."

„Ach, sagen Sie lieber, Sie haben mit dem armen Manne so viel aufgestellt, daß er sich nicht mehr in sich selbst zurechtfindet!"

„Sie lieben ihn, Mathilde!"

„Nein, ich liebe ihn nicht! Aber ich muß gestehen, er ist mir in der letzten Zeit interessant geworden!"

„So ist sein ganzer Zustand nur eine Verstellung, um Ihnen besonders zu erscheinen, um auf Sie zu wirken!"

Phosphor hätte aufspringen mögen, allein er war zu matt. Schon erschollen die beiden Stimmen von neuem:

„Ich habe es ihm ja klipp und klar gesagt, daß ich ihn nicht liebe. Aber ich muß mich doch seiner annehmen, da er doch gut an mir gehandelt hat!"

„Lassen Sie sich nicht durch solche selbstlosen Gefühle beirren! Was wollen Sie hier noch weiter in der Kolonie? Nach allem, was Sie mir erzählen, ist Ihre Rolle hier ausgespielt, Mathilde. Es wäre doch auch zu dumm, hier noch länger Haushälterin zu sein, wo Sie jetzt die Mittel haben, sich zur Sängerin auszubilden! Hat er A gesagt, muß er auch B sagen. Hat er die Mittel zur Verfügung gestellt, so muß er Ihnen auch die Zeit zur Verfügung stellen!"

„Jetzt muß ich ihn pflegen!"

„Ach ihr Frauen! Nie könnt ihr ein Ziel klar und hart verfolgen!"

„Warum sagen Sie mir das? Ich bin doch Herrin über mich und mein Schicksal!"

„Weil ich Sie hinaus haben möchte in die Welt. Weil ich will, — — —"

„Lassen Sie mich, Sie sind ungezogen!"

„Mathilde — —"

Phosphor horchte angestrengt — er hörte nichts mehr, aber es dünkte ihm, daß er aus der Ferne die Klänge eines Leierkastens vernahm.

Düster wuchs die Gestalt des Leierkastenmannes vor seinen Augen empor und das Affchen, das auf der roten Decke des Kastens hockte, fletschte ihn an. Der Leierkastenmann aber spielte: „Ich liebe ihn nicht! Ich liebe ihn nicht!"

„Am Tage, da der Leierkastenmann auf den Balkon kam, hat es bei ihm begonnen," klang es von weitem!

„Sonderbar! Er glaubt sich im Banne dieses Menschen, dem er Schicksalsgewalt zuschiebt, und doch ist der Mensch nur ein schlauer Gauner, weiter nichts! Aber vielleicht hat diese Vorstellung Macht über ihn, weil die ganze Sehnsucht eines Pfahlbürgers nach Freiheit und Ungebundenheit darin beschlossen liegt! Er haßt diesen Menschen, weil er spürt, er ist freier als er, so sehr er sich auch bemüht, unabhängig zu scheinen. Vielleicht würde er kuriert werden, wenn er selbst einmal den Leierkasten umschnallte und mit dem Affen durchs Land zöge. Vielleicht — aber reden wir doch nicht mehr von dem verdrehten Doktor —"

Es wurde still. Phosphor horchte angestrengt. Nur das ferne Dudeln des Leierkastens drang in seine Ohren.

Eine tolle Gedankenverbindung schoß jäh in ihm auf. All das, was ihn zerrüttete, war mit dem Leierkastenmann in sein Leben gekommen, und nun sah er diesem geheimnisvollen Manne nach, der wie ein Schicksal durch sein Leben geschritten war und die Fäden verwirrt hatte!

Deutlicher und plastischer trat er in seinen Gedankenkreis. Vor

ihm stand er und spielte die Drehorgel lockend und höhnend zugleich. Das Äffchen aber erhob sich, sah ihn mit den grünlichen Augen an und legte das Händchen zum Soldatengruße an sein Köpfchen.

Langsam entfernte sich der Leierkastenmann, rückwärtsschreitend und anwachsend, gewaltig, wie ein Gott des Schicksals.

Aus der Ferne noch, als er schon mit dem Grau ringsum verschmolzen war, erklangen die Töne seiner Orgel, sehnsüchtig und melancholisch zugleich. „Ich liebe ihn nicht! Ich liebe ihn nicht!"

Und Phosphor dünkte es, daß er sein Heil dort finden müßte, wo die Drehorgel spielte, denn er mußte sein Geschick packen, das sah er wohl ein.

Alles, was in ihm Willen hieß, trieb ihn zu dem Leierkastenmanne, und so raffte er sich endlich leise auf, schlich aus dem Zimmer und eilte hinaus ins Dunkle, lautlos wie ein Dieb.

Letztes Kapitel

Drum, — ist das Leben dir gnädig gesonnen,
Gibt es dir beides, den Durst und den Trank,
Grüble nicht weiter und lebe ihm Dank:
Wandle im Durst! — Aber weile am Bronnen!

Margarete Beutler: Neue Gedichte.

Wie dem Herrn Bauunternehmer Löffler ein lange ersehnter Gegenstand in der Dunkelheit vor die Füße rollt. Wie sich der Chorus des Ortes gebärdet. – Szenen im Löfflerschen Hause. Das Erwachen eines soliden Bürgers. Ausweisung Mathilde Bollhaasens aus dem Lande der Gerechten. Wie sie ihren Herrn später wiedertraf. Phosphor, der Märtyrer für die bürgerliche Freiheit. Phosphor, das Original, sieht den höchsten bürgerlichen Ehren entgegen. Von der ewigen Wiederkehr der Geschehnisse in den Generationen, die das Ende einer jeden Geschichte bedingt, die in der Banalität endigt. Wie aus dem Maispuk endlich eine Herbstschwermut wird, und wie einmal doch die Weisheit des Predigers Salomo über die Erkenntnis und Spott des Meisters Franz Rabelais triumphieren.

Der Herr Bauunternehmer Löffler saß in seinem altdeutschen Arbeitszimmer und sann ernsthaft über die Zuschrift eines Agenten nach. Mehr und mehr kam er zu der Überzeugung, daß er sehr dumm gehandelt hätte, sich mit dem Doktor Phosphor zu überwerfen, denn die Grundstücke des Doktors wurden mit jeder Nachricht, die er von seinen Schnüfflern und Spionen erhielt, besser. Aber wie sollte er sich an den Doktor machen? Immer noch war keine Nachricht von ihm da. War ihm wirklich etwas zugestoßen, dann war das Geschäft mit den Grundstücken in Frage gestellt.

Mißmutig erhob sich der Bauunternehmer: „Warum ist das Leben nur so schwer," seufzte er. „Nun muß ich mich um einen Menschen sorgen, der mir im Innern so wurscht ist!"

Just in diesem Augenblicke wurde heftig an die Tür geklopft, und eilig kam das hübsche Dienstmädchen hereingelaufen.

Der Bauunternehmer sah sie mißvergnügt an. Sie aber ließ sich durch seinen Blick nicht einschüchtern, sondern sprudelte heraus: „Denken Sie nur an, Herr Löffler, soeben ist ein Automobil beim Doktor Phosphor vorgefahren und ein langer, verhüllter Gegenstand wurde in der Villa abgeladen. Ich ging gerade vorüber, um Butter zu holen, da sah ich es!"

Der Bauunternehmer erwiderte, obwohl ihn diese Nachricht aufs höchste interessierte: „Es ist schon gut, Berta! Ein andermal aber stürmen Sie nicht so heftig ins Zimmer."

Schmollend über die geringe Freude, die ihrer interessanten Neuigkeit von der Herrschaft entgegengebracht wurde, ging die Maid hinaus. Der Bauunternehmer aber zog nach kurzem Nachdenken eine warme Joppe, die er bei Regen und auf dem Bau zu tragen pflegte, an und ging in das Dunkel, um „selbst zu rekognoszieren". Langsam schritt er die Villenstraße hinab zum Hause

Phosphors. Das lag ruhig und still da, aus dem Zimmer des Doktors leuchtete das sanfte, grüne Licht der Arbeitslampe, während sich an den Vorhängen des zweiten Fensters zwei Gestalten abhoben, von denen die eine das Profil von Fräulein Bollhaas trug, während die andere einen bartlosen Männerkopf zeigte.

Mehrere Dienstmädchen, eine alte Frau und ein alter Mann standen und beobachteten aufmerksam vom Gartenzaune aus das geheimnisvolle Haus. Der Bauunternehmer schritt schweigend an den Leuten vorbei. Er hütete sich, sie anzureden. Der alte Mann aber stapfte hinter ihm her und sagte in heiserem Tone: „Es ist etwas passiert, Herr Löffler! Sicher ist was passiert. Vorhin lief einer raus und ist durch die hintere Gartenpforte hinüber zum Walde schnell gerannt! Der hat's so eilig gehabt, als ob ihm Pfeffer im Hintern stäke."

„Konnte man sehen, wer's war?" fragte Löffler.

„Nichts Gewisses weiß man nicht! Aber eilig hat er's gehabt!"

Löffler ging weiter. Es war ihm peinlich, daß die Leute ihn erkannt hatten. Gewiß wurde das nun im Orte herumgetragen.

So kam er an das Ende der Straße, wo sich der Fahrweg senkte, während der Fußweg hoch an der Rampe emporstieg. Löffler ging unten auf dem Fahrweg weiter.

Da vernahm er über sich auf der Höhe etwas keuchen! Stimmen wurden hörbar, deutlich unterschied Löffler die Worte: „Verrückter alter Esel! Laß mich zufrieden!" Wieder begann das Keuchen. Der Bauunternehmer schaute empor und gewahrte zwei Gestalten, vermochte aber nicht zu unterscheiden, wer es wäre. Plötzlich gab es oben einen Ruck, die eine Gestalt taumelte und stürzte, sich überschlagend und mit dem Kopfe hart aufprallend, zu Füßen des Bauunternehmers nieder.

„Hallo," schrie Löffler aufs tiefste erschrocken auf, packte seinen Stock fester und gab seiner Stimme einen mutigen Klang: „Was soll das bedeuten?"

„Der verrückte Hund läßt mich nicht zufrieden!" brummte es von oben. „Ich weiß nicht, was er von mir wollte. Meinen Leierkasten sollte ich ihm geben!"

Mit diesen rätselhaften Worten verschwand die Gestalt oben ins Dunkle, während die andere Gestalt zu Füßen des Bauunternehmers auf der Fahrstraße regungslos wie ein Sack liegen blieb.

Löffler trat mißtrauisch zurück, zog seine elektrische Taschenlaterne aus der Weste und begann den Gestürzten zu beleuchten. Als der Strahl der Laterne das Gesicht traf, das zum Himmel emporblickte, glaubte der Bauunternehmer seinen Augen nicht zu trauen. Er erkannte den so lange vermißten Doktor Phosphor.

Einige Momente blieb er ratlos vor diesem Körper, der ihm so unerwartet in den Weg fiel, stehen. Er wußte nicht, wie er sich mit dieser außergewöhnlichen Situation abfinden sollte. Endlich bückte er sich vorsichtig über den Gefallenen, dem rotes, warmes Blut langsam durch die Haare sickerte. Zaghaft erfaßte er die Hand, befühlte die Stirn, behorchte die Brust. Phosphor lebte und atmete.

Löffler lief die Straße wieder ein paar Schritte hinauf und begann zu rufen. Bald ertönten Schritte, und der alte Mann, der ihn zuvor gesprochen, kam herangestapft.

„Helfen Sie mir, den Körper etwas höher zu legen, und holen Sie Hilfe," befahl Löffler.

Doch ohne daß der alte Mann einen Schritt zur Tür brauchte, wuchsen von allen Seiten Männer und Frauen aus dem Dunkel, als hätten sie schon bereit gestanden, um Hilfe zu bringen. Von drei Männern wurde Phosphor emporgehoben und in den Ort getragen.

„Sollen wir ihn in sein Haus bringen," fragte der alte Mann den Bauunternehmer, als sie in den Lichtkreis des Phosphorschen Hauses gelangten.

„Nein," erwiderte Löffler, ohne sich zu besinnen, „bringen Sie ihn zu mir, das wird besser sein!"

„Das glaube ich auch," sagte der alte Mann mit starker Überzeugung in der Stimme und blickte feindselig auf das Haus des Besinnungslosen hinauf, als ob in dem Gebäude alle Sünden und Teufel verborgen wären. Feindselig wie er, schauten auch die Träger und die begleitenden Männer und Frauen zu den Fenstern empor.

Bald war von dem wachsenden Zuge, der murrend und murmelnd im Dunkeln schritt, das Haus des Bauunternehmers erreicht. Löffler gebot dem neugierigen Dienstmädchen Ruhe, Phosphor ward auf einen Diwan gebettet. Der herbeigerufene Arzt untersuchte seinen Kopf und begutachtete, daß es nichts Gefährliches sei. Eine leichte Hirnerschütterung wäre das Schlimmste, und wenn Phosphor beim Erwachen sich wirr gebärde, brauche man durchaus nicht zu erschrecken.

Frau Löffler war außer sich über dieses Erlebnis. Als die fremden Männer gegangen waren, fragte sie ihren Mann, wie er nur so etwas tun könnte.

„Ich weiß, was ich tue," erwiderte Löffler. „Rufe vor allem jetzt Riccarda, daß sie sich neben den Patienten setzt und ihm Umschläge macht! Wenn er wieder zu sich kommt, soll er sie zuerst sehen."

Riccarda kam und kühlte den Kopf des Doktors nach dem Rezepte des Arztes, der sich um den schwer Ohnmächtigen zu schaffen machte. Endlich hob sich die Brust des Doktors stärker, er be-

gann zu ſeufzen und ſchlug die Augen auf. Sein Blick glitt irr in der Runde umher.

Da neigte ſich der Arzt über ihn: „Herr Doktor Phosphor," ſagte er zu ſeinem Stammtiſchfreunde aus dem Eiſernen Kreuz, „ich bitte Sie, erregen Sie ſich jetzt nicht! Sie haben einen Sturz getan. Augenſcheinlich iſt er gut abgelaufen! Aber Sie brauchen unbedingte Ruhe! Laſſen Sie ſich darum die Gaſtfreundſchaft des Herrn Löffler gefallen."

Phosphor nickte, ſeufzte und wandte den Kopf zur Wand. Leiſe gab der Arzt die Anordnung, daß das Licht verhangen werden ſollte, erklärte Löffler, daß alles ſehr gut ſtände, zeigte noch Fräulein Riccarda, wie die Umſchläge alle halben Stunden vorſichtig zu erneuern wären, und ging.

Löffler folgte ihm, und ſo blieb Doktor Phosphor und Fräulein Riccarda allein zurück.

Befriedigt äußerte ſich der Bauunternehmer zu ſeiner Frau über all dieſe Vorfälle, als das Dienſtmädchen die Haushälterin von Doktor Phosphor meldete, die mit einem fremden Herrn da ſei.

„Die Frechheit dieſer Perſon hat doch keine Grenzen," ſagte Frau Löffler in ehrlicher Entrüſtung. „Nachdem ſie gegen uns intrigiert hat, will ſie noch Zutritt haben."

„Laß ſie nur kommen, ich muß hören, was ſie will. Es iſt um unſeres zukünftigen Schwiegerſohnes willen beſſer, daß wir nicht alle Brücken zu dieſer Perſon abbrechen. Sonſt nehmen wir uns die Möglichkeit, dieſe Angelegenheit ſtill und ſachlich zu erledigen."

„Führen Sie doch das Fräulein in mein Arbeitszimmer," ſagte er zu dem hübſchen Dienſtmädchen, das mit aufgeriſſenen Augen und Ohren zugehört hatte.

„Soll ich den Mann, den sie bei sich hat, auch mitbringen?“ fragte die Maid neugierig.

„Führen sie alle beide in mein Arbeitszimmer,“ entschied Löffler.

Frau Löffler vermochte dies Verhalten ihres Mannes nicht zu begreifen, aber wie sie es gewohnt war, fügte sie sich seinem maßgebenden Willen. Doch um ihrer persönlichen Meinung genugzutun, wartete sie bis Fräulein Bollhaas mit Jordis eintrat. Alsdann verließ sie das Zimmer im majestätischen Schritte, indem sie zweimal vor sich hinmurmelte: „O pfui, O pfui!“

Jordis sah ihr nach, kniff ein Auge zu, blickte alsdann Löffler an mit einem so zweifelhaften und mitleidigen Gesichte, daß der selbstsichere Bauunternehmer ein wenig aus der Contenance kam und mit ein wenig belegter Stimme fragte: „Mit wem habe ich das Vergnügen?“

Jordis legte den Kopf stolz zurück und sprach mit unnachahmlicher Hoheit: „Es erfüllt mich mit Freude, daß Sie es mir ansehen, daß ich zu den Menschen gehöre, die Vergnügen um sich verbreiten. — Mein Name ist nicht unbekannt in der Wissenschaft und der Kunst; ich heiße Jordis und bin meinem Metier nach ein Pantagruelist.“

Diese unvermutete Antwort brachte den Bauunternehmer aus der Fassung.

Mathilde merkte aus diesen Worten sofort, daß ihr Begleiter sich neben der Suche nach dem Doktor Phosphor auch intensiv mit einer Likörflasche beschäftigt hatte, die sie selbst ihm sorglich für die Stärkung des Doktors mitgegeben hatte. Sie drängte daher den Philosophen energisch zurück und fragte: „Ist es wahr, Herr Löffler, daß sich der Doktor Phosphor in Ihrem

Hause befindet? Seit drei Stunden bin ich in der größten Sorge um den schwerkranken Mann."

„Dieser Sorge, Fräulein Vollhaas, sind Sie jetzt enthoben," erwiderte der Bauunternehmer, „ich werde meinen Schwiegersohn selber bis zu seiner völliger Genesung pflegen. Sie selbst und Ihren Anhang bitte ich, das Haus des Doktors alsbald zu räumen und mir die Schlüssel einzuhändigen. Ich werde Ihnen drei Monate Lohn und Kostgeld auszahlen. Falls Sie sonstige Ansprüche haben, bitte ich Sie dieselben schriftlich bei mir einzureichen. Ich denke aber, Sie können es mit dem, was Sie durch Ihr bisheriges Verhalten geerntet haben, bewenden lassen. Sonst könnte es geschehen, daß sich irgendeine andere Stelle schärfer mit Ihren Machenschaften beschäftigt!"

Die Zornesröte trat Fräulein Vollhaas ins Gesicht:

„Ich weiß nicht, wie Sie zu diesen dunklen Beschuldigungen kommen! Ich sehe in Ihnen nicht die Person, die mir eine Entlassung mitzuteilen hat. Nach dem Verhalten des Doktors mir gegenüber kann ich es nicht glauben, daß Ihre Kündigung seiner Meinung entspricht! Ich kann es mir denken, daß der Doktor mich von seinen Diensten entbindet, weil er will, daß ich mich mit völliger Hingabe der Gesangskunst widme, aber die Form, deren Sie sich bedienen, würde Doktor Phosphor mir gegenüber nie anwenden!"

In dieser Weise war der Bauunternehmer noch nie in seinem Leben angepfiffen worden. Bisher hatte noch immer er die Leute angepfiffen und damit den Sieg für sich entschieden, so wie eine zuerst feuernde Batterie den artilleristischen Gegner leicht niederkämpft. Vor Überraschung blieb ihm seine Ladung, die er Fräulein Vollhaas an den Kopf zu schleudern gedachte, im Rohre, das heißt in der Gurgel stecken.

Jordis hatte über den Zusammenprall dieser beiden Gegner eine wahrhaft aufrichtige Freude, ähnlich der, die der Manöverbummler über die Anstrengungen der Soldaten empfindet. Er suchte darum in zuvorkommender Weise das Gefecht wieder in Bewegung zu bringen, indem er sich an den Bauunternehmer außerordentlich freundlich mit den Worten wandte:

„Der Doktor Phosphor, dieser außerordentliche Kunstfreund, hat bereits für Fräulein Mathilde 20000 M. bereitgestellt, damit sie sich in aller Ruhe bei dem ersten Gesanglehrer ausbilden lassen kann. Diese Schenkung ist in Gegenwart von Zeugen erfolgt und in mündlicher Form mit dem Gesangsprofessor ein förmlicher Kontrakt abgeschlossen worden!"

„20000 M." schrie Löffler und schnappte nach Luft, wie ein auf dem Lande liegender Hecht. „Ja, ist denn der Doktor Phosphor verrückt geworden! Ich denke, Sie gelten gar nicht als die Mutter seines Kindes!"

Mathilde zitterte vor Zorn. Tränen über diese Roheit traten ihr in die Augen. „Allerdings ist Phosphor nicht der Vater meines Kindes, und dieses Kindes wegen habe ich den Antrag, den er mir machte, abgewiesen. Er aber wollte in anderer Weise für mich sorgen — es war die selbstloseste Handlung, die ich je gesehen habe!"

Löffler lachte höhnisch.

„Diese Selbstlosigkeiten kenne ich! Ich glaube an sie ebenso wie an die berühmte platonische Liebe, die ja mit solcher Selbstlosigkeit immer verbunden zu sein pflegt! Ich werde die Angelegenheit meinem Anwalt übergeben, dieser mag die Sache untersuchen."

„Gut, und ich werde zur Polizei gehen und melden, daß Sie einen Menschen wider seinen Willen hier im Hause zurückhalten," rief Fräulein Vollhaas aufs tiefste empört.

„Gehen Sie nur zur Polizei," erwiderte Löffler, „aber ich sage Ihnen, ich gehe sofort mit! Wir wollen doch einmal sehen, ob solchen Personen, wie Ihnen, das Handwerk nicht gelegt werden kann!"

Jordis, der diese Wendung für Mathilde nicht wünschte, fand sofort das Mittel, dieses Vorhaben zu inhibieren: „Ein entzückender Skandal wird das werden," rief er, „wie werden sich die lieben Leute darüber freuen!"

Stumm standen sich der Bauunternehmer und Mathilde gegenüber. Endlich sagte Löffler mit zusammengekniffenen Augen:

„Ich gebe Ihnen bis zum Nachmittag Zeit. Wenn Sie sich alsdann entschließen können, den Ort ohne Aufsehen in aller Stille zu verlassen, so werde ich gegen Sie nicht vorgehen. Im anderen Falle aber seien Sie gewärtig, daß ich das, was Sie getan, an die große Glocke hängen werde! Lassen Sie sich darum gewarnt sein, Fräulein Vollhaas!"

„Ehe ich meine Entlassung nicht vom Doktor Phosphor bestätigt habe, entferne ich mich keinen Schritt!"

Mit diesen Worten verließ Mathilde das Zimmer. Löffler, der mit einem unsichern Blick Jordis, der Miene ihr zu folgen machte, musterte, hielt diesen fest. Augenzwinkernd sagte er:

„Ich kann mir denken, in welchem Verhältnisse Sie zu diesem Fräulein stehen. Es soll nicht Ihr Schade sein, wenn Sie sie ohne Aufheben entfernen. Zu holen ist bei Phosphor doch nichts mehr!"

Mit diesen Worten nahm der Bauunternehmer einen Hundertmarkschein aus dem Portefeuille und gab ihn Jordis.

Dieser lächelte, aber er nahm den Schein und sagte:

„Ich pflege diese Papiere nie zu verschmähen! Im übrigen sind Sie aber auf dem Holzwege!"

Während dieser Zeit lag der Anlaß dieser heroischen Kämpfe, der gute Doktor Phosphor schwer und gesund schnarchend auf dem Diwan, zu dessen Füßen das bräutliche Mädchen Riccarda saß und getreu der väterlichen Weisung darauf wartete, daß der Blick des Erwachenden zuerst auf sie fallen möchte.

Pünktlich erneuerte sie die Umschläge, die der Arzt verordnet hatte, und kam sich so romantisch vor bei dieser Beschäftigung, daß ihrem träumerischen Sinne die Zeit von beinahe sieben Stunden durchaus nicht langweilig erschien.

Ab und an steckte der Vater oder die Mutter den Kopf in die Türe und fragte interessiert: „Schläft er noch? Was macht er?"

Am Morgen, als es bereits hell war, versammele sich die ganze Familie erwartungsvoll um das Lager des noch immer schnarchenden Doktors, um ängstlich abzuwarten, was der Doktor tun und sagen würde, wenn er erwache.

Vater Löffler saß mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen da, wie ein alter Uhu, seine Frau machte ein melancholisches Gesicht, Riccardas Wangen glühten, sie fand es so „furchtbar interessant".

Vater Löffler wurde die Zeit lang. Mutter Löffler lag in ihrem roten Morgenrocke in einem Stuhle und las bereits wieder in einem spannenden französischen Romane. Riccarda musterte das Gesicht des Erwählten und gestand sich, daß es doch ein ganz hübscher Mann wäre. In den weißen Bettüchern gewann er ohne Frage, auch hatte er so interessante Ringe um die Augen.

Endlich streckte sich der also umlauerte Gast, wälzte sich zweimal hin und her, reckte die Hände über den Kopf zurück, gähnte behaglich zwei, drei Male und schlug langsam die Augen auf, die ziemlich verdutzt und blöde rings im Kreise herumliefen.

Löffler gab Riccarda, die verträumt daſaß, einen Rippenſtoß, damit ſie in den Geſichtskreis des Ruhenden träte.

Als Phosphors Blicke auf das ſich zaghaft heranſchiebende Mädchen niederſanken, ward er vor Scham blutrot, ſchloß krampfhaft die Lider und kniff ſie beharrlich zuſammen, während er ſeinen Körper in eine Kugel einem Igel gleich zuſammenrollte und ſich voll Anſtand unter der züchtig weißen Bettdecke verbarg.

Unter der Bettdecke hervor tönte angſtvoll und erſtickt ſeine Stimme:

„Gnädiges Fräulein, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, aber ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich in dieſe unſchickliche Lage komme!“

„Kinder, geht hinaus,“ ſagte Löffler zu der erſtaunten Tochter und der von der Lektüre aufblickenden Mutter, „dieſe Äußerung verrät immerhin einen gewiſſen Grad von Geſundheit, ich will jetzt mit ihm allein ſprechen.“

Als Phosphor die Tür gehen hörte, ſteckte er fein vorſichtig den durch die Bettwärme apoplektiſchrot gewordenen Kopf hervor, ſenkte aber vor dem Bauunternehmer beſchämt die Augen.

Löffler aber fragte, ohne auf das Voraufgegangene irgendeinen Bezug zu nehmen: „Lieber Doktor, wie geht es Ihnen jetzt?“

Phosphor fuhr ſich unwillkürlich an den Kopf. Als er die Beulen ſpürte, die von ziemlicher Dicke ſich mitten auf ſeinem Schädel befanden, kam ein Gefühl logiſcher Erleichterung über ihn. Er begriff, fragte aber taſtend die banale und konventionelle Frage: „Ich weiß nicht, wie ich hierher komme?“

Löffler lachte vergnügt und erzählte dem Zuhorchenden, wie er ihn am Abend zuvor gefunden hatte.

Phosphor hörte aufmerkſam zu. Es war eine merkwürdige

Leere in seinem Hirn, obsonderlich und verschroben erschien ihm, was der zukünftige Schwiegervater ihm erzählte. Er versuchte sich vorzustellen, wie er in diese seltsame Situation gekommen sei, aber es fehlte ihm jede Verknüpfung, er hatte ein Schwindelgefühl, wie ein Mensch, der sich über einen dunklen Abgrund beugt. So stark wurde dieses Gefühl, daß es ihn körperlich übermannte und er wie geschwächt in seine Kissen zurücksank.

„Sie sind noch sehr angegriffen?" fragte der Bauunternehmer besorgt.

„Nein," entgegnete Phosphor, „aber ich kann mich so schwer besinnen, ich muß doch noch recht benommen sein, sagen Sie mir doch, welchen Tag wir heute haben."

„Montag morgen," erhielt er zur Antwort.

„Montag, ja da sollten Sie doch zu mir zur Maibowle kommen," sagte Phosphor im tastenden Tone, denn er spürte sich so langsam in das alte Geleise seines Gedanken- und Gewohnheitslebens zurück.

Löffler lachte ein wenig krampfhaft. „Nein," meinte er, „die Bowle haben wir schon acht Tage hinter uns. Und ich hoffe, Sie werden jetzt die fatalen Ereignisse von einem anderen Gesichtspunkte aus ansehen. Oder halten Sie noch immer an Ihrer Schrulle mit Fräulein Bollhaas fest?"

Phosphor schaute den Bauunternehmer mit großen blöden Hammelaugen an: Er verstand nicht, wovon die Rede war. Die acht Tage waren aus seinem Leben ausgelöscht, wie Schriftzeichen von einer Schiefertafel. Vielleicht war durch den erneuten Sturz das Uhrwerk seines alten Lebens wieder in Gang gekommen, vielleicht hatte der Taumel der letzten Tage dazu beigetragen. Genug, er erinnerte sich an nichts mehr.

Der Bauunternehmer deutete sein Schweigen für Scham, legte ihm die Hand freundlich auf die Schulter und sagte: „Nun, wir wollen von diesen unangenehmen Dingen nicht mehr reden. Streichen wir diese einfach aus, behandeln wir sie, als wären sie nicht geschehen, und sinnen wir nur darüber nach, wie wir alles zum besten kehren."

Phosphor lag wie in einer Lähmung befangen da. Er konnte sich nicht deuten, was Löffler meinte, aber er wollte auch nicht fragen, denn es genierte ihn zu zeigen, daß er eine Zeitlang geistesabwesend gewesen war. Und so schwieg er, horchte gespannt auf jedes Wort, um dieses Rätsel, das ihn umgab, zu entwirren.

„Am besten ist es," sagte Löffler, der sich den Fall eine Zeitlang überlegt hatte, „du gibst mir die Vollmacht, daß ich die Angelegenheit mit der Bollhaas aus der Welt schaffe."

Den zuhörenden Phosphor riß es: Was hatte sein Sturz und diese ganze Sache mit seiner Haushälterin zu tun? Schon lag ihm eine Frage auf der Zunge, da aber fuhr Löffler fort:

„Wir wollen gegen die Person anständig sein. Ich setze ein Schriftstück auf, daß sie alle Geschenke, die sie von dir erhalten hat, behält, ihrerseits aber auf jeden Anspruch verzichtet."

„Ja aber ich verstehe durchaus nicht, was die Person für Ansprüche macht. Ich bin ihr gegenüber durchaus zu nichts verpflichtet."

Löffler lachte und deutete sich das auf seine Weise. Nun glaubte er alles zu verstehen. Phosphor war nur deshalb so vernarrt in diese schlaue Person gewesen, weil diese es verstanden hatte, ihn hinzuhalten. Fälle, daß durch eine solche plötzliche Begierde ein Mann all seinen Verstand gänzlich verlor, kannte der welterfahrene Schlaukopf zur Genüge. Deshalb vermeinte er auch die

„Erbitterung", die er an Phosphor wahrzunehmen glaubte, richtig zu deuten.

Er antwortete darum lächelnd: „Lieber Schwiegersohn, laß mich nur diese ganze Angelegenheit ordnen. Du beweist mir dadurch ein Vertrauen, daß mich mit deinem letztherigen Betragen mir und meiner Familie gegenüber vollkommen aussöhnt."

Phosphor war zu beschämt, zu verwirrt und zu erschöpft, um sich dieser dringenden Überredungskraft entziehen zu können. Er hatte das sichere Gefühl, daß er keinen Fehler mache, wenn er seinen zukünftigen Schwiegervater mit dieser dunklen Angelegenheit betraute. Über seinen Zustand beschloß er später heimlich den Arzt zu befragen, denn der war durch sein Amtsgeheimnis gebunden. Und so unterzeichnete er ein Schriftstück, das dem Bauunternehmer eine absolute Vollmacht gab, und legte sich wieder in seine Kissen zurück. Da sann er nach und suchte den Anschluß an sein verflossenes Leben. Langsam kam die Erinnerung an den verhängnisvollen Montag zurück, er sah wieder den gedeckten Gartentisch vor sich mit dem Kuchen und den Bowlengläsern. Er wußte auch, daß der Tag unter dem Zeichen einer falschen Wettervorhersage stand, aber weiter wußte er nichts und vermochte sich auch an nichts mehr zu erinnern. An einer Stelle riß der Faden plötzlich ab. Er dachte sich, es müsse dies wohl mit seinem Kopfe zusammenhängen, und war sehr beruhigt, als der Doktor, der ihm einen Besuch machte, dies bestätigte und gar nicht für so außergewöhnlich erklärte. „Sie können ganz ruhig sein, das Gedächtnis an diesen Tag kommt schon wieder, darauf können Sie sich verlassen," tröstete ihn der wackere Arzt. Und der gute Phosphor glaubte es, weil es ihm eine Autorität versichert hatte.

Der Bauunternehmer aber redete inzwischen „deutsch" mit Mathilde Vollhaas, wie er es nannte. Er wies seine Vollmacht vor und war außerordentlich geschäftlich. Einen Revers hatte er mitgebracht, indem Mathilde sich verpflichten sollte, sich aller weiteren Ansprüche beim Doktor Phosphor zu begeben, und ihn auch künftighin nicht durch Briefe zu belästigen.

Die gute Mathilde vermochte all das, was ihr vorgeworfen, zugestanden, untersagt wurde, nicht zu begreifen. Sie konnte der erneuten Umwandlung Phosphors weniger folgen als der ersten, denn wie brachte sie diese verrückten Umstände alle zusammen: An einem Tage wird sie von Phosphor fürstlich beschenkt, dann aber verschwindet der Doktor, bis sie ihn endlich in einem Gefängnis wiederfindet und befreit. Sie bringt den Geistesabwesenden nach Hause. Abermals verschwindet er, um in das Haus des Mannes zu gelangen, mit dessen Tochter er die Verlobung ihretwegen gelöst hatte, und schickt ihr gerade diesen Mann, um sie barsch aus dem Hause zu weisen.

Der Philosoph Jordis hatte schon vor dem Auftreten Löfflers gut reden gehabt, um ihr die Selbstverständlichkeit solcher „Peripetien oder Umschwünge in der menschlichen Natur" klarzumachen. Sehr galant hatte er das Wort, das Franz von Frankreich in die Fensterscheibe des Schlosses Blois kratzte, ihretwegen umgewandelt und ihr gesagt:

„L'homme se varie, fou qui s'y fie!"

Unähnlich den Männern, die bei Frauen diesen Spruch unbedingt glauben, hatte sie das abgeleugnet und die dunkelsten Vermutungen angestellt. Denn es gehört zur Eigentümlichkeit des weiblichen Geschlechtes, daß es durch Tatsachen allein nie befriedigt wird, es fragt gern nach dem Wie. Die Frage nach dem Wie haben

Frauen und Künstler, die ja auch sonst noch manche Verwandtschaft zeigen, gemein.

Jordis, der Mann, der da wußte, daß einem jeden Traume ein Morgen und ein Erwachen folgt, hatte auf diesen Umschwung schon lange gerechnet. Noch jeder Mensch, den er eine Zeitlang faszíniert hatte, war ihm plötzlich, mit einem Rucke gewissermaßen, untreu geworden. Und er hatte diesen Menschen dann sehr bald vergessen, indem er ihn einfach einen phantasievollen Gesellen, einen kümmerlichen Philister, einen gänzlich unpantagruelischen Menschen nannte. Und dies war auch der gute Phosphor jetzt bereits in seinen Augen. Für ihn stand es fest, daß „Phosphor abbrach", weil ihm die Geschichte zu teuer kam, und er erklärte Mathilden, hier könne sie den Fluch des Goldes, des großen Banalisators der Menschheit einmal klar erkennen. Mathilde aber hatte nur einen Wunsch, sie wollte Phosphor persönlich noch einmal sprechen. Wollte ihn sehen! ehe das geschehen war, fühlte sie sich voller Ungewißheit und Unruhe.

Allein der Bauunternehmer, dem sie dies sagte, schlug es ihr rund ab. Er könne ja verstehen, daß sie ein Interesse an diesem Mann habe, fügte er voll Ironie hinzu, aber sie müsse einsehen, es wäre des Ärgernisses genug. Voller Widerstreben fügte sie sich in ihr Schicksal und verließ den Ort, an dem sie gleichmäßig drei Jahre lang gelebt, und der ihr dennoch in der letzten Woche so viel Närrisches gezeitigt hatte, still und ohne großes Aufsehen in der Begleitung ihres Kindes.

Der Umstand, daß ein Mann auf den Kopf gefallen war, setzte sie in den Stand, sich ruhig ihrer künstlerischen Ausbildung und ihrem Kinde zu widmen. Sie hatte alle Bedingungen, als da sind Ernst, Talent, Stimme und ein gesunder Körper. Von Liebesillu-

sionen, die am eheſten das künſtleriſche Leben der Frauen vernichten können, war ſie durch Phosphor befreit. Ihre Zukunft zu prophezeien vermag Niemand, denn auch die ſchönſte Apfelblüte braucht keine Frucht zu zeitigen. Über künftige Menſchenſchickſale nachzugrübeln, iſt ein verlorener Traum.

Ihr Wunſch, Phosphorn zu ſehen, verwirklichte ſich. Sie traf den guten Doktor vor dem Bahnhofe, da er ſeine Hochzeitsreiſe mit Riccarda, ſeiner zärtlichen Pflegerin antrat. Allein der Doktor erkannte ſie kaum, grüßte nur halb, wandte ſich ab und ging an ihr vorüber. Zärtlich ſchlang er den Arm um ſeine junge Frau, als ſie die Stufen der breiten Bahnhofstreppe hinaufſtiegen. Riccarda aber wandte ſich zurück und ſchaute das verſteinert daſtehende Fräulein Bollhaas ſpöttiſch an.

Als Mathilde beiden nachſchaute, fand ſie plötzlich eine Erklärung für Phosphors Verhalten, die ſie ſo lange geſucht hatte. Der Doktor hatte in ſeiner Gefängnishaft das Törichte ſeiner Leidenſchaft zu ihr eingeſehen, hatte dieſer Leidenſchaft mutig entſagt und war, um männlich alles zu klären, in die Arme ſeiner Verlobten zurückgekehrt. Faſt zärtlich ſchaute die gute Mathilde den beiden Menſchen nach, und freute ſich, daß ſie damals gegen die Werbung des Doktors feſt geblieben war. „Er iſt doch ein guter und tüchtiger Mann und verdient ſein Glück," dachte ſie und ging ihren Weg weiter.

Phosphor war wieder völlig der Mann, der er vor jenem denkwürdigen Nachmittage geweſen war, da der Leierkaſtenmann in ſein Leben trat. Bald hatte ſich das Gerede der Mitbürger gelegt, denn das regelmäßige, anſtändige Leben, das der Doktor führte, machte die lauten Zungen verſtummen.

Allein er galt dennoch in allen Kreiſen, in denen er verkehrte,

als ein „origineller" Mensch. Soviel Eindruck hatte doch die Woche, da er sich aus dem Alltagstrott des Daseins entfernt hatte, auf seine Mitmenschen gemacht. Und für seine kleine romantische Frau Riccarda war das eine große heimliche Freude. Um dieser dunklen acht Tage willen, von denen der Doktor nichts wußte, liebte sie ihn.

Noch mehr aber stieg diese stille Bewunderung bei Riccarda und wurde getragen von dem Staunen aller guten Bürger, als es bei den Gerichtssitzungen wegen der Wahldemonstrationen an den Tag kam, daß auch Phosphor zu den Opfern dieser Tage gehörte. Der Gefängnisarzt bezeugte, in Übereinstimmung mit dem Hausarzte, daß Phosphor eine nicht ungefährliche Hirnerschütterung davongetragen haben mußte. Da ward der gute Doktor plötzlich ein Märtyrer der bürgerlichen Freiheit und wurde, als er zum ersten Male danach in seinem politischen Verein erschien, mit Bravo und Händeklatschen empfangen. Vor der ganzen Versammlung zog der Herr Handelsamtsvorsitzende Liebenkiel ihn an seine weiße Weste und erklärte, solche Männer der Tat könne die Partei brauchen. Da drängte sich auch alsbald der Herr Oberlehrer Pröbstler an des Doktors Seite und schüttelte ihm mannhaft die Hand. Und bis in später Stunde wurde der Bürgerheld Phosphor am Stammtische im Eisernen Kreuz gebührend gefeiert.

Mit der stillen selbstverständlichen Würde, die ihm so gut stand, ertrug Phosphor diese Ehren. Nun erschienen ihm diese acht dunklen Tage nicht mehr so dunkel, und so wie der Baum eine Verletzung seines Stammes ausfüllt, füllte sich das Leben dieser acht Tage mit politischen Erlebnissen aus, die er alle in der Zeitung gründlich nachgelesen hatte.

Zweierlei nur war ihm aus jener Zeit geblieben, die Vorliebe für gut zubereitete Speisen und die Abneigung gegen Leierkasten-

spiel. Mit seiner verfeinerten Zunge und seinen Geschmacksforderungen brachte er sämtliche Köchinnen seiner Frau zur Verzweiflung. Die Abneigung gegen Leierkastenspiel aber fiel nicht auf, da er sie mit andern teilte.

Sonst aber war ihm eine jede Erinnerung so vollständig aus dem Kopfe geschwunden, daß er, als ihn eines Tages ein vergnügt die Straße dahermarschierender Mensch mit den Worten begrüßte: „Guten Tag, Doktor Phosphor, wie schade, daß du nicht mehr im Pantagruelismus phosphoreszierst, sondern dich still als Streichholzbüchse des bürgerlichen Lebens verbrauchen läßt," diesem offenbar betrunkenen Individuum einfach den Rücken kehrte und zum größten Gaudium des besagten Individuums, das kein anderer als der Philosoph Jordis war, weiterging.

So verleugnete er die Epoche seines Lebens, durch die er sein Lebensglück begründete, denn er sollte durch sein Märtyrertum um die Freiheit zu der höchsten Stufe eines politisch tüchtigen Bürgers emporsteigen, als Mitglied des Reichstages sollte er erwählt werden, um mitzuberaten an den Geschicken des Volkes. Diese Verleugnung aber, die bei ihm nicht aus Absicht geschah, ist ihm mit vielen politischen Männern gemein, die auch teils aus Bescheidenheit, teils aus Scham die Selbstverleugnung für manche Zeiten ihres Lebens sich zum Prinzip machen.

Wir aber brauchen das Leben des guten Bürgers und würdigen Familienvaters nicht weiter zu verfolgen. Statt sich mit dem krankhaften Grübeln um den Sinn des Daseins abzuquälen, wie zu der Zeit, da er auf den Kopf gefallen war, beschäftigt sich Phosphor jetzt mit den Geschicken der Nation und vollbringt sein Tagewerk, wie es einem tüchtigen Manne geziemt, der da nach dem Worte lebt: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der

morgende Tag wird für das Seine sorgen, es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe!" Und warum sollte sich der Doktor Phosphor auch sorgen? Zum Leben hat er genug, und der kleine Phosphor, der in der Wiege liegt und den er sich heranzieht, auf daß er wacker die goldene Mittelstraße des Lebens beschreite, wird sicherlich alle die Fragen lösen, die der Vater nicht lösen konnte, oder wird sie mutig seinem Sohne weitergeben.

Genug. Wir alle kennen das Leben dieser unentbehrlichen und wackeren Menschen, dieser Phosphors, vor denen der unsere nur den einen Vorzug voraus hat, daß er einmal während acht Tagen seines Lebens wirklich phosphoreszierte, während die anderen nur über die Stränge schlagen.

Genug. Wir kümmern uns auch nicht mehr um die Geschicke von Mathilde Vollhaas, und auch den Pantagrueliſten Jordis lassen wir sein Leben weiter genießen, getreu seinem Meister Franz Rabelais, der doch immerhin zu den weisesten Menschen gehört im Sinne des Predigers Salomo: „Denn ach alles ist eitel außer Essen und Trinken — aber siehe, auch dieses ist eitel."

Es ist eine tolle Maigeschichte, die ich berichtet habe, und vielleicht war der Mai daran schuld, daß dem Doktor Phosphor der Saft zu üppig ins Hirn schoß. Aber ach, auf den Mai folgt der Juni, dem Juni der Juli, und ehe du dich's versiehst, bist du vom strahlenden König Herbst in den toten Monat November geleitet. Du gehst durch die Wälder, deren Stämme dem Winter entgegenzittern, das letzte rote Laub rieselt herab und kehrt zagend zurück zur Erde, aus der es emporstieg bis zu den Wipfeln der stolzen Stämme. Und du wirst matt und wirfst dich unter einen alten Baum auf die feuchte, kalte Erde, und starrst durch die leeren Zweige hinauf zum grauen Himmel. Rings um dich tropft es

und klopft es, alles, was war und blühte im Jahre, wird von den stillen und leisen Kräften der Erde zu Grabe getragen. Deine Haut wird kühl und du sagst dir, wie wohl muß es sein, auszuruhen von all dem närrischen Tun.

Bald aber mußt du auch dieses belächeln, denn siehe, alles ist eitel, selbst die Schwermut über das sterbende Jahr.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.

PT
2611
R39P5

Freksa, Friedrich
Phosphor

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 05 15 017 6